

NR. 613—621

APRIL 1923

XXV. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

Hochzeitsgäste / Leidtragende / Glossen / Großmann / Nestroy-Zyklus / Die letzte Nacht / Notizen / Verse. Von Otto Weininger / Unpopuläres und anderes / Frau Fanto trägt ein Ecu-Creme-Crepe-Souplekleid

NACHDRUCK VERBOTEN

Preis dieses Heftes:

K č 14'—

An dem Zuschlag, den Buchhandlungen und andere Verschleißstellen einheben, ist der Verlag nicht beteiligt

VERLAG 'DIE FACKEL', WIEN

III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 :: TELEPHON NR. 42255

ERSCHEINT MINDESTENS VIERMAL IM JAHRE.

DIE FACKEL

Nr. 613—621

ANFANG APRIL 1923

XXV. JAHR

Hochzeitsgäste

(Die Hochzeit eines zum Tode Verurteilten.) Im Militärgefängnis von Mailand fand kürzlich eine traurige, tief ergreifende Feier statt. Ein wegen Desertion zum Tode verurteilter junger Soldat hatte an sein Kommando die Bitte gerichtet, mit seiner Braut getraut zu werden, um ihrem zu erwartenden Kinde die Legitimität zu geben. Dieser Bitte wurde willfahrt und an dem für die Trauung festgesetzten Tage erschien die Braut, ein junges Mädchen aus dem Valtellin, in Begleitung ihres Onkels in Mailand. Die Ziviltrauung wurde im Sitzungssaal des Militärgerichtshofes durchgeführt. Als Zeugen fungierten ein Oberst und ein Rechtsanwalt sowie die Prinzessin Arese und die Gräfin Castiglioni, die als Patronessinnen eines patriotischen Hilfsvereins erschienen waren. Darauf begab sich der seltsame Hochzeitzug in das Gefängnisgebäude zurück und dort fand in der Hauskapelle die kirchliche Einsegnung des Paares statt, die der Gefängnisgeistliche vollzog. Gleich nach der Trauung mußten die Neuvermählten wieder Abschied voneinander nehmen und die heftig weinende junge Frau, die einen kleinen, ihr von den Offizieren gespendeten Blumenstrauß in der Hand hielt, wurde von ihrem Onkel wieder in die Heimat zurückgeleitet. Der Trauungszeremonie hatten sämtliche Mitgefangene des Bräutigams beiwohnen dürfen.

Gedruckt gleich hinter der Versicherung, daß speziell im Grand Hotel von Kitzbühel sich allabendlich ein glänzendes Bild mondänen Lebens entwickelt, während der Sporting—Club die internationale Lebewelt vereinigt. Was diese Welt aber in Wahrheit für eine Sterbewelt ist und welch ein Leichnam von Menschheit ihr Verweser ist, erfährt man schon, wenn man nur das andere Bild für sich betrachtet und sich vorstellt, zu welcher tief ergreifenden Feiern sie doch von Zeit zu Zeit das Animo findet. Um die Legitimität des zu erwartenden Kindes besorgt, nicht darum, ihm den Vater zu erhalten, wird ihr im Sitzungssaal des Militärgerichtshofes weich ums Herz. Es würde ihr schier brechen, wenn nicht der Bräutigam eben ein Deserteur wäre, also der einzige Mensch in der Hochzeitgesellschaft und einer, der so weise war zu glauben, daß das Menschenleben zu etwas besserem tauglich sei als sich von bunt tappezierten Trotteln zum Schlachtviehtransport abrichten zu lassen. Aber — wie sagt doch Salten —: Es muß sein. Und es muß fürs Vaterland wie abgerichtet so auch hingerichtet sein, und jene Institution, die dazu da ist, zu aller Untat, die sich die Menschheit antut, ihren Segen zu geben, ist bereits zur Stelle, nicht ohne daß man zwischen dem Oberst und dem Rechtsanwalt, die die Ehre haben, Zeugen dieser Scheußlichkeit zu sein, Patronessinnen eines patriotischen Hilfsvereins bemerkt und zwar eine Prinzessin und eine Gräfin,

also allem Anschein nach Frauen. Offiziere haben einen Blumenstrauß gespendet und werden sich vielleicht noch im Sporting—Club von Kitzbühel dieser Galanterie erinnern. Die Mitgefangenen, die vielleicht Mitgehangene sind, durften der Trauungszeremonie beiwohnen. Der Onkel führte die junge Frau in die Heimat zurück, wo es kein Wiedersehen gibt, und der Ehemann ging in die ewige Hochzeitsnacht. Alles in allem: nur durch die Handlung, nicht aber auch durch Zeit und Ort der Tragödie dieser Menschheit entrückt zu sein, ist Schmach, Reue und Schüttelfrost. Wäre man als Jaguar und nicht als Zeitungsleser auf die Welt gekommen, die Bestialität, die einen mit den anderen Geschöpfen (nicht mit seinesgleichen) verbände, hätte nichts von jener Blasphemie der Humanität an sich, die das Menschentier zu einer so hoffnungslos verlogenen und von der Seele stinkenden Kreatur macht.

Leidtragende

Von allen Seiten her hat die Neue Freie Presse nebst dem, was sie aus eigenem an Schmockerei beisteuerte — und das ist in Familienfällen nicht wenig — dem Andenken Hugo Wittmanns huldigen lassen. Außer der nahestehenden Dame, die das Ableben eines hohen Achtzigers mit den Worten »Das Unfaßbare — wir können es nicht fassen« beklagt hat, wurden »Stimmen hervorragender Schriftsteller« aufgeboten, also zumeist solcher, an deren Qualität gemessen der solide Geschmacksgehalt eines Wittmann wirklich als die Potenz erscheint, zu der sie ihn erheben. Es kann ja auch gar keinem Zweifel unterliegen, daß alles was vor fünfzig bis dreißig Jahren in der Wiener Presse tonangebend war — wobei von Künstlern wie Speidel und Spitzer, ganz abgesehen werden darf —, geistig und sittlich chimborassomäßig das nur unter dem Meeresspiegel auffindbare Niveau von heute überragt. Herr *Bahr* benutzt die Gelegenheit, um zu enthüllen, daß das Wiener Feuilleton, dessen Kunst bekanntlich darin besteht, »aus jeder beliebigen Gelegenheit die Wunder der Sprache hervorberechnen zu lassen«, vom römischen Forum herkomme. Dann hätte es sich aber auf dem weiten Weg bis zum Schottenring erstaunlich konserviert.

Cicero ist unser Ahnherr und Horaz in seinen Episteln das Vorbild unserer Tugenden und Laster. Auch Petrarca und Cola di Rienzo, die Briefkünstler, gar aber die deutschen Humanisten haben wir in unserem Pedigree; doch auch in der *Vita nuova* schon sind ein paar Gedichte Dantes in ein Feuilleton zum Kranz geflochten.

Cola? Kranz? Das wären Anhaltspunkte, um die Art des Wiener Feuilletonisten zu bestimmen. Mir erscheint das Pedigree jedes Foxterriers authentischer und wertvoller. Was nun Wittmann anlangt:

Sein Stil

war immerhin besser als der Bahrs, denn er

hatte, wie vornehme Herren oft, eine Vorliebe fürs Inkognito. Nur ganz selten schlug er den grauen Mantel auf, *die Sterne der hohen Orden an seiner Brust* sehen zulassen, gern schritt er unerkannt durchs Gewühl, ohne freilich den edlen Wuchs, den leichten Gang verbergen zu können. Man achtete zuweilen erst gar nicht auf ihn, bis ihn dann doch immer der Augenaufschlag einer kostbaren Wendung, eines unvergeßlichen Spottes wieder verriet.

Das ist schon von einiger Anschaulichkeit. Wittmann wurde also erkannt, wenn er entweder den grauen Mantel oder die Augen aufschlug. Außerdem aber habe seine Sprache, wie Speidel von der Voltaires sagte, die köstliche Geschmacklosigkeit frischen Quellwassers gehabt. Nach *Harden* war sie mehr edler Firnwein aus der Kelter seines Geistes. Wie die Sprache *Hardens* schmeckt, ist bekannt und verleugnet sich auch bei dieser Gelegenheit keineswegs:

Er war in Ulm geboren, ist in wesentlichem stets ein Schwabe geblieben: und dennoch ein Wiener geworden. Weil sein erster Kindblick die Donau sah, wo sie in einer fruchtbar schönen Ebene, *für kleine Fahrzeuge, für die Feuilletons des Erdballverkehrs, schiffbar wird?* Nein: weil in ihm die Herzenskultur und der eigentümliche Geistesrhythmus des Wieners war, der von den *steilsten Graten der Tragödienstimmung* gleich weit abbleibt wie von den *sumpfigen Abgründen kannibalisch lallender Lust*.

Ein ziemlich dichter Erdballverkehr, das muß man schon sagen. Dagegen hatte Wittmann

die den trockensten Gegenstand ins Herz des Hörers *schleußende* Musik seiner reichen Seele.

Auch unterschied er sich von *Harden* noch durch etwas anderes:

Kein anderer hat so still, mit so nobler Gelassenheit, ehe er ein Bauwerk seines Hirnes zur Schau stellte, das Gerüst abgebrochen und so zufrieden gelächelt, wenn der Betrachter gar nicht merkte, *wie viel Wissen* und Können zum Aufbau von Grundmauer, Innenarchitektur, Fassade nötig gewesen war, *mehr oft als zur Errichtung massiger Protzenpaläste*, deren Schöpfer aus jeder Grundrißlinie, jedem winzigsten Ornament den Gaffern ins Gesicht schreien: »Seht, welch ein Kerl ich bin und mit welcher Allumfasser—Majestät ich den *Stil der Stille* meistere!«

Das ist wahr, Wittmann war ein Causeur mit Gedächtnis und kein Poseur mit Zettelkasten. Auch Hans *Müller* kann nicht umhin, Wittmanns leichten Stil, dem er viel Förderung verdankt, und die zauberhafte Art, wie jener sein Wissen, vielleicht auch sein besseres, zu verbergen wußte, beziehungsweise hervorzuheben. Andere wieder haben etwas gegen andere auf dem Herzen und halten die Gelegenheit für günstig, es abzutun. Herr *Salten* beklagt mit dem Hinscheiden Wittmanns den Verlust der Hoffnung, sein Nachfolger zu werden. Er hätte alle Eignung dazu gehabt. Denn der wahre Feuilletonist schlägt die Späne für den Gebrauch des Tages »aus dem Block eines wirklich vorhandenen Wesens«, nimmt sie — die Späne — »aus dem Schatz einer bedeutenden Persönlichkeit«.

Deutlicher: Wenn hinter einem Feuilleton nichts anderes steht, als ein Alltäglicher, dann ist es eben ... kein Feuilleton.

Deutlicher kann man schon nicht; oder doch:

Sie gaben die Splitter ihrer höheren Möglichkeiten. Bei ... anderen gibt es außer Splittern keine Möglichkeit. Darin liegt der ganze Unterschied.

Wo heute noch solche höheren Möglichkeiten vorhanden sind, da geht man vorbei: Auernheimer wird Wittmanns Nachfolger. Von wesentlich anderer Art ist *Schönherr*s Schmerz um Wittmann. Er kann nicht vergessen, daß andere Kritiker ihm nicht so freundlich begegnet sind. Denn man hat nunmehr erkannt, daß es *Ganghofers* letzter Wille war, mit *Hasenclever* die Stücke von *Schönherr* zu schreiben, die leider ohne die Parodien von *Polgar* nicht verständlich sind. *Hinc illae lacrimae*:

Ein reicher Mann, der überall *Perlen* zutage brachte, wohin auch seine leichte Hand griff. Eine seltene Anmut lag über dem zierlichen *Gefüge* seiner Sätze. Aber auch *geheime federnde Sprungkraft* dahinter. Die Kraft, die dieses seltenen Mannes seelisches Triebwerk speiste, sprang aus einem tiefen, klaren, grünen *Quellgrund* auf. Kein *mühsames Wasserlein*, das erst *zusammentröpfeln* muß, bis es wieder kümmerlich auf eine *Hohlhand* langt und das in seinem besten *Fluß* nur zur Not die »*Hungersteine*« deckt. *Ein Strom, der nie in sinnlosem Zerstörungsdrang die Ufer überlief.* Dieser *lächelnde Weise* schlug nicht mit einem *zweihändigen Schmiedehammer* los, wo es ebensogut mit einer *Fliegenklappe* zu machen war. Wo er lobte, tat er es ganz. Aus seinem verschwenderischen Reichtum heraus. Nicht wie ein armer *Geiziger*, der hinter jedes entflohene Lobeswörtchen gleich reuevoll die *Hunde* hetzt. Wenn er tadelte, tat er es als aufrechter, freier, unbestechlicher, aber auch geschmackvoller Mann. Ohne zu *spucken*. Und ohne *Schaum* vor dem Mund. Ohne Haß. Aus einem grundgütigen *Herzen* heraus.

Er war Einer.

Das ist an Vehemenz nur mit Schönherrs Absage an Wilson zu vergleichen. Man muß es schon vollständig zitieren, um einen Eindruck von der Bildkraft dieser Sprache zu geben, und von der Folgerichtigkeit, mit der hier die geheime federnde Sprungkraft einer Gesinnung aus einem klaren Quellgrund *Perlen* zutagebringt, der kein mühsames Wasserlein ist, das erst zusammentröpfeln muß, um aus der Hohlhand über Hungersteine in Fluß zu kommen, sondern ein Strom, der keinen Zerstörungsdrang kennt und einem lächelnden Weisen gleicht, der, ohne mit einem zweihändigen Schmiedehammer wie ein Geiziger die Hunde zu hetzen, tatsächlich auch nicht den geringsten Schaum vor dem Mund aufweist. Die freilich unverkennbare Verbitterung dieses Dramatikers, die sich auf einem Friedhof Luft macht, erklärt sich vielleicht aus dem Umstand, daß das Begräbnis zeitlich mit dem Verlust von Schönherrs Uhr, eines von der ganzen Presse gerühmten Erbstückes, zusammenfiel und er damals den Erfolg, sie in seinem Kasten zu finden, noch nicht errungen hatte. Immerhin entbehrt die Charakteristik des Verstorbenen nicht einer gewissen Fundierung. Es gibt verschieden geartete Menschen: solche, welche Schönherrs Stücke ganz loben, und solche, welche sie tadeln oder nicht ohne Einschränkung gelten lassen. Jener war, nehmt alles nur in allem, ein Mann: wo er lobte, tat er es ganz. Er war Einer. Schönherr wird nimmer seinesgleichen sehn. Noch ein anderer vaterländischer Dichter hat den Anlaß von Wittmanns Tod für passend erachtet, Gram an den Tag zu legen, Herr *Wildgans*, der den Verlust der Burgtheaterdirektion beklagt und behauptet, daß jener ihm in mehrfacher Beziehung gestorben sei:

mir sowohl als dem gewesenen Direktor des Burgtheaters, dem er immer ein liebevoller und vornehmer Beurteiler war, *als auch mir*, dem Autor, dem er Verstehen und Gerechtigkeit entgegenbrachte.

Nachdem Wildgans mit heiler Haut aus der Verkettung dieses »*mir sowohl als auch mir*«, aus der Alsschlinge herausgekommen ist und an Wittmann besonders dessen Kritik seines »*Kain*« gerühmt hat — die Perspektive ist also eine ähnliche wie die Schönherrs —, gibt er seiner Trauer, daß er nicht mehr Burgtheaterdirektor ist, in den erschütternden Worten Ausdruck:

Wahrhaftig, *wäre ich noch* Direktor des Burgtheaters, *die schwarze Fahne wehte vom Giebel des Hauses*; denn dieser Tote hatte mehr Begriff von der Mission, von der geistigen Verpflichtung des

Burgtheaters, *als was sich dort mit Dünkel, Ohnmacht und kultureller Würdelosigkeit aufspielt*. So aber muß ich mich darauf beschränken, von Mensch zu Mensch zu sagen ...

Herr Wildgans hätte vielleicht christlicher gehandelt, sich von Anfang an darauf zu beschränken und sich den Leidtragenden, deren einer beklagt, daß andere Kritiker noch am Leben, sind, und ein zweiter, daß er nicht der Nachfolger des Toten geworden ist, nicht mit der Klage anzuschließen, die aber schon gar nichts mit dem Todesfall zu tun hat: daß der Nachfolger des Herrn Wildgans Herr Paulsen geworden ist (was ja an sich trostlos sein mag) und nicht Herr Wildgans. Es berührt schmerzlich, in solcher Trauergesellschaft, die hinter ihren besonderen Verlusten einhergeht oder doch den eines Förderers betrauert, um jedenfalls von der letzten Ehre sich selbst etwas zu erweisen, Arthur *Schnitzler* anzutreffen, den eine bessere Pietät sonst von solchen Demonstrationen ferngehalten hat. Es ist denn auch eine fremde Sprache, die er spricht: indem er des Toten »klares, wohlwollendes, in höchstem Sinne gebildetes Wesen« rühmt und daß man sich auch als sein Leser »stets seiner lebendigen, erfrischenden Gegenwart erfreuen durfte«. Spricht hier ein Hundertachtziger über einen Achtziger? Man muß sich weit zurückerinnern, um sich so an einen Zeitgenossen zu erinnern, ein Posthorn ertönt und da hören wir:

... die köstliche Leichtigkeit seines Ausdruckes, der freie Fluß seiner Sprache nahm seinen Erfahrungen, Urteilen, Kenntnissen, an denen wir uns *so sehr ergetzen als belehren durften*, nur jeden Hauch von Snobismus und Prätension, nichts von ihrer Eindringlichkeit und Bedeutung.

Aber auch die Betrachtung seiner Wesensart sollte füglich solchen Hauchs entbehren, und wengleich fast alle Nachrufer darin einig sind, daß Wittmann eigentlich im achtzehnten Jahrhundert zuhause war, so leben wir denn doch nicht mehr in den Tagen, wo sich die großherzoglichen Hoheiten um Rilke scharten.

Glossen

EIN LEICHTER HAUCH VON SNOBISMUS

entströmt schon dem Titel: »Rugby«. *Man muß nicht wissen*, was Rugby ist, wenn man nicht zu den Kennern des Fußballspiels gehört. *Man muß auch nicht wissen*, daß die Spielart, die Rugby heißt, ihren Namen vom Rugby—College hat, von jener Knabenschule in England, *die ebenso vornehm, aber auf dem Kontinent nicht ganz so bekannt ist wie Eaton—College*. Man kann ein ganz gebildeter Mensch sein, ohne von diesen Dingen eine Ahnung zu haben. *Aber es ist natürlich sehr elegant, hierin genau Bescheid zu wissen*.

Deshalb also: Rugby.

Derselbe Hauch von Snobismus weht dann auch —

Also »durch die vier Akte des Lustspiels«. Der Autor der Kritik aber ist der Herr Salten, der ein ganz gebildeter Mensch ist und außerdem noch von diesen Dingen eine Ahnung zu haben scheint.

* * *

HINAUS! WER WILL MICH WIEDER PLAGEN?

»Der Unbestechliche« von Hugo Hofmannsthal

Veröffentlichung des ersten Aktes in der »Neuen Freien Presse«
Sonntag den 18. März.

Wir werden in der literarischen Beilage der »Neuen Freien Presse« am kommenden Sonntag, den 18. März, den ersten Akt des neuen Lustspieles

»Der Unbestechliche«

von Hugo Hofmannsthal veröffentlichen.

Sie muß es dreimal sagen. Und sie hat auch — also bitte das ist nicht so — also wenn sie etwas verspricht — sie hat auch tatsächlich Sonntag, den 18. März, den ersten Akt des neuen Lustspieles »Der Unbestechliche« von Hugo Hofmannsthal veröffentlicht. (Sich einer solchen Fülle von Unbestechlichem, auf und an und über, zu freuen, das soll man ihr schon gönnen.)

* * *

ANM. D. RED.

Der urkomische Hermann Bahr plaudert in der Neuen Freien Presse über den heiligen Philippus Neri, und an einem Tag, wo sie sich wirklich mehr für die »Verhaftung des Seifen—Trebitsch« interessiert. Gleichwohl hat sie die Geistesgegenwart, seinen Ausführungen mit der dem Thema gemäßen Andacht zu folgen. Nur an einer Stelle, wo ihr die Geschichte gar zu inbrünstig wird, wo es von Heiligen nur so wimmelt und sich klar herausstellt, daß sie das Opfer einer Verwechslung von Kuverts geworden ist, indem nämlich Herr Bahr ein der Reichspost zugedachtes Manuskript der Neuen Freien Presse geschickt hat, kann sie sich nicht enthalten, dazwischenzujüdeln. Das sieht dann so aus:

Und der heilige Ignatius hat einmal gesagt, daß ihm eine Viertelstunde der Sammlung im Gebet genüge, um aller inneren Unruhe Herr zu werden, selbst wenn sein Lebenswerk zerstört und die Gesellschaft Jesu aufgelöst würde wie Salz im Wasser. (*Wir möchten das interessante Essay Hermann Bahrs nicht mit einer Polemik verbinden, trotzdem es in mancher Hinsicht unserer Weltanschauung widerspricht.* Anm. d. Red.)

Dann konnte er wieder fortfahren:

Und bei Thomas von Kempen heißt es ...

Es ist das aus den Kriegszeiten bekannte »Wir möchten nicht«, mit dem die Deutung der Generalstabsberichte versucht wurde und dessen Schalmeienton die Jerichoposaunen immer angenehm ablöste. Aber warum sie ausgerechnet jene Stelle bewogen hat, »das« interessante Essay zu unterbrechen und ihm das falsche »trotzdem« zu bieten, also in einer Verwahrung zwei Grammatikfehler zu machen? Weil ihrer Weltanschauung offenbar die Vorstellung widerspricht, daß die Gesellschaft Jesu aufgelöst würde wie Salz im Wasser.

* * *

daß mein Entschluß, jenen Austritt zu vollziehen, ins Werk gesetzt werde, war der Umstand, daß die Reichspost, also das offizielle Organ katholischer Interessen, dem Zeichen des Kreuzes nunmehr seine endgültige Bestimmung zuerkannt hat:

Das Inseratenkreuz. Jetzt, nachdem schon ganz Wien weiß, daß die Notizen, die in den Wiener Zeitungen mit einem + versehen sind, als bezahlte zu werten sind, jetzt, nachdem sich das Beruungsgericht schon lange damit abgefunden und erklärt hat, diese Art der Bezeichnung genüge, wenn es sich um die Kenntlichmachung bezahlter Notizen handle, jetzt kommt der Hofrat Höflmayer neuerlich und erklärt als Vorstand des Strafbezirksgerichtes I in einer Verhandlung gegen die drei Eigentümer und Herausgeber der »Kronenzeitung«, daß auch die von den Wiener Zeitungen derzeit neugewählte Form der Kenntlichmachung gezahlter Ankündigungen im Textteile des Blattes den Anforderungen des neuen Preßgesetzes nicht entspricht und zuwiderhandle ...

Die Reichspost, die da weiß, wie das Kreuzzeichen zu werten ist, erkennt offenbar in dem Umstand, daß der Hofrat Höflmayer gegen den Stachel des Hofrats Wessely lökt, also in der Verurteilung der Kronenzeitung wegen des Kreuzes, einen Angriff auf Thron und Altar. Sie ist froh, daß wir einen Wessely haben, wengleich dieser die Presse nur als die sechste Großmacht gelten läßt, während der Bischof von Limburg geschrieben hat:

Die Macht der Presse ist die größte Macht der Welt. Es muß dem katholischen Volke zum Bewußtsein gebracht werden, daß Gaben und Opfer für unser Pressewesen Gott wohlgefälliger sind und den Interessen unserer Kirche und der Seelen bisweilen besser dienen als Stiftungen von kirchlichen Geräten, ja sogar von gottesdienstlichen Feiern.

Somit ist es klar, daß die Verwendung des Kreuzes für Korruptionszwecke, die ja die Macht der katholischen Presse nicht minder als die der jüdischen stärkt, nicht Gotteslästerung, sondern im Gegenteil Gottesdienst ist, ja besser als dieser. (Ähnlich wie etwa das Segnen von Bomben und giftigen Gasen.) Was dem katholischen Volke erst heute zum Bewußtsein gebracht wird, konnte ich aber unmöglich schon seinerzeit wissen, als ich Katholik wurde. Ich hatte den unbedachten Schritt unternommen, aber ich kann zu meiner Entschuldigung sagen, daß es wenigstens in dem guten Glauben geschah, daß + etwas anderes als Bezahlung bedeute und alles andere Gott wohlgefälliger sei als Gaben und Opfer für das Pressewesen (und als die Tötung des Nebenmenschen). Ganz Wien wußte das damals noch nicht, und niemand hätte es auch nur ahnen können. Ich schwankte jetzt, ob ich den Austritt bei Rudolf Mosse oder bei Haasenstein & Vogler anzeigen sollte, man riet mir aber, es beim Magistrat zu tun, wo es bestimmt nichts koste. Es war auch viel einfacher als ich mir vorgestellt hatte, es ist sicherlich der einzige Amtsweg in Österreich, der sich, ganz abgesehen von der Annehmlichkeit des Ziels, ohne Scherereien vollzieht, und da ich ihn nicht einmal selbst gehen mußte, so beginne ich wieder an Wunder zu glauben. Wenn die Katholiken eine Ahnung hätten, wie bequem er ist und daß man von allen Wegen, die los von Rom führen, auch den wählen kann, wo man zuhaus bleibt, die Reichspost könnte über viele ein Kreuz machen. Die besten Dinge geschehen ja hierzuland nicht, weil die Formalitäten so umständlich sind oder weil man glaubt, sie seien es. Ich

konnte also der Volkszählung, die ich wohl zum letzten Mal mitgemacht habe, in diesem Punkte schon mit reinem Gewissen entgegensehen. Was die Frage nach der Rasse anlangt, so habe ich sie leider nicht beantworten können, da ich nur mit Sicherheit weiß, daß ich nicht jener angehöre, in deren Geistigkeit sie ihren Ursprung hat. Mitglied der Cherusker in Krems war ich nie und denke auch fürder nicht mein Leben nach ihren Statuten zu führen. Wenn die Herren Kasmader, Pogatschnigg (und Gemahlin), Übelhör, Homolatsch, Winfried Hromatka i. a. B. und Frank — und speziell der Herr, der die Vertreter der Rasse, auf die ers abgesehen hat, auf dem Concordiaball als die »Vertreter des Geistes« anspricht —, wenn sie hier einen größeren Einfluß gewinnen sollten, als ihren kulturellen Belangen zukommt, so gibt es ja noch Gegenden jenseits des Waldviertels. Mein Heil habe ich verwirkt, nach dem Hedl trachte ich nicht, und Funktionären, die zwar entgegenkommend sind, aber nicht verhindern können, daß man auf der Ringstraße mit Gummiknütteln und im Theater mit Stinkbomben traktiert wird, werde ich alstern auch keine Träne nachweinen

* * *

DAS CHAOS

in dem wir leben, findet im publizistischen Bild seinen einigermaßen verlässlichen Ausdruck und gelangt zumal in den Verheubungen bei der Setzmaschine zu wirksamer Anschaulichkeit.

(*Rout im Redoutensaale.*) Unter dem Ehrenschatze des Bundespräsidenten Hainisch findet Mittwoch den 21. d. im Redoutensaale ein offizieller Rout statt, dessen Erträgnis dem neu zu eröffnenden Hochschülerheim in Meidling gewidmet ist. Im künstlerischen Teil des Routs werden Mitglieder beider Staatstheater mitwirken. Der Veranstaltung selbst werden der Bundespräsident, der Bundeskanzler, das diplomatische Korps, sämtliche Ressortminister sowie alle offiziellen Persönlichkeiten *Stiche ins Gesicht und in den Arm.* *Auf die Hilferufe des karten* findet im Komiteebüro, 3. Bezirk, Hauptstraße 1, Telephon 9577, statt.

Warum nicht? Wie in Wien kein Telephongespräch ohne ein zweites geführt werden kann (und selbst mit diesem nicht), so haken sich und kreuzen sich auch im Lokalbericht die Sphären, aber erst so wird die tiefere Identität zum Erlebnis. Warum nicht? Die hakenkreuzlerischen Exzesse, die sich unter dem Protektorat der sich Begebenden begeben, können ja ausnahmsweise auch einmal unter deren unmittelbarer Aufsicht zustandekommen, zumal wenn es sich um ein neu zu eröffnendes Hochschülerheim handelt. Wie sich das Publikum zum Spalier Zutritt verschafft, dürfte irgendwo weiter unten bei der Beschreibung eines Straßenexzesses vorkommen. Die falschen Verbindungen sind die wahren. Es ist unser Klima; die Jahreszeiten verwursteln sich hier auch.

* * *

UND DA SOLL MAN NICHT DEN MUND VERZIEHEN!

— Der Richter wendete sich nun an die Klägerin mit folgenden Worten: Während der Urteilsverkündung habe ich gesehen, daß Sie mit dem Mund eine verächtliche Bewegung gemacht haben.

Sie war *dahin zu deuten, daß Ihnen das Urteil nicht zusagte. Ich erblicke in dieser willkürlichen Mundbewegung* eine ungehörige Kritik eines richterlichen Urteils, eine Kritik, die eine Herabwürdigung des Gerichtes und des Richters bedeutet. Sie erhalten hierfür eine vierundzwanzigstündige Disziplinarstrafe, die Sie sofort abzubüßen haben. — Die Klägerin: Aber das ist ja nicht wahr, Herr Richter. — Richter: *Noch einmal* dieses Wort und ich *verdopple* die Strafe. — Die Klägerin und nunmehr Verurteilte bat um Entschuldigung und bemerkte, daß sie jetzt gerade eine Kranke pflege; die Abbüßung der Strafe würde die Kranke schwer treffen. Da das bewiesen wurde, hat der Richter die Arreststrafe in eine unbedingte Geldstrafe von dreißigtausend Kronen umgewandelt.

Am nächsten Tag wurde ein Advokat wegen Beleidigung eines Bürgermeisters gelegentlich einer Vaterschaftssache, in der er auch das uneheliche Kind häßlich verhöhnt hatte, verurteilt. Er setzte sein Betragen vor Gericht fort.

Nach der Verkündung des Urteils sagte der Verurteilte: »Ich danke schön. *Ich fühle mich durch den Schuldspruch sehr geehrt.*« Einer der Richter *wies ihn zurecht.*

Während sich jener durch die willkürliche Mundbewegung einer Frau herabgewürdigt fühlte. Ich hätte, wäre ich — in beiden Fällen — dabei gewesen, eine unwillkürliche gemacht, da wäre mir wohl nichts passiert. Wenn ich dagegen das Hakenkreuz, das der Herr Schriftführer in der Regel trägt, beanstandet hätte, so hätte nicht er, sondern ich eine Amtsehrenbeleidigung begangen. So leben wir alle Tage. Wie hätte ich mich bei der Urteilsverkündung des Herrn Wessely, dessen Urteil mir doch gewiß nicht zusagt und der die Unschuld der Zeitungen, wie sich jetzt herausstellt, hauptsächlich aus dem Umstand ableitet, daß sie »*im Interesse ihres eigenen Ansehens* zu einem sie bloßstellenden Verhalten *sich nicht herbeilassen*« werden — wie hätte ich mich da benehmen sollen, um straflos auszugehen wie sie? Ich hätte mich bekreuzigt, da kann einem in Österreich nix gschehn.

* * *

DIE GEBILDETE ZEITUNG

Wessely hat ausgesprochen, daß die Vereinigung der Wiener Tageszeitungen, die sich auf das Kreuz geeinigt haben, aus Personen bestehe, welche »die für eine solche Beschlußfassung erforderliche intellektuelle und fachgemäße Bildung besitzen«, während als ihre Leser wieder

»ein Lesepublikum von *höherer* Bildung und *größerer* Lebenserfahrung in Betracht kommt und diese *höhere* geistige Qualität von maßgebender Bedeutung ist, wenn die Frage der deutlichen Erkennbarkeit zur Beurteilung gestellt wird«.

Natürlich ist es ein Komparativ ohne Vergleich und Wessely wollte nicht etwa sagen, daß die Bildung und geistige Qualität der Wiener Zeitungsleser höher sei als die der Wiener Zeitungen, sondern gerade vor diesen die Verbeugung machen, die er für ein Urteil des Wiener Landesgerichts ausgibt. Die Wahrheit ist aber, daß es wohl kein Gebiet öffentlicher Interessen gibt, wo nicht täglich, morgens und abends, deutlich erkennbar würde, daß Analphabeten das Wort haben und Analphabeten den Glauben. Kaum ein Blick, den man in die Neue Freie Presse tut, wird einem einen andern Eindruck vermitteln, und da sie

ihre Dummheiten meist schon in Sperrdruck setzt, bevor ich es tue, so kann man gar nicht fehlgehen:

Dr. Pergler selbst hat, als er nach Prag zur Rechtfertigung geladen wurde und entlassen werden sollte, dem Minister Dr. Benesch *mit Erpressungen gedroht*.

Das mindeste was man von einer Zeitung verlangen kann, ist doch, daß sie weiß, wie man eine Erpressung begeht. Wenn man sie erst androht, so ist das gar nichts. Man kann sie nur begehen; und man begeht sie, indem man droht. Denn man erpreßt zwar mit einer Drohung, aber man droht nicht mit einer Erpressung. Steht es mit der juristischen Bildung so bedenklich — die gesetzwidrige Praxis wäre ja wenigstens aus der Vorschubleistung der Justiz erklärt —, so ist es mit der literarischen Bildung noch schlechter bestellt. »Ein andres Antlitz eh sie geschehn, ein anderes zeigt die vollbrachte Tat« hat kürzlich der Leitartikler des Neuen Wiener Tagblatts (natürlich mit vokalischer Verhöhnung) den Wallenstein so treffend sagen lassen, und um ganz im Gebiet der Wessely—Judikatur zu bleiben, zitierte Korngold gelegentlich der Wahnsinnserie der Lucia die »Methode im Wahnsinn«, die dem Lear nachgesagt werde. Freilich steht ihm dieser wegen des Grundmotivs näher als der Hamlet. Weil aber jene Wiener Zeitungsleser, die keine Analphabeten sind, trotz allen Abmahnungen den Ehrgeiz haben, es vor mir zu beweisen, so erfahre ich auch, daß der sich erinnernde Löwy, der doch gewiß die erforderliche intellektuelle und fachgemäße Bildung besitzt, ja sogar mehr weiß als man eigentlich wissen soll, geschrieben hat:

Übrigens sind von den sechzig Stücken, die Nestroy verfaßt, beziehungsweise bearbeitet hat, nicht mehr als ein Dutzend gedruckt worden.

Auch habe er von Autoren, die zugleich Darsteller ihrer Rollen waren, geplaudert und hierbei erzählt:

In den letzten Jahren seines Lebens war auch Frank Wedekind bestrebt, durch seine Mitwirkung das Publikum für seine Stücke zu interessieren, so als Hetman in der »Büchse der Pandora« und als Jack in »Hidallah«.

Abgesehen davon, daß sie sich »Hidalla« schreibt und er »Hetmann« heißt (und keiner ist), und daß Wedekind bereits mehr als zwanzig Jahre vor seinem Tod als Schauspieler auftrat, scheint die Hauptsache zu stimmen und es muß schon ein verzweifelter Versuch einer Attraktion gewesen sein, als er sich in den letzten Jahren seines Lebens entschloß, als Hetmann in der »Büchse der Pandora« und als Jack in »Hidalla« aufzutreten. Während ich 1905, da er diesen noch in jener spielte, verzweifeln in der Kulisse stand, als der eher etwas angeheiterte, aber sonst vortreffliche Inspizient nach dem Abtransport der Lulu den Vorhang zuzog, um ihn gleich wieder aufgehen zu lassen (so daß er während des Lustmordes geschlossen blieb), rief der arme Wedekind: »Verdammt — das ist ja aber ausgezeichnet!« Es ist gar nicht auszudenken, wie ihm der Besetzungsvorschlag des sich erinnernden Löwy satanisch behagt hätte. »Im Gegenteil — das wäre ja aber außerordentlich!«

* * *

»GEGEN ENTREE«

scheint in Budapest — man erinnert sich noch dieses höchsten Lobs, das mir einst dort gezollt wurde — wieder ein starker Schritt kulturwärts unternom-

men worden zu sein. Ein Dortiger namens Sebestyen macht darüber in der Neuen Freien Presse Mitteilungen:

Unser Max Reinhardt heißt Dr. Alexander Hevesi und ist seit einem halben Jahr Direktor des Nationaltheaters ...

Die erste Großtat des Spielleiters war eine Neueinstudierung und Neuinszenierung der gewaltigen Lear—Tragödie, ein Unternehmen, das auch außerhalb Ungarns einige Aufmerksamkeit verdient, weil es von prinzipiellen Erwägungen ausgeht und schwerwiegende Probleme *mit einer staunenswerten Bravour fast restlos löste*.

Vor allem war es Dr. Hevesi darum zu tun, *dem Text* des Buches in *weitestem Maße zur Geltung zu verhelfen* ...

Es handelt sich um den König Lear Shakespeares, nicht Molnars. Zunächst wird berichtet, durch welche szenischen Neuerungen es gelungen ist, den Text möglichst vollständig zu bringen, dann, durch welche Auffassung man dem menschlichen Kern der bisher immer ins Heldische veräußerlichten Tragödie nahegekommen ist. »Da gibt es kein Toben«, und »nichts Heldenhaftes, kein markerschütternder Schrei« läßt sich dem Budapester Lear (wie etwa Rossi und Sonnenthal) zum Vorwurf machen.

... Hevesi verschrieb sich für die Rolle des Lear einen Schauspieler namens Pethes, der bei uns als einer der Modernen gilt, ein schlichter, ehrlicher Künstler ... Er spielte uns einen greisen, unbeholfenen, märchenhaft alten und durch echte Menschlichkeit rührenden Lear vor, und obwohl er über kein besonders kräftiges Organ verfügt, *wußte er seine Stimme so abzudämpfen*, daß er nicht schon im dritten Akt stockheiser ward, wie die stimmungsgewaltigen Recken, die hier bisher den Lear gemimt hatten.

Und beide, Regisseur und Schauspieler, wurden durch den gewaltigen Erfolg gerechtfertigt. Wenn sie noch *außerdem* einer *autoritativen Rechtfertigung* bedürften, möchten wir nur zwei *wohlbekannte* Stellen aus der Tragödie zitieren. Als Lear, schon von seinen Töchtern vertrieben, auf der Heide umherirrt, *sagt er die schmerzerfüllten Worte*: »Stürmt, Winde, ihr Wasserfälle, braust! Rast, ihr Orkane!« *Womit gemeint wird, daß Lear das Stürmen den Winden, das Brausen den Wasserfällen, das Rasen den Orkanen überläßt*. Bisher hat immer Lear *selbst* gestürmt, gebraust, gerast, *was nicht unbedingt notwendig war*. Und im letzten Auftritt, da er die tote Cordelia in den Armen auf die Bühne bringt, *sagt er*: »Heult! Heult! Heult! Heult! O, Menschen, ihr von Stein!« *Ist es nicht klar*, daß der unsäglich leidende, den nahen Tod führende Greis hier *von den Herumstehenden fordert*, daß sie, seinen Schmerz teilend, *heulen mögen? Wozu ist es nötig, daß er selber heult?* Und unsere Schauspieler *haben auch* in dieser Szene *kräftig darauf losgeheult*.

Alle, nur nicht der Lear. Also wenn ich nicht fürchten müßte, Paßschwierigkeiten und, angelangt, Schwierigkeiten der Rückkehr zu haben, ich hörte es mir, um meine Lear—Kollektion zu bereichern, gern an, versteht sich gegen Entree. Was die autoritative Rechtfertigung der Budapester Dramaturgie betrifft, so lautet die erste wohlbekannte Stelle eigentlich so:

Blast, Winde, sprengt die Backen! Wütet! Blast!
Ihr Katarakt' und Wolkenbrüche, speit,
Bis ihr die Türm' ersäuft, die Hähn' ertränkt!
Ihr schweflichten, gedankenschnellen Blitze,

Vortrab dem Donnerkeil, der Eichen spaltet,
Versengt mein weißes Haupt!

Bisher hat der Lear immer selbst auch die Backen gesprengt, die Turmhähne ertränkt und sein Haupt versengt, was nicht unbedingt nötig war. Jetzt hält er sich zurück und überläßt das alles den Winden, den Katarakten und Wolkenbrüchen, den Blitzen. Es ist klar, daß er wohl den Elementen eine Anregung geben will, selbst aber keineswegs mittun muß. Er sagt die schmerz erfüllten Worte und sie wissen schon. Auch die zweite wohlbekanntere Stelle bietet eine starke Handhabe für die neue Auffassung des Budapester Reinhardt, der ja den Teufel im Leib hat. Lear »sagt«:

Heult, heult, heult, heult! O ihr seid all' von Stein!

Ist es nicht klar, daß Lear von den Herumstehenden fordert, daß sie heulen sollen? Und ist damit nicht bewiesen, daß sie eben statt seiner heulen sollen, weil er selber nicht heult? (Wozu ist es nötig?) Bisher war man immer der Meinung, er wüßte, daß sie heulen sollen wie er; er wolle ausdrücken, daß er noch lauter heulen würde, wenn er als Alter ihre Mittel hätte. Denn er heult ja weiter:

Hätt' ich eu'r Aug' und Zunge nur, mein Jammer
Sprengte des Himmels Wölbung!

Also sie — meinte man — tun es nicht, viel zu wenig für den Jammer, den sie mit ihm empfinden müßten. Aber in Budapest überraschen sie ihn. Das Problem ist mit einer staunenswerten Bravour fast restlos gelöst und dem Text in weitestem Maße zur Geltung verholfen. Sebestyen, Hevesi und Pethes: die ungarische Nation sollte sich freuen, daß sie drei solche Kerle hat. Die Szene muß von ungeheurer Wirkung sein: Lear, auf den Armen die tote Cordelia, kommt herein, sagt den Herumstehenden etwas, macht ihnen mit abgedämpfter Stimme Vorwürfe, daß sie, die doch nicht den ganzen Abend sprechen mußten, nur so herumstehen, fordert von ihnen, seinen Schmerz zu teilen — sie, nicht faul, lassen sich das nicht zweimal sagen und heulen darauf los, kräftig und gegen Entree.

* * *

ER WILL WAHRHAFTIG KEINE PARALLELE GOETHE — HANS MÜLLER HERAUFBESCHWÖREN

Müller bekennt:

Aber ich habe gerade in diese bekenntnisreiche Figur *so viel von meinem eigensten Selbst* und einem *mich aufs stärkste berührenden Problem* hineingetragen, daß ich *das Bedürfnis fühlte*, die Identifizierung des Autors mit dieser Rolle durch das eigene Erscheinen auf der Bühne *noch sinnfälliger zu machen*.

Wenn man über die Zulässigkeit dieses Experiments mit mir nicht ganz einer Meinung sein will, *so darf ich mich vielleicht* auf das Beispiel eines ... *entfernten Bekannten, um nicht zu sagen Kollegen berufen*.

Die drei Punkte sind eine Kunstpause, die er zwischen sich und ihm eintreten ließ. Doch er meint nicht mich, der ja in die Figur des Herrn der Hyänen zwar ein ihn aufs stärkste berührendes Problem, aber gewiß nicht sein eigenstes Selbst hineingetragen hat, im Gegenteil. Also er meint:

Auch er hat Stücke geschrieben, von denen sich sogar behaupten läßt, daß sie sich einer gewissen Wertschätzung und Hochachtung erfreuen.

Aha, er schäkert.

Der Mann ist nicht unbekannt, er heißt Goethe. Er hat in seiner »Iphigenie« und vorzüglich im Orest Dinge ausgedrückt, die ihn zu jener Zeit aufs tiefste berührten und erschütterten. Orest ist nur der Deckname Goethes, der die »Iphigenie« schrieb, und wir wissen, daß der Dichter in diesem Fall zum Schauspieler wurde. Er spielte den Orest gern und oft. Er hatte ihm soviel von seinem innersten Wesen gegeben, daß er ihm in seelischer Folgerichtigkeit auch sein Gesicht und die eigene Erscheinung geben wollte.

Ähnliches hat mich, der wahrhaftig keine Parallele Goethe—Hans Müller heraufbeschwören möchte, auf die Bühne getrieben.

Und Verwandtes hat ihm applaudiert.

* * *

TEILS GOLDIG, TEILS SÜSS

Der »Concordia«—Ball ist sozusagen eine Extraausgabe, die die Wiener Journalisten einmal im Jahre erscheinen lassen. Kein geschriebenes und gedrucktes, sondern ein gesprochenes und lebendiges Flugblatt, das zur Abwechslung nur angenehme und erfreuliche Neuigkeiten enthält. Denn wenn es sonst unsere nicht immer leichte Pflicht ist — — an diesem einen Abend im Jahre können wir uns — — Es sind keine Tagesneuigkeiten, sondern nur Vor— und Nachmitternachtsneuigkeiten, die diese Faschings—Extraausgabe enthält. — — Informationen, Nachrichten und Wiedergabe, alles ist absolut verlässlich, und obwohl man sich bei den Eingängen zu den Konzerthausssälen fast *erdrückt*, ist jeder *Druckfehler* ausgeschlossen. Noch während diese Zeitung entsteht, erfährt man bereits ihren wichtigsten Inhalt: *Wer da ist, was der Bundespräsident und der Vizekanzler gesagt haben*, wie viele gutgekleidete, elegante Menschen es trotz der defekten Zeiten in Wien noch immer gibt, wie viele schöne Frauen und Mädchen, und daß man jetzt wieder kurze Locken und krinolinenförmige Röcke trägt: Kurz alles, was in einer Ballnacht hochaktuell, interessant und wichtig ist ...

Außer dieser spezifischen Zeitungsbedeutung hat der »Concordia«—Ball Montag abend wieder seinen Rang als großes gesellschaftliches Ereignis erwiesen. Er ist ja der letzte Ausläufer — — ein *ausgesprochener* großer Empfangsabend: auf der Estrade, deren Hinterwand nur das Berufssymbol zielt,

das Kreuz, das gleich links daneben steht? Nicht doch,

eine große goldene Feder, in der Festloge und später im kleinen Saale spielt sich dieser Akt der Repräsentation ab, keine leere Formalität, *sondern wirkliche Repräsentation österreichischer Gegenwart* — — daß hier die Diplomatie, die Vertreter der Arbeit, der Wissenschaft und Kunst sich auf einer *gesellschaftlichen Plattform* finden, das gibt diesem Abend seine eigentliche, über ein Ball— und Tanzprogramm weit hinausreichende Bedeutung.

Das ist der ernstere Teil der Extraausgabe. Der heitere besteht aus dem lebendig vorüberwandelnden Wiener Bühnenspielplan, *der stürmischen Brandung rings um die von schwergeprüften Komiteemitgliedern verteidigte Estrade*, der lebhaften Nachfrage nach der *teils goldigen, teils süßen* Damenspende, die noch nie so

bald zu Ende war wie diesmal. Wenn dann der stellenweise beängstigende Andrang, die erste Neugierde sich gelegt hat, wenn die Familien— und Bekantengruppen, *die Paare sich gefunden haben*, dann ist in der Extraausgabe nur mehr für eine Rubrik noch Platz: *Shimmy— und Foxtrotnachrichten*. — —

— — Hainisch — — Unter den Klängen der österreichischen Hymne *durchschritt* der Bundespräsident, vom Präsidium der »Concordia« geleitet, das Spalier und *begab sich* auf die Estrade. Hier hatten sich mittlerweile zahlreiche *Persönlichkeiten* der politischen und diplomatischen Welt versammelt. *Man sah* — — Odehnal — — Der Bundespräsident und die Minister *begaben sich* bald darauf in die große Loge rechts über der Estrade, wo sich eine angeregte Unterhaltung *entspann* — —

Aus den diplomatischen Kreisen waren erschienen: der Generalkonsul von Venezuela Felix Stiaßny—Elzheim — —

* * *

WIEN 1923

Die mit Hochspannung erwartete Generalprobe zu »*Madame Pompadour*« hat gestern abend im Carltheater stattgefunden ...

Von den vielen musikalischen Schlagern wurde das Tanzduett zwischen der Massary und Ernst Tautenhayn, ein Fall, der sich bei einer Generalprobe noch niemals zugetragen hat, wiederholt. Wir *kennen* den Refrain, den sicher bald ganz Wien singen wird, unsern Lesern *nicht vorenthalten*; er lautet:

Josef, ach Josef, was bist du so keusch?

Das Küssen macht so gut wie kein Geräusch.

Ach Jojojojosef,

Du wunderbarer Mann,

Vor allem zieh' den Mantel aus,

Du hast ja viel zu viel noch an!

Beim Verlassen des Theaters sah man nur zufriedene und vergnügte Gesichter.

Auf jedem der einzelnen der Abglanz von Jojojojosef. Und in allen Nachtcafés gröhlt es bereits, wenn die für »Stimmung« engagierte Mudelsaubere vortritt, die Menschheit, die einen Weltkrieg überstanden hat. Sie *kennen* es einander nicht vorenthalten; sie sind vergnügt. Das Küssen, ehemals bloß keine Sünde mit einem schönen Kind, macht jetzt so gut wie kein Geräusch, während das Fressen, Sprechen und Sonstiges noch Geräusch macht. Und keines der in Menschenhaut eingenähten Nilpferde merkt, daß in der Gehirnjauche, aus der die Dichtung geschöpft ist, offenbar eine unlösbare Verbindung von Pompadour und Potiphar platzgegriffen hat, wodurch allerdings das erotische Moment erheblich verstärkt erscheint.

* * *

PERSONALNACHRICHTEN

(*Hans Liebstöckl*) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn— und Montags—Zeitung«.

(*Scharfrichter Lang — schwer erkrankt*) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand *gibt zur Besorgnis Anlaß*. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. *Er wurde als Nachfolger Selingers berufen* und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsaalchronik abschlossen. *Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit*. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war, *ausgiebig an der Front beschäftigt*. *Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti*. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und *schrieb, pensioniert, seine Memoiren*. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsoffer: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der *Karlsbader Kur* verhindert ...

Großmann

macht es mir schwer. Da ich in einem polemischen Menschenalter hinreichend bewiesen zu haben glaubte, daß mir schon vor gar nichts graust, hat er es sichtlich darauf angelegt, daß mir doch vor etwas grausen solle und er einem Übermaß von Unappetitlichkeit schließlich seine Rettung verdanken werde. So tritt denn der selbst von mir nicht für möglich gehaltene Fall ein, daß sich der Stephan Großmann noch unanständiger aufführt als er ist, was mich freilich im ersten Augenblick etwas verwirrt macht, aber doch in dem, was der Dienst heischt, nicht wankend machen kann, sondern im Gegenteil die Erfahrung, daß mir aber schon vor gar nichts graust, nur bestätigen wird. Denn mir ist leider nicht gewährt, die Reinheit der geistigen Sphäre bloß durch Abwendung von dem Schmutz, der sie berührt, herzustellen, statt erst durch dessen Beseitigung, deren Qual noch um das Wissen vermehrt wird, daß es keine Herakles—, sondern eine Sisyphusarbeit ist. Aber wie wird sie dafür versüßt durch die bildnerische Lust, die selbst die Materie eines Stephan Großmann zu jener Harmonie der Schöpfung hinaufführt, welche ihm die Natur versagt hat; und wahrlich nur die allgemeine Zerrissenheit dieser häßlichen Zeit macht die Kreaturen meines Blicks so undankbar, aus der formalen Geschlossenheit, zu der ich ihnen verholfen habe, aus der schönen Endgültigkeit wieder hervorzubrechen, die künstlerische Fassung zu verlieren und ihrem eigenen Schöpfer polemisch entgegenzutreten, mit aller Unzulänglichkeit bewehrt, die dem Rohstoff gegeben ward, mit dem schlechten Atem der Gesinnung bewaffnet und voll des Vertrauens auf den Ausgang einer Sache, die das Reinheits— und Ruhebedürfnis des Angegriffenen zu ihren Gunsten entscheiden werde. Muß ich immer wieder staunen, daß Gestalten, die in den

»Letzten Tagen der Menschheit« vorkommen, noch eine bürgerliche Wirksamkeit ausüben, so umsomehr, daß Typen, die nur noch von mir sind, wieder individuelle Ansprüche erheben und die Vermessenheit aufbringen, gegen mich, nein mit mir zu hadern. Denn so dumm ist zwar selbst der Stephan Großmann nicht, nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spaßvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir auftreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Großmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Großmann gewährt ist, selbst einen Stephan Großmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation regulierte Mechanik des Geisthasse, die die Notorietät einer Erscheinung braucht, um sie zu verleugnen; die an der Kraft schmarotzt, welche sie negiert —, so bliebe der Fall Großmann das — *sit venia verbo* — reine Objekt künstlerischer Psychologie. Was mich seit jeher an ihm anzieht, ist, wie man weiß, seine Verlogenheit, die durch ihre abgründige Tiefe von der sonstigen Seichtheit seines Wesens überraschend absticht. Wird mit der Berührung dieses Motivs sein Lebensnerv gereizt — denn der Schwindel ist sein Betriebskapital und er hat sein ganzes Vermögen investiert —, so wird er zum Epileptiker, dem die Lüge als Schaum vor den Mund tritt. Der spezifische Reiz seiner Gestalt, für den Kenner, beruht nun darin, daß er, der kein Wort glaubt, das er schreibt, kühl bis ans Herz hinan und darüber hinaus, mit jedem Wort doch an den Glauben des Lesers appelliert, eine Wärme entfaltend, wie sie sonst nur in schöneren Gegenden anzutreffen ist. Aus dieser immer spürbaren Antinomie ergibt sich eine geradezu betäubende Humorlosigkeit, die ihrer Lachwirkung selbst dann sicher sein kann, wenn sie einen Witz versucht, und vollends, wenn sie unaufdringlich, aber doch, eine Träne zerdrückt; wenn sie mit eigenem Aplomb lügt oder bescheiden im Schatten eines großen, aber trotzdem wehrlosen Toten ein Wahr-

wort von ihm erfindet, das er, eh es ans Sterben ging, noch rasch dem Stephan 'Großmann vermacht hat. Da der letzte Wille aller bedeutenden Menschen von der Art eines Jaurès oder Viktor Adler nicht ausschließlich darauf gerichtet war, daß sie Ruhe vor dem Stephan Großmann haben wollten, bevor sie sie endlich bekamen, so hält er sich für den Vollstrecker, und weil sie durch den Tod verhindert wurden, ihre Toleranz zu bereuen, so erblickt er darin einen Beweis ihres anhaltenden Vertrauens. Schwerer noch als die Toten haben es die Lebenden, denen er Aussprüche in den Mund legt. Großmann hat meine Voraussage, daß er dereinst preisgeben werde, was ich ihm nie gesagt habe, schon bei meinen Lebzeiten erfüllt, indem er behauptet, ich hätte vor fünfundzwanzig Jahren, als mein erster Beitrag in der Münchner 'Gesellschaft' erschien, zu ihm die Worte gesprochen: »Was gäben Sie drum, wenn Sie so berühmt wären?« Diese naive Entblößung einer pathologischen Eitelkeit sei »der erste starke Eindruck« gewesen, den er von mir empfangen habe. Aber mein Gedächtnis läßt ihn da im Stich. Der erste starke Eindruck, den er von mir empfangen hat, waren zehn Gulden, die er sich letztwillig im Hinblick auf sein unmittelbar bevorstehendes Ableben erbat, ohne mich persönlich zu kennen, aber bereit, die nun einsetzende Beziehung mit einer Unwahrheit zu eröffnen, denn seine Angriffe beweisen, daß er noch nach so langer Zeit in unverminderter körperlicher Frische wirkt. Er erinnert sich an jenen Ausspruch so genau, als ob es gestern gewesen wäre, wiewohl es tatsächlich schon dreißig Jahre her sind, daß jener Artikel in der Gesellschaft, erschien, also ein Zeitpunkt, wo er mich noch gar nicht gekannt hat. Ich habe, da mein eigenes Gedächtnis, sonst so unerbittlich getreu, in diesem Fall, nämlich was die Worte betrifft, ganz und gar versagt, nur in der Aussage Großmanns einen zuverlässigen Beweis dafür, daß ich sie nicht gesprochen habe. Ich könnte es beides, denn ich würde mich für den Beweis, daß ich sie nicht gesprochen habe, auf die Erklärung Großmanns berufen, wenn er mich nicht im Ernstfall doch im Stich ließe. Denn ein Verlaß auf ihn ist ja keineswegs möglich. Die Natur hat ihm den Stachel der Unwahrhaftigkeit verliehen, auf daß er sich gegen Verfolgung schütze, aber er ist imstand, umzufallen und einmal die Wahrheit zu sagen. Es wäre interessant, einem Selbstgespräch Großmanns beizuwohnen (ich meine nicht einen jener Berliner Monologe, wo zumeist der Präsident des Deutschen Reichstags oder Viktor Adler dabei ist oder sonst jemand, der vor Großmann kein Geheimnis hat): etwa, wenn er an den Flügel schreitet (ich meine nicht den Kotflügel des Autos, worin Ebert sitzt), also wenn er ans Klavier schreitet, um es nicht spielen zu können. Ich stelle mir vor, daß er, wenn er im Wald so für sich hingehet, ein leichtes Grinsen über die Aussicht, wie er damit den Leser anschmieren wird, anfangs nicht unterdrücken kann, daß aber dann die volle Wahrheit in ihm zum Durchdruck kommt, nämlich daß er da nichts zu suchen hat. Dann wird er ausspucken. Wenn er sich an der Ostsee sonnt, wird er zehn Durchschläge von dem Feuilleton kalkulieren, das diese Vorstellung dem Publikum wert ist. Und wie mit der Natur, geht es ihm mit der Kunst, aber auch mit allen jenen Gebieten menschlicher Betätigung, in die eine wenn auch noch so denaturierte Leidenschaft den Zutritt hat. Als ein überall dort, wo er ihm verwehrt ist, Beschäftigter wird er von so vielen Zeitungen geschätzt. Die schon an Inbrunst grenzende Ehrfurchtlosigkeit, die ihn vor aller Kraft und Kunst beseelt, die gelegentliche Unzuständigkeit und innere Beziehungslosigkeit, welche ihm in gleichem Maße alle Interessen, die er nicht hat, zugänglich macht, die Objektivität, mit der er unter allen politischen Parteien steht, und die absolute Gesinnungslosigkeit, die ihn »am äußersten Rande« jeder einzelnen gaukeln und unentwegt die Farbe stagelgrün bekennen läßt, all dies bildet den eigentümlichen

Reiz einer Feder, deren Beiläufigkeit, Saloppheit, Mißtönigkeit und Armut selbst an den dürftigen Grazien des Feuilletons jedem Chefredakteur auffallen müßte. Aber eine erkannte tiefe Unredlichkeit, die keiner von ihnen als Privat-hausherr für zimmerrein hielte, scheint hier eben dem wesentlichsten An-spruch der neuen Zeitung entgegenzukommen und er wurde, vom Rande des Sozialismus überallhin, vom Käfig in jeden Koben flugbereit, die Zierde eines Berufs, der über dem Schreibtisch jenes B.—Z.—Machers sein made in austria in der selbstvernichtenden Formel bekannt hat. »Wir brauchen zu haben Dreck«. Von dem Expansionsdrang geschüttelt, der den mährischen Eindring-ling auf dem Berliner Boden über ein kurzes Redaktions— oder Filmjahr zur Karikatur des Betriebswesens macht, aber gelegentlich zum imponierenden Heimkehrer, benutzt er als solcher das Wiedersehen, um sich über die Rück-ständigkeit und Enge der Wiener Interessen annähernd so lustig zu machen wie der Berliner über den Zuwachs. Nichts ist heiterer als die Großmanns-sucht, die, wenn die schmalzige Berufung auf ein Mutteraug, das ihn doch nicht erkannt hat, und auf einen Stephansturm, der sich am liebsten den Na-men ändern ließe, ihre Wirkung verfehlt, sich unvermittelt auf den Standard des Berliner Lebens zurückzieht, so tut, als ob einer, der hier unmöglich wur-de, einzig darum schon draußen möglich wäre, und auf den »Lokalhumoristen« herabblickt, von dem er »seit zehn Jahren nur dann und wann eines der roten Hefte, die er herausgibt, gelesen hat« und dem »naturgemäß das große Deutsche Reich verschlossen ist«. Ihm geöffnet, der ganz genau weiß, daß der Lokalhumorist zwar eine kulturlebendigere Beziehung zur deutschen Welt un-terhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wollte, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, wie sie jener, sich berufend auf seinen »Kauf von Fackeln« und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmarotzen, eigenhän-dig geschrieben hat. Aber was alles weiß nicht dieser Großmann, dessen Aus-druck die Fülle von Verlogenheit gar nicht fassen kann, die er ihm zumutet, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser ihm so wenig glaubt wie er selbst — was weiß er nicht alles vorzuspiegeln, um die Geste zu retten, deren Zwei-felhaftigkeit durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwider-stehliche Ostentation von Pofel und Pleite, dieses maximum en effort zu einem minimum en effet, dieser volle Einsatz von Nebbich und Nichts, den ich als das Kennzeichen des Maudi—Typus dargestellt habe und den die undankbare Heimat mit einem »Gehst denn nicht!« ablehnt, zeigt ihn in der Rolle des geis-tig wie räumlich von mir distanzierten Weltbürgers, dem »Bekannte, die aus Wien kamen«, erst »erzählen« mußten, »der Fackel—Kraus« habe zwanzig Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zugetragen. Große haben eben immer Ohrenbläser. Und keiner von ihnen wollte ihn mit der Zu-sendung des Heftes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es eh' schon gelesen haben wird; oder sie wollten es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschieben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschafft hat er es sich daraufhin na-türlich nicht, aber schon die beiläufige Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich wetten möchte, daß das Neue Wiener Journal zu anständig war, ihn zu drucken, und der deshalb nur in einem Montagsblatt, das den Stephan Großmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen konn-te. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben'— nicht gelesen und vermutet deshalb fälschlich, sie seien die Ant-wort auf den »Nasenstüber von etwa 50 Zeilen«, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hätte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Ant-

wort sind, die ersten acht aber vor dem Nasenstüber geschrieben waren, aus keinem andern Beweggrund als der unschuldigen Freude an der Gestalt, die bei Nacht schreiend durch meinen Wohnbezirk rennt. Da dieses Kunstwerk, das auch achthundert Seiten umfassen könnte, bereits geschaffen war, als die 50 Zeilen im Neuen Wiener Journal erschienen, so ergriff mich eine panische Angst, man würde nun glauben, es sei die Quittung, was die Perspektive heillos verschoben hätte. Lediglich aus dieser Besorgnis entstand das Nachwort. Mit keiner polemischen Silbe wäre, im Vertrauen darauf, daß niemand den Großmann derart unmöglich machen kann wie ebenderselbe, dies Unternehmen gefördert worden, wenn nicht die Satire schon vorhanden und gedruckt gewesen wäre. Zu ihrer Rettung konnte nur die polemische Fortsetzung helfen, und es ist gut, daß sie entstanden ist, weil ja doch auch schade um jedes Wort von dieser gewesen wäre und weil es schließlich ebenso wohltuend wie schicklich ist, sich nach einem Nasenstüber, den man von Großmann bekommen hat, die Nase zu reinigen. Was das noch immer krasse Mißverhältnis von 50 Zeilen zu zwölf Seiten anlangt, so bleibt nur die Erklärung, daß ein Schmierer eben gleich einen Raum von 50 Zeilen in Anspruch nimmt, während die Sprache, wenn sie etwas gegen einen solchen auf dem Herzen hat, auf knappen zwölf Seiten ihr Auskommen findet. Interessant ist nun, wie der Gaukler, der seit den zwei Jahrzehnten, da ich ihn entfernt hatte, die Hoffnung nicht aufgegeben hat sich mir zu nähern, sei es indem er als Feuilletonredakteur Essays über meine Bücher anzuschaffen strebt, sei es indem er in meinen Berliner Auditorien sich durch Applaus bemerkbar macht, jetzt endgültig das Desinteressement eines in die höhere Geschäftssphäre Entrückten feststellt. Jedes Wort eine Lüge, jede Miene ein Mausi. Er darf nicht informiert sein und muß so tun, als ob ein gelegentlicher Blick in »eines der roten Hefte« die Auffassung, die er sich vorgenommen hat, vollauf rechtfertigen würde, während er das, was darin über ihn selbst geschrieben ist, gar nur vom Hörensagen weiß. Nun ist es ja gewiß belanglos, ob Herr Großmann die Fackel liest, und es zu erreichen von aller Art Ehrgeiz, den man mir zutrauen mag, wohl der letzte; es genügt mir vollauf und ist auch wichtiger, daß mir seine Werke nicht entgehen. Immerhin entbehrt es nicht des Reizes, einen Schwindler, der in der Welt den großen Jungen spielen möchte, bei der Aufmachung zu attrapieren. »Vor fünfundzwanzig Jahren — ich mache Kraus die Freude, mich an ein Gespräch mit ihm zu erinnern — als usw.« Bekannte, die nach Berlin kamen, haben ihm offenbar auch erzählt, daß ich vorausgesagt habe, er werde sich erinnern. »Ich will, obwohl wir von alten Zeiten plaudern, nicht von seiner glühenden Begeisterung für Otto Ernst sprechen«. Woher hat er das? Möchte man nicht glauben, ich sei damals als ein Otto—Ernst—Fanatiker herumgegangen, als solcher geradezu markiert gewesen und Großmann, der rechtzeitig erkannte, daß aus dem Stürmer der Conrad—Gruppe und Freund der Liliencron und Dehmel der dickdeutsche Spießier werden würde, habe mich immer ausgelacht? Großmann erinnert sich. Aber ich selbst erinnerte mich nicht, als vor einem Jahr ein erzürnter Prager Schmock etwas unter dem plausiblen Titel »Karl Otto Ernst Kraus« erscheinen ließ, worin er die Enthüllung brachte, daß ich vor drei Jahrzehnten den Otto Ernst als Satiriker gerühmt habe. Der Anspruch eines Tropfes, der von mir die Stetigkeit der kritischen Ansicht durch drei Jahrzehnte erwartet, die er selbst nicht für drei Monate gewährleisten kann, wäre gewiß selbst dann unbillig, wenn das Objekt die Kontinuität hielte und der Otto Ernst Schmidt, der Philisterfeind, den die um Liliencron allesamt als einen sogenannten »Prachtkerl« ansahen, entweder seit damals dreißig Jahre alt geblieben oder schon damals sechzig gewesen wäre. Ich habe die Drolerie durch die Fackel weitergegeben. Großmann hat die Fa-

ckel gelesen und nun erinnert er sich an den sensationellen Fall von damals, dessen Kenntnis ich selbst erst dem Prager Schmock verdanke. Dagegen räumt er ein, von einer anderen Publikation von mir, die geringeres Aufsehen gemacht hat als die Otto—Ernst—Kritik, nämlich von den »Letzten Tagen der Menschheit«, nichts zu wissen. »Sein Werk 'Die letzten Tage der Menschheit' oder wie es heißt«, sagt er und nur durch einen puren Zufall hat er den Titel richtig erraten. Er »kennt den Schöpfer zu gut, als daß er auf die Schöpfung neugierig wäre«. Wetten ließen sich wohl nicht abschließen, daß er seine Neugierde längst befriedigt hat, denn niemand fände sich, der das Gegenteil zu behaupten riskieren würde. Immerhin kennt er den Schöpfer so gut, daß er ihm nachrühmt, er reiche eben noch an den »Hans—Jörgl« heran. Außerdem habe er »auch ein hübsches Vortragstalent«, »singe so gut wie ein durchschnittlicher Possenkomiker« (zum Beispiel das Couplet: Sich so zu verstell'n, na da g'hört was dazu) und habe daneben noch ein sehr tönendes Schauspielerpathos, »das aus der Tradition der alten Burg stammen soll«. Genau weiß es Großmann nicht, weil er diesen kleinen Wiener Angelegenheiten seit dem Hinauswurf aus der Volksbühne naturgemäß entrückt ist. Was meine Literatur betrifft: gemessen an der aktuellen Frische des 'Tage—Buchs', das über die reiche Heirat eines Schauspielers und über den Selbstmord einer Schauspielerin auf dem Laufenden ist, erscheint ihm jedes Heft der Fackel »in drei Wochen altgebacken«. Er ahnt nicht, wie recht er hat. Meistens ist schon drei Wochen vor dem Erscheinen jedes Heft der Fackel altgebacken, es beginnt in der Regel erst drei Jahre nach dem Erscheinen einigermaßen aktuell zu werden und dürfte nach dreißig das Interesse des Publikums von den Neuigkeiten des 'Tage—Buchs' so ziemlich abgelenkt haben. Aber »niemand kann« dem Großmann »einreden« — es bemühen sich so viele —, daß bei mir etwas »aus erster Hand kommt«. Die Justiz anzuklagen habe ich, der bürgerliche Witzbold, bei Großmann gelernt, aber freilich nicht bei dem geschätzten Mitarbeiter der Sonn— und Montagszeitung, des Neuen Wiener Journals und der Neuen Freien Presse, sondern »bei uns Redakteuren der Arbeiter—Zeitung (die ihm die ersten Nummern der Fackel schrieben)«. Eine stolze Erinnerung an Großmanns Heroenzeitalter, die nicht mit dem gleichen Stolz empfangen wurde. Mit welchem Undank wir Redakteure der Arbeiter—Zeitung von der Anhänglichkeit des von andern Zeitungen geschätzten Mitarbeiters, von diesem letzten Beispiel von Nibelungentreue Notiz nahmen und eine wie kalte Schulter sich der Schulter gezeigt hat, die bereit war bis zum letzten Hauch von Mann und Roß am Rande der Partei zu verharren — einen bessern findest du nit —: das haben wir Leser der Arbeiter—Zeitung inzwischen bemerkt. Daß aber wir Redakteure der Arbeiter—Zeitung die ersten Nummern der Fackel geschrieben haben, ist als Tatsache so wahr wie daß in der Zeit, da sie erschienen, der Herr Großmann schon das gewesen ist, was er nie hätte werden sollen, nämlich Redakteur der Arbeiter—Zeitung. Seine Geschichtsauffassung ist zwar materialistisch, aber seine Geschichtsschreibung nicht frei von sachlichen und chronologischen Irrtümern. Wie nach dem Ausspruch eines Wiener Fiakers die hiesigen Rösser schneller stehn als die in Paris laufen, so kann unsereins gar nicht so schnell die Wahrheit sagen wie der Großmann lügt. Gewiß haben auch seine Lügen kurze Beine, aber es ist, als ob sie lange Finger hätten, mit denen sie immer auch schon die nächste Wahrheit eskamotieren. So habe ich, kaum daß mir die Redakteure der Arbeiter—Zeitung die ersten Nummern der Fackel geschrieben haben — später hab ichs dann von selbst getroffen —, »von Frank Wedekind den Haß gegen die bürgerliche Erotik übernommen« und kaum daß sich das begeben hatte, von Peter Altenberg den »revolutionären Ingrim gegen die wienerisch—jüdische Bourgeoisie«, ja aus

dessen revolutionären Kaffeehausreden stammt sogar »das Schema meiner Satire wortwörtlich«. Da kann man nichts machen als höchstens Mausli flüstern. Da Großmanns Aussage an Zuverlässigkeit einem Phonogramm der revolutionären Kaffeehausreden Altenbergs gleichkommt und das Schema meiner Satire ohnedies vorliegt, so erscheint eine Kollationierung unschwer durchführbar. Ein Jahr im Leben Peter Altenbergs und dementsprechend ein Jahrgang der Fackel können ohnedies ausgeschaltet werden, da hat Peter Altenberg keine revolutionären Kaffeehausreden gehalten, sondern in einer der schwersten Nervenkrisen gelebt, die ihn nur zusammenzucken ließ, sobald der Name Großmann an sein Ohr drang. Dieses Zeugen Mund, durch den noch nie und keineswegs die Wahrheit kund wurde, täte besser, die Erinnerung an Peter Altenberg, der an ihn nicht erinnert werden wollte, den besseren Freunden vorzubehalten. Er vermeide es, zu erzählen, was Altenberg gesagt hat, damit es nicht auch die Erinnerung an das, was Altenberg gelitten hat, heraufbeschwöre. Das wäre bei weitem nicht so scherzhaft wie der Nachweis, daß ich, ursprünglich »Zeitungsschreiber von Passion«, mich mit Schopenhauer—Zitaten, die mir ein Polyhistor »gezeigt« habe, als prinzipiellen Zeitungsfeind kostümierte. Unheimlich, wie dieser Großmann doch hinter alles kommt; erst hinter mich, dann hinter die Tatsachen, die meine Entwicklung entscheidend beeinflußt haben. Richtig ist, daß ich einmal einen Polyhistor gekannt habe, der von mir viel wußte und es dann mit dem Ausdruck des Bedauerns zurückzog. Ich verdanke ihm mannigfache Anregung und zog mir seine Feindschaft dadurch zu, daß er mir eines Tages ein Feuerbach—Zitat, das von Goethe war, zeigte. Wenn die dargebotenen Schopenhauer—Zitate, die mir die Augen über die Presse geöffnet haben, nicht vielleicht von Kant waren oder wenn sie nicht der Welt als Wille und Vorstellung Großmanns entstammen sollten, so können sie nur auf eine ebenso verlässliche Quelle zurückzuführen sein, nämlich auf die Waschfrau, die ihre bekannte Zwiesprach mit dem Assistenten oft in der Seele des Mannes der Wissenschaft abmacht. So bemerkenswert nun die tatsächlichen Feststellungen sind, die Großmann aus der Geschichte der Fackel vornimmt, so interessant sind seine psychologischen Wahrnehmungen, indem er nämlich meine ganze polemische Existenz aus jenem Erlebnis der »Haßliebe« erklärt, deren Objekt zu sein ich mich sonst in so vielen Fällen berühmt habe. Er will an mir das bekannte Umkippen der Verehrung in Haß beobachtet haben, die echt weibchenhafte Reaktion auf das unerträgliche Gefühl, vom Gegenstand der Liebe nicht genug beachtet zu sein und bei ihm keine Gegenliebe zu finden. So erklärt sich ihm mein Kampf gegen die Presse (wohl insbesondere gegen die Neue Freie, in die ich nicht gelangen konnte), gegen Harden, den ich imitiert habe, »um die Imitation in (immer noch) nachahmende Satire zu verwandeln«. Wer die quellfrische Satire Hardens kennt — es sind ihrer hierzuland nicht viele, da einem Weltsatiriker naturgemäß das kleine Österreich verschlossen ist: ein Umstand, den ich mir denn auch weidlich zunutze mache — und wer damit Heft für Heft die Fackel vergleicht, zum Beispiel die Serie »Desperanto«, wird die Wahrnehmung nur bestätigen können. Von Otto Ernst wollen wir nicht sprechen; der Fall liegt auf der Hand. Bemerkenswert ist aber der Fall Hauptmann. Warum finde ich, daß »Die Jungfern von Bischofsberg« ein so trostloses Lustspiel sind? Ich habe Hauptmann »angeschwärmt« — Großmann wußte es —; ich wurde von ihm »nicht genug beachtet« — Großmann merkte es —; ich ward »gelb vor Giftigkeit« — Großmann, der sich darin auskennt, sah es mir an, natürlich nur von weitem —; und ich wollte »dann mit einem Male Hauptmann nach dem 'Hannele' das weitere Dichten untersagen«. Dabei ist es psychologisch interessant, wie meine offenbare Wut gegen Hauptmann mir noch so viel Hingabe

übrig ließ, immer wieder die Werke, die ich für Dichtungen hielt, vorzutragen; wird sich aber auch schon irgendwie erklären lassen. Und so geht es die ganze Reihe nach.

Kein Lebendiger größeren Formats, dem der Zwerg nicht aus mehr oder minder verschmähter Liebe Beschimpfungen nachschmis. Hauptmann, Hofmannsthal, Schnitzler, Werfel, Ehrenstein, Reinhardt, Kainz, jeder ist kleinwinzig vor Karl Kraus. Das gehört ja auch zum Gesetz der Gattung. Der Zwerg will nur Zwerge sehen! Bin ich Zwerg, so sollst Du es auch sein!

Jeder einzelne Fall ist charakteristisch. Mit Hofmannsthal, dem ich immer schon durch meine Verehrung lästig war, bin ich seit Gründung der Fackel nur einmal in persönliche Berührung gekommen: als ich mich ihm anbot, damit er sich von mir aus der heillosen Situation, in die ihn seine Absage zur Liliencron—Feier gebracht hatte, retten lasse. Er gab schließlich meinen Bitten nach, nicht ohne deutlich merken zu lassen, daß er mich nur in diesem Fall, aber sonst nicht beachten wolle. Seither bin ich gegen ihn. Wie ich Schnitzler mit meiner Liebe zugesetzt habe und wie er mir sagen ließ, daß er sie verschmähe, ist bekannt. Reinhardt wollte durch volle zwei Jahrzehnte von mir nichts wissen, wiewohl ich mich ihm als Regisseur geradezu aufgedrängt habe, sodann zwang ich ihn, sich um die Aufführung der »Letzten Tage der Menschheit« zu bewerben, er tat mir den Tort an, daß ich sie nicht gestatten wollte, seither schreie ich das Salzburger Welttheater als eine Kirchenschändung aus. Wenn Kainz das Burgtheater verließ, stand ich bei der Bühnentür, er ging vorüber; einmal wandte er sich um und sagte, daß er mich nicht genug beachten wolle. Seit damals habe ich Matkovsky als den volleren Heldenarsteller erkannt. Großmann verwechselt das und meint, ich hätte »ihm den Berliner Bonvivant Eugen Burg als Vorbild unter die Nase gehalten«. Das hätte wenig geholfen, da Kainz sich nie in das Fach dieses tatsächlich vortrefflichen Schauspielers eingespield hätte. Auch bleibt Großmann das Motiv meiner Anerkennung des Eugen Burg schuldig: er hat mich beachtet. Aber nicht immer nützt bei mir die Beachtung. Großmann selbst, der damit nicht gekargt hat, ist ein Beispiel. Er bat Ehrenstein, der an mir vorüberging, ohne mich zu beachten, »Worte in Versen« für sein Feuilleton zu besprechen: das hat beiden bei mir nichts genützt. Es war eben zu spät, ich hatte mich schon verbissen. Überhaupt Ehrenstein! Bei diesem und bei Werfel springt das Motiv verschmähter Liebe so in die Augen, daß man die frappante Beobachtung fast nur einem zutrauen würde, der auch in den letzten Jahren noch die Fackel gelesen hat. Ehrenstein hat sich ja meiner angenommen. Er hat mir erlaubt, ihn zu entdecken, zu drucken, seine Gedichte mit ihm durchzuarbeiten, er hat mich gefördert, wie und wo er nur konnte, aber bis ans Ende konnte er nicht mit mir gehen. Er machte schließlich kein Hehl daraus, daß mir seine Waschzettelverbindungen unsympathisch seien, und beachtete mich nicht mehr. Auch faßte mich der Neid, daß ihn infolge seines Einfalls, mich St. Crausiscus zu nennen, viele für den ersten Satiriker Deutschlands hielten, und ich konnte es ferner nicht verwinden, daß er in meinem Gedicht »Apokalypse« eine starke Ähnlichkeit mit der des Johannes erkannt hatte. Wenn aber jemals, so läßt sich das Motiv verschmähter Liebe an dem Fall Werfel nachweisen. Ich meine die meine. Wie backfischhaft bin ich diesem Werfel, der mich so wenig beachtete, nachgelaufen, wie habe ich ihn mit vergötternden Briefen und Telegrammen bombardiert, ihm Bücher mit Beteuerungen unwandelbarer Treue und Verehrung, Liebe und Bewunderung ins Haus geschickt, und wie überzeugt vertrat ich den Anspruch, daß unsere beiderseitigen Planeten auf ewig mit einander verbunden bleiben müßten. Er aber blieb unbeweglich; ich, beweg-

lich wie ich bin, schrieb »Literatur«. Dagegen ist mir, bezeugt Großmann, »jeder schlechte Lyriker, der einmal an den Stammtisch kam, ein Phänomen«. Woraus mindestens hervorgeht, daß ich einen Stammtisch habe. Die Mittelmäßigen werden systematisch hinaufgelobt, »nicht um sie zu erquicken, sondern um die anderen zu verkleinern«. Zu dem gleichen Zweck werden »ein paar unschädliche Tote als Hausgötter aufgestellt«, etwa Nestroy, vor welchem ich dann einen Ehrenstein, der mir gefährlicher ist, »opfern kann«. Aber natürlich, »über den freiesten und anmutigsten Dichter Wiens vor und nach der 'großen Zeit', über Alfred Polgar, war in fünfundzwanzig Jahren der 'Fackel' kein Wort gesagt«. Das weiß Großmann natürlich nur vom Hörensagen, aber es ist fast wahr, und hier gäbe es wirklich nur die Entschuldigung, daß ich ihn nicht dafür halte. Doch halte ich ihn für den geistigsten und literarisch erheblichsten Fall der Wiener Kritik, mit Nachsicht der Verlockungen durch einen Witz, der auch edlere Teile der Schöpfung verletzt, und selbst in diesem Gebiet für mehr anmutig als frei, wenn ich den Umstand erwägen darf, daß er als berufskritische Instanz an meiner doch umfänglicheren Produktion in eben den fünfundzwanzig Jahren vorbeigekommen konnte, bis zu der anständigen Äußerung bei dem schon unvermeidlichen Anlaß der »Letzten Nacht«. »Was für ein hysterisches Zwergengekreisch würde der Fackel—Kraus über solches Totschweigen anstellen.« Eben nicht, Mausi, nie, in Erkenntnis der lokalen Bedingungen, denen auch der besser Geartete unterworfen ist, wohingegen das »Totschweigen« in der Fackel eher die Anerkennung eines Kopfes bedeutet, der nicht zwischen die Saltens gehört. Ich habe keine Versäumnis begangen und keine beklagt, mich oft an einer Feinheit der Erfassung und Fassung erfreut, neben welcher der Alfred Kerr erst als der Weinreisende erscheint, der er ist, und ein Problematisches höchstens darin erblickt, daß ein so auf alle Wendungen und Windungen der Menschennatur parates Tastgefühl selbst bei einem Mindestmaß heroischer Ansprüche nicht vor Krötigem zurückschrickt, daß einem so ausgeprägten Durchschauersinn, einer so untrüglichen Witterung für alles Mausihafte der krasse Fall in der Nachbarschaft noch keinen Witz entrissen hat, in fünfundzwanzig Jahren. Da, muß ich sagen, waltet der moralische und geistige Reinheitswille eines Stephan Großmann schon mit mehr Strenge. Der läßt mich ganz fallen; und mit einer geringeren geistigen Schärfe, als sie einem Polgar eignet, hat er nicht nur meine Lächerlichkeit erfaßt, sondern auch erkannt, daß der Brechreiz, den ich vor seinem Geben empfinde, und das Grausen, welches mich angesichts der Möglichkeit packt, daß die öffentliche Meinung aus den Senkgruben des Geistes und des Charakters gespeist werde, bloß der Erbitterung des Zwerges gegen die Riesen, die Großmänner, entspringe. Während andererseits mein Haß gegen die Zeitung auch »die Auflehnung gegen mein eigentliches Element« bedeutet. Ganz zutreffend beobachtet Großmann, daß ich, »der Papierzwerg«, die Welt nur durch die Zeitung sehe und alles nur mehr auf dem Umweg der Zeitung erlebe. Er meint aber nicht bloß den Concordiaball, dem ich gewiß weit mehr Gerechtigkeit widerfahren ließe und neidlos zugestehen würde, daß er seine Vorgänger weit übertrifft, wenn ich mich einmal selbst überzeugen und nicht immer nur den Bericht lesen wollte — nein, selbst den Weltkrieg habe ich, während Großmann in der vordersten Front stand, »aus den Zeitungen erlebt«. Wie wahr das ist, da ich sogar den Weltkrieg selbst für das Werk der Zeitungen halte, läßt sich gar nicht sagen. Als ein goldenes Wort funkelt auch dieses: »Er hat nie einer politischen Partei direkt ins Auge gesehen, er kennt sie nur aus der Zeitung«. Als Großmann der sozialdemokratischen Partei direkt ins Auge sehen wollte, mußte sie es freilich zudrücken, um ihn gewähren zu lassen, und als sie es dann öffnete und es ihr übergang, war jener schon am

Rande. So kann er jetzt in einem Prager Blatt, das ihn angriff, weil er dem Tod einer jungen Schauspielerin direkt ins Auge gesehen hat, stolz verkünden — in einer Berichtigung, in der er sich faktisch zu einem »Wahr ist« versteigt —, er habe, »an den Grenzen der sozialdemokratischen Partei stehend, in diesem Jahre der Entwicklung alle Parteifarben abgelehnt«. Man hat ihm sie dreimal angeboten, aber er hat sie alle zurückgewiesen, wie gesagt mit Ausnahme von stachelgrün, einer Farbe, die auch in Zeiten der Entwicklung zu nichts verpflichtet. Das Prager Blatt antwortet mit einer Aufzählung seiner Verdienste, Taten und Abenteuer, als da sind seine Entlassung als Kritiker der 'Vossischen Zeitung' und insbesondere »sein schamloses Verhalten gegen Viktor Adler«, das aber nicht nur in der Fingierung des Gesprächspartners und in der Zu- richtung seiner Aussprüche für die Sensationspresse besteht, sondern vor allem in der Verfälschung eines Schlüsselromanes aus den Anfängen der öster- reichischen sozialdemokratischen Partei, worin nach der Meinung des Prager Blattes »Produkt seiner Phantasie« ausschließlich die verleumderische Erfin- dung von Tatsachen des Privatlebens ist, die von der betroffenen Seite »als schmutziger Undank des früheren Mitarbeiters der Arbeiter—Zeitung emp- funden und auch so bezeichnet wurde«. Seine eigene Verwahrung bestätige aber das Urteil, das sich jedermann aus der Lektüre des erwähnten Schundro- mans über Stephan Großmann bilden kann und das vernichtend ist«. So etwa wie dieses Zitat hier Großmanns Ansicht bestätigt, daß ich alles auf dem Um- weg der Zeitung erleben muß, weil ich »nicht (oder nicht mehr) die Fähigkeit habe, ein Buch zu lesen«. Mein Gebiß ist eben »nur mehr auf Zeitungs- brei eingerichtet«. Es ist merkwürdig, wie bescheiden die Journalisten von ihrem Handwerk denken, wenn man es angreift, und wie frech sie sich als das Welt- gewissen spreizen, wenn sie sich den Lesern rekommandieren und glauben, mit diesen allein zu sein. Sie selbst können sich, etwa auf Kongressen, nicht genug Ehre erweisen, aber wenn man sich mit ihnen polemisch befaßt, er- weist man ihnen zu viel Ehre. »Zeitungs- brei« nennen dann die Köche selbst das Produkt einer Sudelküche, aus der sonst nur die erlesensten Leckerbissen hervorgehen. Aber wenn es der Zeitungs- brei ist, an dem sich die Menschheit den Magen ruiniert hat, so war ich ja nicht mit meinem Gebiß, sondern mit meiner Diagnose daran beteiligt. Wie ich ja auch als »Läusesucher« mich stets frei von dem hielt, was ich suchte. Und wäre ich faktisch nichts weiter als ein Vertilger von Ungeziefer, so wär's doch eine nützliche Arbeit, die die Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse, die Ratten und insbesondere die Mäuse zwar bedauerlich, aber nicht lächerlich finden dürfen. Den Journalisten mag es mit Recht absurd erscheinen, wie jemand sich in ein Zeitungs- blatt vertiefen kann, weil ja wirklich sein Kopf im Nu auf der Rückseite zum Vorschein kommen muß. Aber mir, der kaum eine halbe Stunde an solche Lektüre wen- det, genügt ein Hauch dieser Pest, um durch den ganzen übrigen Tag das Siechtum der Menschheit zu beklagen. Immerhin darf zugegeben werden, daß dieser Großmann, ohne es zu wissen — weil er die Fackel nicht liest — an je- nes Problem meines Lebens gerührt hat, dessen Zusammenhang mit dem Pro- blem dieser Zeit mir so schmerzlich bewußt ist: daß ich den Wald vor lauter Blättern nicht sehe, obgleich sehen möchte, aber eben darum nicht sehen kann, weil er nicht mehr vorhanden ist, sondern in der Hinrichtung der Natur durch die Technik der Triumph der Halbnaturen über den Geist und das Le- ben besiegelt ward.

Der Stellung des »Papierzwerge« in dieser Katastrophe wird Großmann nur durch die sinnbildliche Beziehung auf dessen Vater gerecht, der, wie er feststellen kann, in Gitschin zuhause war, in einem Ort, der nicht nur zu den

denkwürdigsten und landschaftlich schönsten Punkten Böhmens zählt, sondern auch etwas die Lachlust Reizendes an sich haben muß.

Dort hatte der alte Kraus eine Papiersäcke—Fabrik; will sagen, die Sträflinge in den österreichischen Zuchthäusern klebten, wie ich auf meinen Wanderungen durch die Strafanstalten

will sagen, als Sozialpolitiker

immer wieder klagen hörte, zu Schundlöhnen Papiersäcke für den alten Kraus. Aus diesem zusammengeklebten Vermögen entspringt Krausens innere Freiheit.

Individuen, die sich wegen Beleidigung eines Toten dort aufhalten und deren Gemeinsamkeit Raubmörder und Taschendiebe zumal dann als Verschärfung der Strafe und der Schmach empfinden, wenn die Beleidigung des Toten, den der Beleidiger nie gesehen und der ihm nie etwas zuleide getan hat, bloß begangen wurde, um sich an dem Lebenden zu rächen — solche Individuen sind von dem Zwang, Papiersäcke zu kleben, befreit. Es lohnt sich darum nicht, sie der Verurteilung zuzuführen. Der da, bebend vor der Vergeltung und wenn nichts fühlend, so doch fühlend, was er getan hat, tastet sofort nach einem Milderungsgrund:

Es ist erlaubt, vom alten Kraus in Gitschin zu sprechen, *weil dieser Kontrast*: alter jüdischer Kaufmann — junger christlicher Poet das eigentliche Schema der Krausschen Satire ist. (Es stammt, wie gesagt, wortwörtlich aus den revolutionären Kaffeehausreden Altenbergs.) Nach diesem Schema hat er Werfel gegen Werfel, Hofmannsthal gegen Hofmannsthal, ja sogar Stefan George gegen einen nicht existierenden Papa Abeles ausgespielt.

Welch ein fanatischer Lügner! Nicht in der Behauptung des »Schemas« — dessen Illustration durch die Fälle Hofmannsthal und George auch von so hoffnungsloser Dummheit ist —, sondern in der Vorspiegelung, daß mein Schema identisch mit seiner Infamie sei und er nichts weiter getan habe als »diesen Kontrast« aufzustellen. Als ob ich in dem Fall Werfel, mit dem ich ja, wengleich in allgemeinsten Darstellung, diesen Kontrast wirklich ergriff, den (lebenden) Vater zur Rache am Sohn geschmäht und nicht im Gegenteil das vom Sohn geknüpft Problem durchaus zugunsten des Vaters gelöst hätte. Welch ein fanatischer Lügner vor allem in der Zubereitung der Lüge, der er die Ehre des Toten opfert, obschon doch mehr davon in einen Papiersack ging als auf alles Papier, das dieser Großmann je beschmiert hat, und wiewohl man doch selbst den Erzeuger dieses nicht für die Lumpen verantwortlich machen kann, für die es erzeugt wird. Leih er der Lüge nicht den Tonfall des Notorischen? Tut er nicht, als wäre er da über irgend eine Begebenheit informiert, die seinerzeit eine tagebuchreife Sensation gewesen sein muß? Als wüßte er etwas, wo nichts zu wissen, nur zu kuschen ist? Als wäre die Strafanstaltsarbeit keine Einrichtung des Staates, dessen Gerichte die Entlohnung bestimmen, sondern die Schmach des einzelnen, für welchen in »den« Strafanstalten, in sämtlichen, gefrontet werden mußte? Als hätte die Behörde diesem nicht für die Erfüllung des leersten Lebenstags mit der geeignetsten Arbeit und für die Vermehrung des Lohns um Prämien, immer wieder, gedankt, sondern dem Skandal ein Ende gemacht, seit die Sträflinge sich keinen andern Ausweg mehr wußten, als sich über das Vorgehen des Fabrikanten, über dessen unerlaubte Zumutungen, über Lohndrückerei, Willkür und Mißbrauch ihrer Wehrlosigkeit bei Herrn Großmann, der als Retter des Weges kam, immer wieder zu beklagen. Wenn es wahr ist — aber selbst die Wahrheit würde in diesem Mund zur Lüge —, so mache ich mich erbötig, mit ihm eine Zelle, nein ein Redaktionszimmer zu teilen. Mag die Sträflingsarbeit eine so notwendige

oder so unsittliche Einrichtung sein wie die Justiz und wie die Fabrik, wie der Staat und alle Ordnung dieser Welt, so wird es doch schwer möglich sein, mit dem Odium ihrer Verantwortung den einzelnen Fabrikanten mehr zu belasten als die Vertreter eines Berufs, der zwar an Nützlichkeit hinter der Erzeugung von Papiersäcken zurückbleibt, sie aber dafür an Klebrigkeit weit übertrifft. Wem's beliebt, darf sie mit meiner Leistung in den »Kontrast« bringen, den der Schwachkopf für das Schema meiner Satire hält, aber nur ein Bösewicht kann erfinden, daß »diesem zusammengeklebten Vermögen« meine innere Freiheit entspringt, daß etwa die Gründung der Fackel ohne solche Basis nicht erfolgt wäre und auf ihr erfolgt ist, daß auch nur ein Heller von diesem »Vermögen« mich heute in den Stand setzt, die Freiheit zu behaupten, die ein geschätzter Mitarbeiter der Sonn— und Montagszeitung sich mit geistigen Mitteln errungen hat. Wäre nicht Hauptmanns Großvater ein Weber, sondern sein Vater der leibhaftige Fabrikant Dreißiger gewesen, so würde das wenig gegen den Wert seines Werkes beweisen und nur ein Verdacht, der von diesem selbst ausginge, könnte die Betrachtung des »Kontrastes« rechtfertigen, den der Bösewicht als meine Methode ausgeben muß, um sich ein gutes Gewissen zu verschaffen. In meinem Fall mache sich der Herr Großmann mit Kontrasten nicht mausig.. Sonst könnte man sich lustig machen, und der Quelle nachgehen, welcher seine innere Freiheit entspringt, die vielleicht äußere Abhängigkeitsverhältnisse nicht ausschließt, aber dafür, wie allein der letzte Vorstoß beweist, ein Freisein von moralischen Hemmungen bedeutet, das sich schon sehen lassen kann. Denn selbst einen Toten grundlos herabzusetzen oder, bei objektiver Berechtigung des Anwurfs, ihn als Waffe gegen den Lebenden zu benützen, dies wie jenes mag noch im Bereich einer menschlich ermeßbaren Unsauberkeit liegen, wiewohl die häßlichste Verletzung der Pietät der Angriff auf die des andern ist. Aber die Konstruktion eines Makels zu solchem Zweck reicht über alle Schnödigkeit. Dieser Großmann — ich glaube immer, die Legende der »von hinten erdolchten Front« muß sich auf ihn beziehen — dieser Großmann, der ein Erzlügner hieße, wenn nicht sein Stoff dies Wort noch Lügen strafte, harrt der dichterischen Zeichnung. Ein Franz Moor ist er nicht, zum Spiegelberg fehlt ihm das Talent, zum Schufferle die Figur. Zum Jago ist er zu dumm, aber vielleicht langts zum Borachio ¹. Er ist ein Anstifter, mittleren Kalibers, aber exakt; einer, der seines Wesens Spur im Raum zurücklassen muß und dann sagen wird, ein anderer habe es getan. »Nicht auf eine redliche Art, gnädiger Herr, aber so versteckt, daß keine Unredlichkeit an mir sichtbar werden soll.« Diesmal wurde sie sichtbar. Die mutwillig feige und durch nichts begründete Schmähung des Toten, bloß als Mittel zu dem Zweck, dem Lebenden etwas anzutun — es ist der Gipfel dessen, was das Handwerk zwischen der Gelegenheit und der Unverantwortlichkeit ermöglicht. Keine legitime und keine illegitime Abwehr könnte da Genugtuung bieten. »Wo ist der Bube? Laßt mich sehn sein Antlitz, daß wenn ein Mensch mir vorkommt, der ihm gleicht, ich ihn vermeiden kann!« Dieses Gefühl wartet auf eine Zeit, wo der Staat anklagt, wenn die verletzte Ehre der Menschheit nach Sühne ruft, und wo ausgepeitscht wird und die Stirn gebrandmarkt mit dem Namen der Zeitung, die dem geschätzten Mitarbeiter Beistand gewährt hat.

1 Eine Gestalt aus »Viel Lärm um Nichts«

Nestroy—Zyklus

Festsaal des Niederöst. Gewerbevereines, 24. Januar, 7 Uhr:

I. Judith und Holofernes. Travestie in einem Akt. Musik von Viktor Junk (Marsch und Entree des Joab nach der Originalmusik von Carl Binder). (Diese vollständige Vorlesung enthielt auch das Couplet »Man find't's ganz natürlich und kein Hahn kräht darnach«, mit Zusatzstrophen.)

II. Die schlimmen Buben in der Schule, Burleske mit Gesang in einem Akt. Musik von Adolph Müller sen. (Der fehlende Chor der Väter und Mütter nach Angabe des Vortragenden. Das Lied des Willibald von Mechtilde Lichnowsky).

Auf dem Programm:

»Judith und Holofernes« ist am 13. März 1849 im Carltheater — mit Nestroy als Joab—Judith und Wenzel Scholz als Holofernes — zum erstenmale und seit Jahrzehnten nicht mehr gespielt worden. Bei der ersten Aufführung ist der Verfasser, durch die Gemeinheiten der zeitgenössischen Kritik und zumal des erbärmlichen, von Hebbel geschätzten Saphir dazu bewogen, anonym geblieben und erst nach dem ungeheuren Erfolg hervorgetreten. Eine Kainz—Vorlesung (1909), der der heutige Vortragende nicht beigewohnt hat — er selbst hat das Stück am 4. und am 25. April 1917 gebracht —, ist manchem in Erinnerung; sie soll, wie alle seine Versuche an Nestroy und Raimund, den berühmten Sprecher von seiner unzulänglichsten Seite gezeigt haben.

Durch die parodistischen Riesenmaße von Heldentum und Wucher der Gegenwart angenähert, ist diese Satire das Urbild des seither arg banalisierten Humors der jüdischen Kasernhofblüte. Das Entree des Joab, ein Meisterstück in Wort und Musikjargon, konnte vom Vortragenden nur als theatergeschichtliches und schauspielerisches Inventarstück übernommen werden, denn so angepaßt den Erlebnissen und Nachwirkungen der großen Zeit das Heldenprotzentum auf assyrischer Seite und der Wucher auf der andern sein mag, so verfehlt doch der Spott, daß »unsere Leut' sind gar g'scheit, hab'n zum Kriegführ'n ka Freud« — von einem überlebten und durch diesen Schandkrieg entehrten Tapferkeitsideal bezogen — sein Ziel und läßt unsere Leut' nicht als Vorbild der Feigheit, sondern eher der Weisheit erscheinen, durch welche sie sich von allen andern Völkern vorteilhaft unterscheiden würden, die leider Gottes samt und sonders zum Kriegführ'n noch immer a Freud haben. Ganz abgesehen davon, daß ja die Freud' hier immer nur in der phantasielosen Erwartung und nicht im blutvollen Erlebnis beruht und daß dem interkonfessionellen Zwang zum Heldentod ganz ebenso jene unterworfen werden, deren freier Entschließung es zwar anheimgestellt blieb, gegen den Holofernes, aber nicht gegen die Entente Krieg zu führen. Und wo die Pflicht, zu sterben und zu töten, gleich verteilt ist, wäre ein Mangel an Freude eher ein Vorzug an Menschlichkeit. Selbst vom Gesichtspunkt eines verblichenen heroischen Ideals das sicherlich noch bis in Nestroys Tage sichtbar war, aber heute auch von ihm und gerade von ihm nicht mehr vorgefunden würde, mochte der verallgemeinernde Spott seiner Berechtigung entbehren. Gleichwohl muß gesagt werden, daß bei dem Versuch, den Menschen an jenem Ideal zu messen, nicht das Generalisieren, sondern das sich generalisieren lassen zur größeren Unehre für Nation und Menschheit ausschlug. Die Juden für zu feig zum Kriegführen zu halten, mag so lange seine Berechtigung oder Nichtberechtigung gehabt haben, bis das Kriegführen sich als die weitaus größere

Feigheit herausgestellt hat. — Es ist also, um diesen notwendigen Vorbehalt nicht zum Hindernis einer doch nicht vorweg ausgeschalteten Wirkung erwachsen zu lassen — und sie läßt sich aus der Reproduktion eines klassischen Humorwerks nicht ausschalten — auch ebenso notwendig, von aller Zeit— und Kriegsperspektive, die die Beurteilung in diesen scheußlichsten Belangen so radikal verschoben hat, abzusehen und sich auf die Grundlage einer einst normierten, wenngleich längst unberechtigten und immer problematischen Anschauung zu stellen, auf der ja das meisterliche Couplet seines Witzes und Wertes nicht verlustig gehen kann, und der Vortragende muß sich hier auf die Ehre des darstellerischen Dienstes für eine berühmte Satire zurückziehen. Weil dies aber, *trotz* dem Vorbehalt, doch nicht ohne einen unbeglichenen Rest der geistigen Rechnung geschehen könnte wie auch, *wegen* des Vorbehalts, der künstlerischen: so hat er sich entschlossen, dem Couplet durch eine Zusatzstrophe zu opponieren, die dessen Meinung gemäß der zeitlichen Wahrheit aufhebt, aber dessen geistige Linie umso folgerichtiger fortsetzt.

Ludwig Speidel hat im Jahre 1881, anlässlich des Nestroy—Zyklus im Carltheater, geschrieben:

»In dieser Parodie steht Nestroy zwar nicht der Kunst und dem Schönheitssinn, aber dem sicheren Treff nach auf gleicher Höhe mit den genialsten Komödiendichtern. Aristophanes hat den Euripides nicht bitterer gezüchtigt, Molière die Preziösen nicht schärfer gehehelt, als Nestroy der Hebbel'schen Gestalt des Holofernes zugesetzt hat.«

Diese Parodie läßt nur eines vermissen: daß Nestroy, der in dem Jahr gestorben ist, in dem sie erschienen sind, Hebbels »Nibelungen« nicht gekannt hat.

»Die schlimmen Buben in der Schule« (nach Maître d'école von Locroy) ist zur Eröffnung des von Carl umgebauten Theaters in der Leopoldstadt geschrieben und am 7. Dezember 1847 zum erstenmal aufgeführt worden. Nestroy spielte die Rolle des Willibald.

Entree des Joab:

Krieg von allen Seiten, drum geht auch per se
Auf Urlaub die ganze hebräische Armee;
Der eine hat a Weib und fünf Kinder in der Wiegen,
Der andre wohl nicht, aber er kann s' ja noch kriegen.
Kurz, jeder geht ham. Die Völker, die's nicht verstehn,
Spotten freilich, wenn s' uns sehn mit Waffen herumgehn,
Wir tragen die Waffen nicht als Luxus bloß, wie mancher meint,
Wir müssen doch was haben, was wir strecken vorm Feind.
Unsere Leut' sind gar g'scheit,
Hab'n zum Kriegführn ka Freud'.

Wie Gott freie Wahl unter allen Völkern hat g'habt,
Hat er ohne viel Besinnen auf die Hebräer gleich 'tappt.
Wir sind seine Passion, drum werd'n wir auch reussieren,
Ohne daß wir mit Schlachten uns abstrapazieren.
Tut der Himmel aber auf unsern Fall spekulieren,
Nutzt's uns nix, wenn wir den Feind und uns selbst malträtiertern;
Wir Hebräer haben Wunder genug in unsrer G'schicht',
Auf die Wunder der Tapferkeit leisten wir Verzicht.
Unsere Leut' sind gar g'scheit,
Hab'n zum Kriegführn ka Freud'

Krieg von allen Seiten, das ist ein Vergnügen, ich weiß.
Erst lernte die Welt preußisch, jetzt is der Franzose ein Preuß.
Sie haben halt Waffen und die gehen halt los,
Und kommt der Preuß nicht nach Paris, möcht' nach Berlin der
[Franzos.

Nur ihr Gott ist gemeinsam und eh sie im Feld sich begegnen,
Muß er, ob er will oder nicht, ihre Waffen gschwind segnen.
Denn sie sind nicht bloß Mörder, Gott verhüte den Spott,
Sie sind doch auch Christen und glauben an Gott!
Unsere Leut' sind gar g'scheit,
Hab'n zum Kriegführn ka Freud.

*

Couplet des Joab (erste der fünf Strophen):

In Babylon hab'n s' wollen einen Stephansturm baun,
Der hat soll'n unserm Hergott in die Fenster eini schau'n,
Kaum war'n s' ober der Uhr, war'n s' schon alle verwirrt,
Eins hat spanisch und das andere chinesisches diskriert.

Das hab'n d' Leut' unerhört
Für ein Wunder erklärt.

Jetzt auch wollen viele baun bis in d' Wolken hinauf,
Aber 's tuts nicht, die G'schicht' löst in sich selber sich auf,
Denn beim Grundsteinleg'n hab'n s' ang'stimmt ein'n Diskurs,
Gegen den alles Babylonische verstecken sich muß.
So was nennt man kein Wunder jetzt mehr heutzutag,
Man findt 's ganz natürlich und kein Hahn kräht danach!

Als bei den Juden in der Wüste der Hunger und die Not
Aufs höchste war gestiegen, regnets himmlisches Brot
Und Wachteln mit Manna — da waren s' vor Freud' ganz verwirrt,
Wie der Moses die Lage des Landes saniert.

Das hab'n d' Leut' unerhört
Für ein Wunder erklärt.

No ich bitt Sie, also is denn das auch schon a Tat,
Der Moses war ein Nebbich und noch lang kein Prälat.
Unser Retter geht nach Genf, und wir nicht zugrund
Und uns fliegen die gebratenen Tauben in'n Mund.
So was nennt man kein Wunder jetzt mehr heutzutag,
Man findt's ganz natürlich und kein Hahn kräht danach!

Der Glaube an Wunder lebt vom blauen Dunst.
Den babylonischen Turm zu baun — no war das eine Kunst?
Die Sprachenverwirrung war grad unser Panier
Und wir trotzten der Welt, denn mir waren doch mir.

Das hat die Welt unerhört
Für ein Wunder erklärt.

Da hat Er's reiflich erwogen und wir riskierten den Sturm,
Die Sprachen verstummt, aber zurückblieb der Turm.
Jetzt heißt's halt auf Gott und den Prälaten vertraun,
Um schön langsam den babylonischen Turm abzubaun.
Wenns gelingt, wär's ein Wunder am hellichten Tag —
Doch ich glaub', nur der Seipel, aber kein Hahn kräht danach!

* * *

Ebenda, 25. Januar, 7 Uhr:

I. Das Notwendige und das Überflüssige (Nach »Die beiden Nachtwandler«), Posse mit Gesang in zwei Akten, bearbeitet vom Vortragenden. Musik nach Angabe des Vortragenden gesetzt von Otto Janowitz und anderen. Das Lied von der Chimäre aus den »Papieren des Teufels« herübergenommen, der neue Text des Quodlibets vom Bearbeiter.

II. Tritschtratsch, Posse mit Gesang in einem Akt. Musik nach Angabe des Vortragenden (Lied der Kotton von Mechtilde Lichnowsky).

Auf dem Programm:

Die erste Aufführung von »Die beiden Nachtwandler« — mit Scholz als Faden und Nestroy als Strick — hat am 6. Mai 1836 stattgefunden.

Ferner die Notiz zu früheren Vorlesungen. Solche haben am 23. Mai, 11. November 1912, 9. Juni, 16. Dezember 1914, 4. Dezember 1916, 28. Januar 1917, 16. November 1919, 2. Dezember 1920 und 29. März 1922 stattgefunden. Die Buchausgabe — mit Notenbeilage und einem Vorwort des Bearbeiters — ist im Verlag R. Lányi zum Preise von 6000 K erhältlich; ihr voller Ertrag fällt dem Verband der Kriegsblinden Österreichs zu.

»Tritschtratsch« ist zum erstenmal — mit Nestroy als Tratschmiedel — am 20. November 1833 aufgeführt worden. Vorgelesen am 17. Oktober und am 15. November 1921. Das bei diesen Vorlesungen weggelassene Duett zwischen Madame Grüneberger und Tratschmiedel erscheint diesmal in die — zwei verschiedenen Stellen entnommenen — Verse der Madame Grüneberger zusammengezogen:

Tabakverkäufer, fliehe mir,
Fort, fort, entferne dir!
Und ich entferne mir geschwind
Und tröste mir, es darf nicht sind.

Zum Schluß statt des Quodlibets das Couplet des Federl aus »Die Papiere des Teufels«: »Dieses G'fühl — ja da glaubt man, man sinkt in die Erd'« (Musik von Mechtilde Lichnowsky), mit einer bekannten und einer neuen Zusatzstrophe.

Verlockt von der Aussicht auf Schlachtruhm und Kohlen,
Kamen sie an die Ruhr, um sich beides zu holen.
Doch das geht nicht so leicht, wie sie anfangs geglaubt,
Und man sammelt bloß feurige Kohlen auf ihr Haupt.
Und die glühenden Kohlen, auf denen sie sitzen,
Die können zu keinem Transport sie benützen.
Nur ein Schlachtruhm wär' zu holen, doch der Schacht ist
[versperrt ...
Dieses G'fühl — ja da glaubt man, man sinkt in die Erd'!

* * *

Kleiner Konzerthausaal, 26. Januar, 7 Uhr:

Zum ersten Male: Eine Wohnung zu vermieten in der Stadt, Eine Wohnung zu vermieten in der Vorstadt, Eine Wohnung mit Garten zu haben in Hietzing, Posse mit Gesang in drei Akten. Musik von

Viktor Junk. Zu dem Entree, dem Couplet und zum Schlußgesang
Zusatzstrophen.

Auf dem Programm:

Wenn je eines dramatischen Autors Mißerfolge gegen das zeitgenössische Publikum und die zeitgenössische Kritik gezeugt haben, so die Nestroys. Seine blendendsten und tiefsten Worte, seine lebendigsten Szenen stehen in seinen durchgefallensten und verschollensten Stücken. Die Kritik jener Zeit, von vorbildlich korrupten Interessenten geführt, hatte das Publikum so in der Hand, daß sie ein entzückendes Genrebild wie diese Posse durch giftige Ausstreuungen zu Falle bringen und indem sie den Gipfel der Frechheit und Albernheit erklimm, bewirken konnte, daß es nach drei Aufführungen für immer von der Bühne verschwand. Und doch hätten Generationen von Lokalautoren von dem Reichtum in Situation und Dialog leben können und haben es wohl auch getan. Freilich mochte es für ein zeitgenössisches Publikum keine Verlockung sein, sich in den vormärzlichen Typen wie in dieser Familie Gundelhuber wiederzuerkennen, während die Gegenwart, soweit ihr das Werk zugänglich gemacht werden könnte, den kulturhistorischen Reiz dazugewinnt. Fast in keinem andern hat Nestroy bei allem geistigen Eigenwert des Dialogs ihn so der Charakterisierung des fast volksstückhaft verwendeten Milieus sich fügen lassen. Die Gestalt des Herrn von Gundelhuber, offenbar die Scholzi-sche Rolle, ist in ihrer breitspurigen Dummheit eine der besten, die er geschaffen hat, der liebes— und auch sonst trunkene Hausmeister Cajetan — mit einem erotischen Lied von Wedekind'scher Peitschenschärfe eine der stärksten Nestroy—Partien. — Die Erstaufführung hat am 17. Januar 1837 zu Nestroys Benefiz stattgefunden, und das Publikum hat ihm dabei übel mitgespielt.

Entree des Herrn von Gundelhuber:

Ich hab' heut nimmer 'glaubt, daß ich z' Haus kommen wir',
Denn so gut unterhalten hab' ich mich noch nie,
Z'erst bin ich a wen'g auf der Seilerstatt g'west
Und hab' Spargeln ein'kauft zum heutigen Fest;
Das war auf der Seilerstatt wirklich a G'spaß,
Verliert a Frau vor mir g'rad drei Vierting Kas,
Eine kauft einen Butter, der fällt ihr auf d' Erd',
Wie der Butter hat ausg'schaut, das war der Müh' wert.
Ja, Spaziergäng' zu machen, das ist eine Pracht,
Wenn man so den stillen Beobachter macht.

Dann bin ich über'n Graben 'gangen, schau' mir alls an,
Da hab'n d' Fiaker in ei'mfort g'schrieen: Fahrn wir, Euer Gnad'n?
Beim Schottentor hab'n s' a neue B'schreibung verkauft,
Und ein Milliweib hat mit ei'm Bettelweib g'rauft;
Einer Fleischselcherin war 's halbe G'sicht ganz verscholl'n,
Und ein Pudel hat sieb'n Saverlatiwürst g'stohl'n,
A Frau bei die Fleischbänk' unt' am Lichtensteg,
Geht g'rad, wo's am schmutzigsten war, über'n Weg.
Ja, Spaziergäng' zu machen, das ist eine Pracht,
Wenn man so den stillen Beobachter macht.

Denk' ich mir, durch die Kärntnerstraße gehst halt zurück —
Aber da war's gefehlt und da hatt' ich kein Glück.

Hunderttausend Beobachter wie ich waren schon da,
Aber die waren nicht still, sondern machten a G'schra.
So was von einer Menschheit hab' ich noch nicht gesehn,
Denk' ich mir, ja was gibts denn, was is denn geschehn?
Man weiß nichts Gewisses — man munkelt — es heißt —
In ei'm G'schäft drin is einer, der Ketten zerbeißt.
Ja, Spaziergäng' zu machen, das is eine Pracht,
Wenn man so den stillen Beobachter macht.

*

Couplet des Herrn von Gundelhuber (erste und dritte Strophe):

Ein Mann hat ein Einkommen, wirklich nicht z'groß,
Und doch hat er ein'n Wagen und ein schönes Paar Roß,
Im Sommer kriegt d' Frau ein Quartier auf'm Land,
Sie hat all's aufs nobelste, 's wär' sonst a Schand;
Er ißt und trinkt viel, denn er kann was vertragen —
Und von was all's? Von Schulden! Da ließ' sich viel sagen.

Ein Mensch ist im Elend, schreit Ach und schreit Weh!
Jetzt bringt ihn ein glücklicher Zufall in d' Höh',
In Pracht und in Herrlichkeit tut er jetzt leb'n,
Früher hat er nix g'habt, als was die Freund' ihm hab'n geb'n.
Wie tut nun der Mensch gegen die Freund' sich betragen?
Was das anbelangt, ließ' sich viel drüber sagen.

Von unserer Sanierung — no ich sag ja nix und
Ich denk' mir nur, davon wird man halt auch nicht gesund.
Und was das Abbaun betrifft, na da bleib' ich schön stad,
Und wenn's ein Invaliden abbaun, steht er erst noch nicht grad.
Aber wenn die Leut' hungern und sie hab'n die Regierung im
[Magen —
No da sollten sie's doch satt kriegen, das möcht' ich schon sagen!

*

Schlußgesang (Gundelhuber und Chor):

Ich bin vom Quartiersuchen völlig schon matt
Und bleib' doch wieder im alten Quartier in der Stadt.
Ich wär' gern a Hausherr, da bauet ich mir
So ganz nach mei'm Gusto ein kommodos Quartier.
Doch g'fallt Ihnen diese Quartiersucherei,
So bleib' ich zeitlebens gern eine Partei.
(Da bleibt man zeitlebens gern eine Partei.)

Oft wundert sich einer, der a Stuck hat geschrieben,
Über das, daß der Beifall geteilt ist geblieben.
's muß so sein, denn 's Theater is a Haus allemal,
Drum müssen Parteien drin sein, auf jeden Fall.
Denn ohne Parteien stund ja 's Haus allweil leer.
No der Hausherr bedanket sich schön für die Ehr'.
(Ja der Hausherr bedanket sich schön für die Ehr'.)

Mir sind alle Partei'n, was sie immer auch sei'n,
Noch lieber als jede von die g'wissen Partei'n.
Denn die streiten sich alleweil in ihrem Haus
Und geben erst keine Ruh, wenn die Sitzung is aus.
's Haus zusperr'n, das nutzt nix — doch wußt ich an' Rat:
Eine Ruh wird erst sein, wann s' zusperr'n den Staat.
(Ja eine Ruh wird erst sein, wann s' zusperr'n den Staat.)

* * *

Festsaal des Niederöst. Gewerbevereines, 27. Januar, 7 Uhr:

Der Talisman, Posse mit Gesang in drei Akten. Musik von Adolph Müller sen. und nach Angabe des Vortragenden (ohne das Quodlibet). [Mit bekannten und neuen Zusatzstrophen.]

Programm—Notiz wie zum 7. Juni und zum 24. September 1922.

Tänze des Grauens, des Lasters und der Ekstase —
Damit tanzte man uns durch Wochen auf der Nase,
Und was uns nebstbei noch ganz schauerlich packte,
Das waren die täglichen Schulden und die gebrochnen Kontrakte.
Eine hat nix an als a Monokel und tanzt Beethoven dazur ...
Na da hab' ich schon g'nur.

Ich les' gern die Zeitung, da erfährt man was Neu's,
Und alles was erlogen is, kriegt man schwarz auf weiß,
Und alles was bezahlt is, steht so prächtig vereint
Mit allem, was die Presse nicht glaubt, aber meint.
Und im Notfall machen s' halt noch ein Kreuzel dazur ...
No is das net g'nur?

Nach ei'm Krieg gibts kein' Frieden, doch ein Krieg folgt darauf,
Der Strom der Entwicklung nimmt den um'kehrten Lauf.
Und kein Strom, wo nicht Blut strömt, sie sind es gewohnt so;
Nach Marne und Weichsel und Somme und Isonzo
Gehts zur Abwechslung jetzt wieder los an der Ruhr.
Die hab'n noch nicht g'nur!

Der Nestroy'sche Geist durch die Zeiten erglänzt:
Das zeigt sich noch, wenn sein Couplet man ergänzt.
Was immer heut g'schieht, ihm kann nix geschehn —
Er bietet die Spitze mit seinem Refrain.
Doch am End' muß ein End' sein; geb ich weiter was zur,
So hab'n S' am End' g'nur.

* * *

Ebenda, 28. Januar, 7 Uhr:

Weder Lorbeerbaum noch Bettelstab, parodierende Posse mit Gesang in drei Abteilungen. Musik von Mechtilde Lichnowsky. [Mit der bekannten Zusatzstrophe.]

Programm—Notiz wie zum 4. Dezember 1922.

Ferner auf dem Programm:

Das ist klassisch!

Vor dem Ankauf des so benannten Büchleins von Egon Friedell, einer Zusammenstellung von Nestroy—Worten nach dem Muster der L. Rosner'schen, der Gottslebenschen und der in der 'Fackel' (Mai 1912) erschienenen Sammlung, wird gewarnt. Die guten Rollenbilder Nestroys können für die Entstellung seines Geistes nicht entschädigen. Herr Friedell spricht von der »nicht ungeschickten, aber etwas oberflächlichen,« Sammlung L. Rosners und rühmt sich eines Registers, in dem jene Worte Nestroys angeführt seien, »die in seiner Heimat mehr oder weniger geläufig sind«. In Wahrheit sind sie in Nestroys Heimat so wenig geläufig, daß sie wohl auch Herr Friedell erst aus seiner Zusammenstellung kennengelernt hat. Er versäumt nicht, »für die kluge und emsige Unterstützung bei der Auswahl« einem anderen Herrn herzlichen Dank zu sagen, aber auch dieser dürfte sie erst aus dem Büchlein »Das ist klassisch!« kennen. Auf dem Umschlag behauptet indes der Verlag, daß hier »zum erstenmale, sorgfältig und nach revidierten Texten« die witzigsten und weisesten Aussprüche Nestroys »von einem wahlverwandten Kenner gesammelt« wurden, und weist darauf hin, daß ein Register »dieses Revier« beschließe. Obschon nun aber der Verlag ein Revier mit einem Brevier verwechselt, so darf man darum doch nicht glauben, daß man Nestroy mit Friedell verwechseln kann. Denn wie wenig Nestroys Revier das des Herrn Friedell ist und wie sehr es mit der Wahlverwandtschaft Essig ist, zeigt sich gleich bei der Verbindung, die beide Individualitäten zum Zwecke einer Auswahl eingehen. Man würde meinen, daß Nestroy, dessen Werke ja nur gelesen werden müssen, um ihre Zitierung zu ermöglichen, es seinem Herausgeber leicht gemacht hat. Wenn Friedell Nestroy auf ein politisches Glaubensbekenntnis festzulegen gehabt hätte, so wäre es gewiß schwerer gewesen, und mit Recht bemerkt er ja in seinem nicht ungeschickten, aber etwas oberflächlichen Vorwort, daß Nestroy, der die Dinge von oben betrachtet hat, von rechts und links reklamiert und angefeindet werden konnte. (Und ich selbst mag in dem Bestreben, Nestroy gegen liberale Berufungen zu schützen, ehedem manchmal zu weit gegangen sein.) Was aber unbedingt leicht sein müßte, ist: zu erkennen, ob ein Ausspruch von ihm überhaupt eine politische Meinung hat. Da finde ich denn in dem gerühmten Register unter dem Schlagwort »Volk« auf zwei Sätze hingewiesen. Beide sind in die Rubrik »Der Staat« eingereiht. Der eine: »Das Volk is ein Ries' in der Wieg'n ...«, ohne Zweifel ein politisches Wort. Der zweite: »Wenn das Volk nur fressen kann ...«, der anscheinend eine besonders scharfe Invektive gegen die Demokratie bedeutet, hat den folgenden Wortlaut:

Wenn das Volk nur fressen kann! Wie s' den Speisenduft wittern, da erwacht die Eßlust, und wie die erwacht, legen sich alle andern Leidenschaften schlafen; sie haben keinen Zorn, keine Rührung, keine Wut, keinen Gram, keine Lieb', keinen Haß, nicht einmal eine Seel' haben s'. Nichts haben s' als einen Appetit ...

Auch wenn ich nicht kurz bevor ich das Zitat las, das Werk vorgelesen hätte, dem es entnommen ist — »Weder Lorbeerbaum noch Bettelstab« —, so wäre mir die Geschicklichkeit, durch die sich diese Auswahl von der oberflächlichen andern unterscheidet, aufgefallen. Ja selbst wer das Werk und die Situation, in der das Wort gesprochen wird, nicht kennt, dem muß der Verdacht aufsteigen, daß Nestroy, der das Volk einen Riesen in der Wieg'n genannt, es aber nicht geringgeschätzt hat, hier »Volk« nicht als politischen oder sozialen Begriff setze, sondern daß es sich da offenbar um eine in der Si-

tuation begründete Kritik handle, in der »Volk« als ein Schimpfwort steht, das einem Haufen von Müßiggängern gilt, wie »Pack«, »Gesindel«, »Bagage«. Der Dichter Leicht sieht, wie die Gesellschaft zur Tafel geht, weigert sich mitzutun und spricht den Satz. Es ist eine Gesellschaft von Spießbürgern und Kapitalisten, und die Figur spricht somit als Apemantus und nicht als Coriolan. Wenn die Worte einen politischen Geschmack hätten, so könnten sie eher die Auflehnung des Volkes gegen den Bourgeois bedeuten, also gewiß keine antidemokratische Spitze haben. Stellt man sich vor, daß das »Volk«, dem die Schmähung gilt, identisch sein soll mit dem Volk, das ein Riese in der Wieg'n ist, so kann man erst ermessen, was da dem Herrn Friedell unter der Devise »Das ist klassisch!« passiert ist. Und Herr Friedell stellt das Wort unter die in der Heimat Nestroys mehr oder weniger geläufigen. (Er meint hier wohl: weniger.) Fände sich der Ausspruch in einer der bereits erschienenen Sammlungen — und der Verdacht war gegeben, daß er aus einer solchen einfach übernommen sei —, so wäre er dort ganz gewiß bloß als Beispiel Nestroy'scher Menschheitskritik zitiert und etwa unter »Gesellschaft« eingestellt. Aber Herr Friedell — oder sein Mitarbeiter — hat tatsächlich auf das Original zurückgegriffen, um diese Beute zu machen. Noch die Absicht einer politischen Fälschung (die ganz gewiß nicht vorliegt) wäre harmloser als eine geschickte Oberflächlichkeit, die im wahlverwandten Autor blättert und bei dem Wort »Volk« im Nu eines Politikums habhaft wird. Wie man dreißig Jahre nach dem Tod eines Autors ihn beliebig drucken und verdrucken darf, so gibt es auch kein strafrechtliches Hindernis für die Entstellung seines Geistes. Ich erwarte aber von Herrn Friedell, der in einem Revier gepircht hat, in dem er nicht zuhause ist, und von dem Verleger des Reviers, daß sie den Jagdfrevel in der nächsten Auflage vergessen machen werden.

Wien, am 30. Jänner 1923

An den

Verlag der »Fackel«

Wien

Auf dem Programm der 5. Nestroy—Vorlesung von Karl Kraus (28. d. M.) ist eine kritische Erwähnung des in unserem Verlag erschienenen Buches »Das ist klassisch« erschienen, die vermutlich in einer der nächsten Nummern der »Fackel« abgedruckt werden wird. Wir erlauben uns deshalb, einen Irrtum Ihres Herausgebers zu berichtigen: Der Druckfehler »Revier« statt »Brevier« auf dem Schutzumschlag der gebundenen Ausgabe ist nur in der zweiten Auflage (3. bis 4. Tausend) des Buches unterlaufen, dagegen beweist der beiliegende Text des Umschlages der 1. Auflage, daß der Verlag diese beiden Begriffe nicht verwechselt hat.

Im übrigen haben wir die Feststellung des anderen, wesentlichen Fehlers dieser Sammlung dankbar zur Kenntnis genommen und werden ihn selbstverständlich tilgen, wenn es zu einer dritten Auflage kommt.

Hochachtungsvoll
Wiener Drucke

* * *

Ebenda, 29. Januar, 7 Uhr:

Der Zerrissene, Posse mit Gesang in drei Akten. Musik von Mechtilde Lichnowsky. Die Handlung ist dem Französischen (L'homme blasé) nachgebildet.

Zu den Couplets »Sich so zu verstell'n, na da g'hört was dazu« (II. Akt) und »So gibt es halt allerhand Leut' auf der Welt« (III. Akt) die bekannten und neue Zusatzstrophen.

Auf dem Programm:

Die erste Aufführung hat am 9. April 1844 mit Nestroy als Herrn von Lips und Scholz als Gluthammer stattgefunden.

Vorgelesen am 30. November 1921 und am 10. März 1922.

Die Zeitung erscheint täglich als die klarste Erscheinung:
Hinten ist sie bezahlt und vorn hat sie eine Meinung.
So meint es der Leser, doch irrt er sich halt:
Denn auch vorne die Meinung ist meistens bezahlt.
Doch halt ... nach dem Gesetz sei's erkennbar gemacht,
Es schlägt auf das Fäustchen, in das die Presse sich lacht.
Wie kommt man aus dem Gedränge, daß der Leser nix weiß
Und das für ein Lob hält, was sie schreiben zu an' Preis?
Da machen die Juden ein Kreuz halt in einer Tour ...
Sich so zu verstell'n, na da g'hört was dazur.

Die Nation, der die Menschheit das Menschsein verdankt,
Die ist jetzt unheilbar am Kriegführn erkrankt.
Die fraternité, ja die war früher einmal,
Und die egalité ist ihnen auch schon egal.
Doch halt ... was die liberté betrifft, sind sie doch noch so frei,
Wenn der Nachbar nichts hat, ihn zu führ'n in Sklaverei.
Die Nation der Ideale ist jetzt der reine Barbar
Und statt der Kultur hat man halt die gloire.
La France marche à la tête — das heißt auf deutsch: an die
Sich so zu verstell'n, na da g'hört was dazur! [Ruhr ...

Ich kenn' einen Staat, der lebt von der Hand in den Mund
Und sein Fortschritt besteht darin: er geht b'ständig zugrund.
Provisorisch sein Leben, sein Tod, sein Budget,
Mir wern kein Weltgericht brauchen, euer Gnaden wissen eh.
Doch halt ... darum braucht man, eh die Geschichte ist aus,
Milliarden für Saus, Braus und für ein Festspielhaus.
Was man nicht hat, ist so viel und drum reicht's noch für'n Pflanz,
Und wo eh ein Vulkan is, da mach mr an Tanz.
A Leich muß doch schön sein, man stirbt für die Kultur ...
Sich so zu verstell'n, na da g'hört was dazur.

*

Im Krieg haben die Leut' sich verschieden bewährt:
Der eine, der hat vier Jahr' unter der Erd'
Gelebt und ist nachher gleich unten geblieben;
Der andere hat anders die Zeit sich vertrieben,
Der fand es im Feld viel zu fad und zu stier

Und auch sicherer schien's ihm im Pressequartier.
Der dort kriegt Narben und der da kriegt Orden;
Der eine muß sterben, der andere kann morden,
Denn sein Feld ist, mit der Feder zu führen ins Feld.
So gibt es halt allerhand Leut auf der Welt.

Vom Numerus clausus ist viel jetzt die Red',
Das heißt auf deutsch: weniger Juden für die Fakultät.
Und ich hab' 'glaubt, sie woll'n einführ'n, daß weniger Idioten
Sich Doktor soll'n nennen und die's schon sind, wer'n verboten.
Noch heut sich der Mars seinen Buckel voll lacht,
Wie s' im Weltkrieg den Friedrich zum Ehrendoktor g'macht,
Also so einen, der von der Philosophie
Bloß die allerletzte Silbe und selbst die nur mit Müh
Kapiert hat — aber er war halt ein glorreicher Held ...
So gibt es halt allerhand Doktoren auf der Welt.

Der Breitbart und ich, wir haben vieles gemeinsam.
Der Unterschied is: er schafft weniger einsam;
Auch kann er weit besser noch Ketten zerbeißen,
Aber schließlich, auch er kann nix als niederreißen.
Mit'n Aufbau, da steht eben bei uns beiden schief
Und jeder von uns is halt nur negativ.
Zwar könnt' ich mich nicht produzier'n beim Ben Tiber,
Auch glaub' ich, es hat ihn die Presse doch lieber.
Wenigstens hat sie von ihm schon weit mehr erzählt ...
So gibt es halt allerhand Künstler auf der Welt.

* * *

Ebenda, 30. Januar, 7 Uhr:

Der böse Geist Lumpazivagabundus oder Das liederliche Kleeblatt, Zauberposse mit Gesang in drei Akten. Musik von Adolph Müller sen. [Mit bekannten und neuen Zusatzstrophen.]

Programm—Notiz wie zum 5. November 1922 (mit Fußnote aus Nr. 608—612).

Dem Grabsteinionds sind zugeflossen: = K 4.631.740, c K 400, poln. M 20.500 und M 12.500.

Die Sterne oben, wie S' bei Nacht sie sehn,
Die sind ja lang schon keine Koryphän.
Die haben ja doch gar kein' Glanz und Rang —
Was ist das gegen unsere Ministerbank!
Der große Wagen, das muß ich schon sagen,
Wär' hier herunt' das fünfte Rad am Wagen,
Und selbst der Stier, das können S' glauben mir,
Der ist bei weitem nicht so stier wie wir.
Uns strahlet manch glücklicher Stern in der Nacht,
Der Seipel hat uns die Sanierung gebracht.
Der Mars, der kann zuspirn mit allen seinen Gaben,
Seit wir für das Fach den Vaugoin haben.
No und der Kienböck, der Schmitz und der Frank — !

Und die ganze Ministerbank bank bank bank bank bank
Die ganze Ministerbank.

Was sind die Sterne, wenn man sie entgegenstellt
Den Stars der irdischen Kulissenwelt!
Neben der Berber, die ein Stern doch erster Größe,
Gibt sich die Venus nebbich manche Blöße.
Die Kassiopeia, ah da schaurija,
ist längst erbleicht vor'm Ruhm der Jeritza.
Der große Hund, der ist ein Prominenter und
Der Pallenberg is schließlich auch ka Hund.
Die Stern' haben das Pech, daß sie über uns stehn,
Und sie haben auch die Niese als Knieriem gesehn.
Und sie halten sich für Künstler, weil sie nun einmal
Gleichfalls engagiert sind in ei'm Nachtlokal.
Und wegen dem bisserl Sphären gesang!
Was is das gegen unser Amüsemang mang mang mang mang
Was is das gegen unser Amüsemang! [mang

Der volle Ertrag des Nestroy—Zyklus:

K 26.641.050

(darunter zwei Spenden = K 20.000; die Buchhandlung R. Lányi hatte auf die Verkaufsprovision, die Druckerei auf die Hälfte der Programmkosten verzichtet) ist wie folgt verteilt. worden:

Israelitisches Blindeninstitut, Wien XIX. Hohe Warte K 5.000.000; Blindenheim für israelitische Mädchen, Hohe Warte (Direktor Siegfried Altmann) 5.000.000; Taubstummlindenheim XIII. Linzerstraße 478 (Direktor Matthias Praxmayr) 5.000.000; Haus der Barmherzigkeit zur Pflege Unheilbarer 2.000.000; Bereitschaft 2.000.000; Kinderasyl Kahlenbergerdorf 2.000.000; Kinderfreunde, Ortsgruppe Landstraße 1.000.000; Blindenerziehungsinstitut 1.000.000; Israelitische Kinderbewahranstalt 500.000; Wiener Frauenverein zum Schutze armer verlassener Kinder 500.000; Allgem. österr. israel. Taubstummeninstitut 500.000; Eine Arme 391.050; Die vom Bezirksgericht Fünfhaus freigesprochene hungernde Frau 372.800; I. österr. Blindenverein 313.600; Verein zur Errichtung und Erhaltung von Volksspeisehallen »Einheit« 313.600; Notleidende Schauspieler 300.000; Zur Errichtung eines Grabmals für Georg Trakl (Sammlung des 'Brenner', Innsbruck) 300.000; Eine Notleidende, 150.000.

Die letzte Nacht

Wien

VOM MUT VOR DER PRESSE

Gesprochen am 15. Februar

Ehe ich dazu gelange, mich mit der nun auch durch eigene Bühnenwirksamkeit beglaubigten Kompetenz über die Inkompetenz von Auslagenarrangeuren zu äußern, die in Wien über künstlerische Dinge, über Dichtung und

schauspielerische Arbeit zu urteilen berufen sind, will ich erwähnen, daß mir kürzlich von einer inzwischen desavouierten sozialistischen Stimme vorgehalten wurde, daß doch in der Republik mein Kampf gegen die Presse an Bedeutung eingebüßt habe, weil das Angriffsobjekt im Begriffe sei einzuschumpfen, indem ja bekanntlich seit dem politischen Umsturz Macht und Gefahr der Presse zusehends abgenommen habe. Dieser Witz ist weit humorloser als das Bekenntnis, das ich kürzlich im Leitartikel eines Prager Blattes gefunden habe und das in geradezu sensationellem Gegensatz steht zu der Methode, mit der sonst die Journalisten die Kleinlichkeit meiner Polemik durch die eigene Geringfügigkeit zu beweisen suchen. »Der Konkurrenzkampf der Zeitungen«, hieß es dort, »hat mehr Kriege auf dem Gewissen als die Ruhmsucht der Generale«. Eine solche Eigenschaft wird man also dem Autor dieses Bekenntnisses kaum zum Vorwurf machen können. »Von den Erfindungen am Ausgang des Mittelalters«, sagt er, »ist die des Mönches Schwarz, das Pulver, im ganzen harmloser als die des Buchdruckers Gutenberg«. Und: »In der heutigen Zeit wären Demosthenes und Cicero sicherlich Zeitungsmänner geworden«, womit er aber nicht etwa der Beredsamkeit der Zeitungsmänner ein Zeugnis ausstellen will, sondern: »wie diese«, sagt er, »haben sie das Volk in aussichtslose Kämpfe gegen wohlorganisierte Armeen hineingehetzt«. Aber seine Ehrlichkeit kennt keine Grenzen. »Besonders gefürchtet«, sagt er, »ist von den Staatsmännern beider Lager die Kritik der Presse, die sich in den über Nacht demokratisch gewordenen Staaten zu einem Machtfaktor entwickelt hat, vor dem selbst mit Fliegern, Tanks und Gasbomben bewaffnete Generale zittern«. Man erfährt also von informiertester Seite, wie es mit der Verminderung der Macht und Gefahr der Presse in den Republiken bestellt ist. Und das ist eben der Unterschied zwischen den Generalen und mir, daß sie die giftigen Gase haben, aber ich mich nicht vor der Presse fürchte, und fast glaube ich, daß auch die Generale sich nicht vor der Presse zu fürchten hätten, wenn die Technik der giftigen Gase nicht so entwickelt wäre, oder auch, daß die Technik der giftigen Gase nicht so entwickelt wäre, wenn die Generale sich nicht vor der Presse zu fürchten hätten. Die Geringfügigkeit meiner Polemik, die nicht nur aus Mücken Elefanten macht, sondern immer auch auf der Anschauung des Zusammenhangs dieser Formen besteht, wird noch besser als durch den herzhaften Pessimismus einer Zeitung, die die Verwendung des Pulvers dem Schwarz—Drucker zuschreibt, und als durch die Optimismen eines, der es jedenfalls nicht erfunden hat, beglaubigt durch Kierkegaard, der es nicht nur gegen die Journalisten angewendet wissen wollte, sondern auch schrieb:

26. Nov. 1848. Die Zeit muß notwendig kommen, wo eine ganze Umänderung in der Betrachtung oder in der Vorstellung von der Presse vor sich gehen wird; aber noch imponiert diese Entdeckung allzusehr den Menschen. Die Menschen müssen sich erst mehr daran gewöhnen, den Mißbrauch der Presse zu sehen, um ganz ruhig anfangen zu können, einen Überschlag zu machen über das Verhältnis zwischen Nutzen und Schaden, die diese Erfindung den Menschen gebracht hat. In den höheren Klassen der Gesellschaft ist man bereits nicht weit von der Erkenntnis weg, daß die Presse unendlich mehr Unglück als Nutzen bringt. Ich rede beständig von der Tagespresse.

Bücher können wohl geduldet werden, doch am liebsten große Bücher; denn die haben durch ihre Proportion kein Verhältnis zum Augenblicklichen. Überhaupt liegt das Böse der Tagespresse darin, daß sie so ganz darauf berechnet ist, den Augenblick wenn

möglich noch tausend oder zehntausendmal mehr aufgeblasen und wichtig zu machen, als er bereits ist. Aber alle sittliche Erziehung besteht vor allem darin, daß man vom Augenblicklichen entwöhnt wird ¹.

Wie China zum Stillstand kam auf einer Entwicklungsstufe, so wird Europa an der Presse zum Stillstand kommen, stehen bleiben als ein Memento, daß hier eine Entdeckung gemacht worden ist, von der es zuletzt überwältigt wurde.

Ehe wir dorthin sichtbar gelangen, wohin wir längst gelangt sind, ist es meine Aufgabe, in allen mir zugänglichen Gebieten die Erfüllung der Kierkegaardschen Prophetie darzutun. Von dem mir neuestens erschlossenen aus nur so viel für heute: daß, trotz mancher Unzulänglichkeit der örtlichen Mittel und bei aller Verkümmern der Theaternatur durch die Zeit, in einer einzigen Stunde dieses Probemonates, den ich an meinen Epilog gewendet habe, mehr für die Sprache geleistet wurde und redlichere Gedankenarbeit vollbracht, als in einem Jahrgang der Wiener Presse enthalten ist und die überheblichen Schwachköpfe zu ahnen vermögen, die Urteilslosesten einer Stadt, die sich des Urteils erdreisten, weil es nun einmal innerhalb des vorhandenen Theaterbetriebs selbst dem preßfernen Autor unmöglich ist, ihre Herbeirufung zu verhindern. Und vor allem — und was wohl das vernichtendste Zeugnis dieser Zeit ist —: daß Theaterleute mehr Mut vor der Presse bewiesen haben als Staatsmänner und Generale, durch nichts anderes als durch das Wagnis, dem Grauen der Menschheit, das ich diesen Machthabern wie der sie kommandierenden Presse abgesehen habe, Ausdruck und Gestalt zu geben. Wie tief ich aber selbst die schmierige Zunft verachte, soweit sie von mir Notiz nimmt oder nicht nimmt, will ich gerade nach den Strapazen, die sie anlässlich der Aufführung der »Letzten Nacht« auf sich genommen hat — unser Mitarbeiter hatte die Verlegenheit —, durch den Vortrag des Schwarz—Drucker—Liedes und einiges anderen bekunden.

* * *

1 Genau so ist es. Deshalb werden mohammedanische Gewaltverbrechen nur in der Lokalpresse erwähnt und nicht überregional thematisiert. Anders ist es natürlich mit allem, was zum »Kampf gegen Rechts« gezählt wird. Hier kann man gar nicht intensiv genug darauf hinweisen, daß wir — da wir den faschistischen Islam schon im Land haben — keinen zweiten gebrauchen können.

NEUE WIENER BÜHNE

Direktion: Dr. Eugen Robert — Leitung: Siegfried Geyer

Samstag, 3. Februar 1923, 10 Uhr nachts

Generalprobe

DIE LETZTE NACHT

Epilog zu der Tragödie »Die letzten Tage der Menschheit«

von

Karl Kraus

(Entstanden im Jahre 1917)

Sterbender Soldat

Männliche Gasmasken

Weibliche Gasmasken

General

Erster Kriegsberichterstatter

Zweiter Kriegsberichterstatter

Der Sterbende

Ein Feldwebel

Ein Erblindeter

Die Kriegsberichterstatterin

Ein Verwundeter

Der Totenkopfhüsar

Nowotny von Eichensieg

Doktor-Ing. Abendrot

Fressack } Hyänen

Naschkatz }

Chor der Hyänen

Der Herr der Hyänen

Drei gelegentliche Mitarbeiter

Stimmen von unten

Stimmen von oben

Zwei Ordonnanzen

Die Kino-Operateure

Eine Stimme von oben

Die Stimme Gottes

Mitwirkende: Die Damen Eis, Fröbel, Lach und Lvovsky.
Die Herren Aicher, Altringen, Erhardt, Ernst, Forest, Friedrich, Götz,
Hadank, Haller, Homolka, Jensen, Jordan, Jungmichel, Kammauf,
Kersten, Kutschera, Lovric, Machold, Mauth, Mild, Milo, Ozory,
Rudolph, Schenk, Schmöle, Schrecker, Spiess, Teubler, Ulmer,
Walsassen

Regie: Karl Forest, Richard Wiener

(Unter ständiger Mitwirkung des Autors)

Bühnenbild: Alfred Kunz Musikalische Leitung: Marcel Lorber

Der volle Ertrag der morgigen Erstaufführung, in der der Autor die »Stimme von oben« spricht, wird den Kriegsinvaliden und den Kriegsblinden gewidmet.

* * *

Ich wollte sie nicht in der Generalprobe sprechen, von der ich die Presse nicht fernhalten konnte, war aber wegen einer Umbesetzung im letzten Augenblick dazu genötigt und mußte mich damit begnügen, daß durch den Programmvermerk die grundsätzliche Weigerung betont war, vor Leuten hörbar zu werden, die ein Theater ausschließlich aus dem Grund herbeirufen muß, weil sie weniger davon verstehen als die andern, es aber drucken lassen. (Für die Überlassung des Werks an den Apparat des Theaters konnte nicht auch die Bedingung gestellt werden, ihn selbst von den leider gegebenen Bedingungen des theatralischen Daseins loszulösen.)

Als der Sprecher des »Herrn der Hyänen« erkrankt war, habe ich, in den letzten sieben Aufführungen, auch diese Rolle gesprochen.

Die Proben haben den ganzen Monat Januar ausgefüllt. Am 15. November hatte ich vor den Schauspielern — nicht vor allen jenen, die mitwirken sollten — in der Renaissancebühne das Werk zum Vortrag gebracht. Im Ganzen haben (bis zum 14. Februar) zwölf Vorstellungen stattgefunden, die ersten sechs — wegen der Besetzung mit Schauspielern anderer Bühnen — als Nachtvorstellungen, ein Unternehmen, das von vornherein mit dem Verzicht auf einen Teil des Publikums gerechnet haben mußte und wegen der (freilich den hohen Kosten angemessenen) hohen Sitzpreise auch mit dem Verzicht auf einen Teil jenes besseren Publikums, dem die Vorstellung lokal erreichbar war. Die Verlegung in die normale Spielzeit (bei Umbesetzung etlicher Rollen) und die Verbilligung der Plätze haben darin Wandel geschaffen, nur daß die Kategorien, die noch immer nur den Freßsacks und Naschkatzs erschwinglich waren, leer blieben mit Ausnahme des letzten, überfüllten Hauses. Diese Daten zu vermerken steht dem Autor, der an ihnen kein persönliches Interesse hat und Wahrnehmungen solcher Art in seinen eigenen Auditorien nicht anzustellen braucht, durchaus zu, weil sich in diesem Sachverhalt ausdrückt, welche Art Publikum von der Presse geführt wird, also, selbst unter normalen Umständen, für eine Übertragung der Fackelwelt in den Theaterraum verloren ist. Nicht zum Schmerz des Autors, den die Kunde von Gesprächen, die da und dort der Auswurf der Menschheit in einer Loge geführt hat, die Erlaubnis der Aufführung bereuen lassen könnte; der aber weiß, daß auch drei Dutzend Vorstellungen dem Mangel an Galerieplätzen nicht abhelfen würden. Er hatte sich — abgesehen von dem Einfluß, den er auf die geistige Gestaltung der Angelegenheit, auf die Verwendung des Ertragnisses der Premiere und auf die Anordnung und Reinhaltung des Programmes nahm — jedes Widerstands gegen den Theaterbetrieb begeben und somit auch der Möglichkeit, Erscheinungen abzustellen, deren radikale Beseitigung ihm in eigener Sphäre ein Vergnügen wäre, deren Undenkbarkeit in dieser ihm aber freilich noch besser behagt. So wären Bankdirektoren, die, von der Gelben Jacke oder von Müllers Vampir kommend, durch den Titel der Nachtvorstellung irregeführt, sich während der Hyänendialoge so zum Sprechen getroffen fühlen, daß Worte wie »Keckheit!« oder »Hat man scho so was erlebt!« in der Umgebung vernehmbar werden, bei einem Vortrag der »Letzten Nacht« wohl kaum vorstellbar. Aber im Theater müssen derartige Dinge in Kauf genommen werden, sowohl von denjenigen, welchen es sich mit Recht auch um einen solchen handelt, wie von jenen, denen die Freude, einen der merkwürdigsten Versuche in der Theatergeschichte zu erleben, vom Parkettschmutz nicht verkümmert werden kann: zu welchen sich der Autor mit den reinlichen Teilnehmern zählt und die einer Theaterdirektion, die einmal den Wagemut vor die Abhängigkeit gestellt hat, den Dank nicht schuldig bleiben. Für einen Versuch, dem nicht zuletzt die in ein ganz neues Element verführten Schauspieler auch nach Rückkehr in die gewohnte Theaterniederung etwas verdanken: die künftig noch von dem ge-

ben werden, was ihnen selbst schon die Aufführung der »Letzten Nacht« verdankt hat. Die Stellung des Autors und des Theaters zu diesem Versuch ist am deutlichsten in einem ihrer Briefwechsel enthalten, die bekunden können, wie recht jene Preßstimmen haben, die den »Ehrgeiz« an dieser Aufführung beteiligt wähten:

8. Dezember 1922

Sehr geehrter Herr Direktor!

Sie haben sich um das Recht einer Aufführung der »Letzten Nacht« beworben und es ist Ihnen unter bestimmten Bedingungen erteilt worden. Eine dieser Bedingungen war, daß der Autor die Proben leite. Da er selbst bei weitem nicht so sehr wie scheinbar Sie von der Aufführbarkeit des Werkes überzeugt ist, hat er Ihnen wiederholt nahegelegt, ja zugeredet, auf Ihre Absicht zu verzichten, immer aber darauf bestanden, andernfalls rechtzeitig vom Beginn der Proben verständigt zu werden, damit nicht eine Abreise ihn an der Teilnahme verhindere. Leider war es bis heute nicht möglich, von Ihnen einen endgültigen Termin zu erfahren. Aus diesem Grunde und schon mit Rücksicht darauf, daß die inzwischen erfolgte Publizierung des Aufführungsplanes eine klare, eindeutige Verständigung erfordert, ob und wann das Werk aufgeführt wird, ersuchen wir, uns eine solche gef. sofort zugehen zu lassen. Sollten Sie auch jetzt nicht dazu imstande sein, so zieht der Autor die Erlaubnis der Aufführung, an deren Zustandekommen ihm, wie Sie wissen, nichts, an deren Beschaffenheit ihm sehr viel gelegen ist, zurück.

11. Dezember 1922

An den verehrlichen Verlag »Die Fackel«

Ihr wertenes Schreiben vom 8. d. M. erlaube ich mir dahin zu beantworten, daß ich nach wie vor von der Aufführbarkeit der »Letzten Nacht« überzeugt bin und daß die Premiere des Werkes in der Zeit vom 17. bis 25. Jänner — den genauen Tag festzusetzen ist mir momentan unmöglich — stattfinden wird. — Der laufende Geschäftsbetrieb der drei Theater machte es unmöglich, den seinerzeit Herrn Karl Kraus gegenüber erwähnten Aufführungstermin einzuhalten.

Ich bitte also die Zeit vom 17. bis 25. Jänner als definitiven Termin der Aufführung in der Neuen Wiener Bühne zu betrachten.

Ich werde Herrn Karl Kraus von der genauen Besetzung und dem Beginn der Bühnenproben rechtzeitig verständigen.

Zwischen der Wahrheit, daß ich diese Aufführung nie gewünscht, nie betrieben, nie an sie gedacht (wohl aber, wenn sie zustandekäme, nach ihrer Vollkommenheit getrachtet habe), und dem nur in dieser entzückenden Stadt möglichen Gerücht — ich verbreite es —, daß ich sie mit allen Mitteln, sogar mit pekuniären, durchgesetzt hätte, hat noch ein Schock Lügen Raum, die soweit sie in die Presse Eingang fanden, von mir in einer Razzia ohnegleichen gefaßt worden sind. Weil, wenn die Presse an mich nur rührt, noch mehr Lügen aus ihr herausfallen müssen als wenn ich an sie rühre, und weil die seltene Gelegenheit, daß ich mit der Wiener Publizität zusammenstoße, ausgenützt werden mußte, so hat es kein Lügenmotiv gegeben, das in der langen Probenzeit nicht zum Vorschein gekommen wäre. Neues Wiener Journal, 8—Uhr—

Blatt, Tag und die diesen Quellen vertrauende Auslandspresse: Zensurschwierigkeiten, Regiestreit, unterbrochene Proben und sonstiges — alles wurde, mit und ohne Prozeß, wieder aufs gleiche gebracht. (Am drolligsten, wie sich einer der Lügner beharrlich um die Feststellung herumdrücken wollte, daß er behauptet hatte, die »Letzte Nacht« sei »bekanntlich« für die öffentliche Aufführung verboten worden; ihm verdankt die Rettungsgesellschaft ein Bußgeld.) Die Erwartungen, daß ich, als Theaterautor nähergerückt der journalistischen Sphäre, einer Verbindung mit ihr mich nicht mehr erwehren werde, haben sich erfüllt. Man wird schon nicht sagen können, daß je ein solcher knapp vor der Aufführung lebhafter bestrebt war, sich mit der Presse ins Einvernehmen zu setzen.

* * *

Die Aufführung hat unter vielerlei Opfern auch eines bürokratischer Natur gefordert. Die »Letzte Nacht« hat einen Zensor unterdrückt. Die Polizei dürfte — man weiß nichts Gewisses — aus Gründen jener öffentlichen Ordnung, die auch die Schonung berechtigter Empfindlichkeiten einer Großmacht bedingt, sich für die Erlaubnis nicht geradezu echauffiert haben. Der Magistrat (als die höhere Instanz, die sonst keine Gelegenheit gehabt hätte, eine Entscheidung zu fällen) erteilte die Bewilligung. Der Zensurbeirat — das gibt es — soll sich gesträubt haben, gleichfalls aus den oben angeführten Gründen. Da trotzdem die Bewilligung erfolgte — es wäre auch ein Kulturtheater gewesen, sie zu versagen —, so erklärte einer der drei Herren, deren Amt es ist, eine Meinung zu haben, der Präsident des Handelsgerichts Friedrich Engel (der seinerzeit einen ideal gestimmten Beitrag für die Fackel geschrieben hat), nicht mehr mitspielen zu wollen, was mit Bedauern, jedoch mit der vor Unabänderlichem gebotenen Fassung hingenommen sei. Die Presse mag es als ein ihrem Prestige dargebrachtes Opfer empfunden haben. Denn von allem andern abgesehen: hätte die Behörde sich jenem letzten Willen, der gewiß nur sicherheitspolizeilichen und etwa noch nationalen Erwägungen entsprang, nicht widersetzt, so wäre den Herren, deren Amt es ist, keine Meinung zu haben, eine große Verlegenheit erspart geblieben.

Im Text der Aufführung waren — durch die Zensur des Autors — zwei Strophen des »Herrn der Hyänen«, auf deren Unterdrückung ein rechtlicher Anspruch existiert hätte ¹, aus Gründen der Bühnenmäßigkeit einige der »Stimmen von unten«, etliche Verse aus der »Stimme von oben« und anderen Partien gestrichen und eine gleichfalls dem Theaterelement widerstrebende Zeile geändert, so daß das Verspaar gelautet hat:

Denn hier geschieht, was längst geschah;
die da sind da zu sein, sind da.

* * *

Eine Kritik an den schauspielerischen Leistungen, an denen ich doch mit der Summe der Energien, die jeder einzelne an die seine gewandt hat, sozusagen beteiligt war, stand mir nur bis zu der Entscheidung zu, ob mir die

1 Wahrscheinlich diese zwei, die eindeutig auf Moriz Benedikt hinweisen:
Der alte Pakt zerreiße! / So wahr ich Moriz heiße, / der Wurf ist uns geglückt! / Weil jener andre Hirte / sich ganz gewaltig irrte! / Ich heiße Benedikt!
Ich bin gottlob verwandt nicht, / die andere Welt sie ahnt nicht, / daß ich ein anderer Papst. /
Denn alle an mich glauben, / die wuchern und die rauben / und die im Krieg gepapst.

Bühnengestalt meines Textes genehm sei. Der öffentliche Ausdruck dieser Kritik liegt in der Erlaubnis der Aufführung. Außerhalb der Wortregie Urteile abzugeben wäre untunlich angesichts der Gefahr, in eigener Sache nach beiden Richtungen ungerecht zu sein oder ehrlich bemühte Mitwirkende durch die Hervorhebung anderer zu kränken. Auch schiene es undankbar, die Zustimmung nachträglich durch jenen Tadel zu ergänzen, den der Autor so oft durch sie erleichtert hat. Und ferner wäre es dem Gedanken einer darstellerischen Einheit zuwider, für den (wie freilich auch für den Umstand, daß manche mehr als eine Partie sprechen mußten) schon das Programm den Schauspielern einen Verzicht zugemutet hatte. Nicht als Urteil, nur als Erlebnis läßt sich die Anerkennung für das zum Ausdruck bringen, was die Herren *Forest, Homolka, Jensen, Kutschera* und *Schmöle* geleistet haben, für das Plus an Bühnenmöglichkeit, das durch die Gestaltung des Hyänenchors errungen wurde (innerhalb des Minus, das die Theaterschwierigkeit des Ganzen der lebendigsten Menschenmühe und der energischsten Führung nicht ersparen konnte); der Dank an die Regisseure *Forest* und *Wiener* und den sichtbar wie unsichtbar um das Gelingen verdienten Herrn *Schrecker*, an alle zusammen und jeden einzelnen, dessen Verdienst es war, zu geben was er konnte oder mehr zu geben; nicht zuletzt der Dank an die technischen Helfer, die mit den Mitteln der vorhandenen Bühne und mit dem Rest von Zeit, der gerade diesem Teil der Aufgabe vorbehalten blieb, annähernd jene Wunder vollbracht haben, die sie zur Erscheinung zu bringen hatten. Im »allgemeinen konnte der aus der Theaterferne von zwanzig Jahren zur Arbeit am eigenen Werk Gelangte die Spuren einer Epoche, die mehr Prominente als Hervorragende hat, auf dem Niveau, das er vorfand, wahrnehmen und in den meisten Fällen bis zu der ursprünglichen Begabung vordringen, von den Fällen vorweg abgesehen, wo eine bewahrte hohe Sprachkultur (wie: *Jensen—Naschkatz*) oder ein lebendigster Instinkt der Wortgestaltung (*Homolka—Fressack, Schmöle—Totenkopffusar*) überhaupt nichts zu wünschen übrig ließ. (Es war überraschend, wie echte Wortkraft den Strophen der Hyänen jede Spur von Jargon, den Figuren alle Charge nahm.) Freuden und Leiden dieses Unternehmens wurden von der Befriedigung an einem andern Experiment abgelöst, das mich zwischendurch noch mehr angezogen hat als der Versuch mit der eigenen Sache und das hoffentlich in irgendeiner Form seine Verwirklichung finden wird: mit den Schauspielern (für eine Aufführung oder Vorlesung mit verteilten Rollen) die »Pandora« zu üben und in *Maria Eis (Eos), Alice Lach (Epimeleia)* und *Cäcilie Lvovsky (Elpore)* überraschend befähigte Sprecherinnen dieser einzigartigen Herrlichkeiten zu finden. Das Abenteuer solcher Beschäftigung, täglichen Anteils an jedem Wort der Proben und Abende, vor allem aber die Freude aller an dieser und der anderen Ausnahme von einem Darstellungsbetrieb, der heute jedes Talent tötet oder verödet, war ein Erlebnis, das mich die wochenlange Ablenkung vom Schreibtisch, dem zumal in der Zeit des *Nestroy—Zyklus* nur wenige Nachtstunden gewahrt blieben, nicht bereuen ließ.

* * *

In dem mir seit jeher vertrauten Element der Theatermenschheit, weit zuverlässiger als alles Literatentum, ließe sich wohl leben, wenn man nicht überall an die Abhängigkeit von eben diesem, an die wahnhafte und doch in einer traurigen Realität begründete Verpflichtung von Menschen stieße, die jeden Abend mit der allerpersönlichsten, leibhaftigsten Verantwortung vor der Öffentlichkeit durchstehen, an die Furcht vor der verborgen unfaßbaren Macht, von der sich diese Öffentlichkeit belügen läßt. Denn sie weiß nicht,

wie wenig diese Instanz von den Dingen weiß, die sich da oben abspielen, in unserem Fall von den Dingen im Himmel und auf Erden, und daß sie zumeist nicht einmal die Schulweisheit hat, es nicht zu wissen. Ein grausamer Mechanismus von einer aufreizenden Unberechenbarkeit, Zufälligkeit und Unvollkommenheit in sich selbst wird mit dem, woran Geist und Nerven fiebernd beteiligt sind und was doch immer ein Stück Leben ist, im Umdrehn der Hand, die ihre dreißig Zeilen zu liefern hat, fertig.

Am gewissenhaftesten benahm sich wie immer die Neue Freie Presse. Sie erwehrte sich selbst bei dieser doch fast unwiderstehlichen Gelegenheit der Versuchung, eine Gemeinheit oder eine Dummheit zu sagen. Dagegen »brachte« sie die vom Theater ausgeschickte Ankündigung, wenngleich mit dem einleitenden Vermerk versehen: »Die Direktion der Neuen Wiener Bühne versendet die folgende Mitteilung«. Damit war entsprechend angedeutet, wie nahe es ihr geht, auf ihre alten Tage noch eine Aufführung von mir erleben zu müssen, und daß nunmehr das Totschweigen nicht mehr möglich sei und darum der Sprachlosigkeit zu weichen habe. Sie wollte die Notiz ursprünglich mit der Einleitung bringen: »Was sagt man!«, entschloß sich aber dann zur Variante. Das Neue Wiener Tagblatt wartete, ob die Neue Freie Presse die Notiz bringen würde und suchte dann nach einem eigenen Ausdruck der Verlegenheit: es war gleich den andern — mit Ausnahme des 'Tag', der sein Interesse nicht nur durch falsche Nachrichten, sondern auch durch ernsthafte Würdigungen (von Paul Hatvani und Alfred Polgar) dargetan hat — bestrebt, das Ungewöhnliche von der Operettensphäre durch eine möglichst kurze Behandlung abzusondern. Das Neue Wiener Journal, von dessen Haß und Gunst verwirrt mein Charakterbild schwankt, ließ sich zu einem flüchtigen Vergleich mit Dante hinreißen, während es einem Vergleich mit Lothar schon im Ausmaß eines Feuilletons gerecht zu werden vermag.

Über das Werk selbst und dessen ethische und künstlerische Wirkung *braucht heute nicht mehr gesprochen zu werden.*

Das ist in der Wiener Presse schon hinlänglich geschehen; sie hat ihre Pflicht erfüllt. Für den, der drüber hinweggelesen haben sollte:

In den Grauen des Weltkrieges geboren, vom Haß gegen den Krieg gezeugt, enthält es *anklagend*, mitleidsvoll, mit *blutigem Hohn* oder mit *gigantischem Pathos*, alle Aspekte des Krieges, darin mannigfaltiger als die berühmten Bücher, die die Weltkatastrophe hatte entstehen lassen und in denen nur *ein* Schrei der Weltangst oder Weltempörung ertönt.

Mehr kann man vom Neuen Wiener Journal schon nicht verlangen, wenn man bedenkt, daß ich dort noch ein paar Wochen zuvor ein Läusesucher hieß und ein paar Tage nachher von einem Psychoanalysten in einer Studie über den »Satiriker« als der Fuchs unter den Trauben entlarvt wurde:

Es dröhnen *Pathos, Klage* und *Hohn*, als *ginge es um die heiligsten Güter der Menschheit* ... Satiriker sein heißt, an der Welt Rache dafür nehmen, was man ist. Eine Worttrache ist es, *Blut kann sie nicht fließen lassen*. Höchstens macht sie die Satire »blutig«.

Diese entstammt dem Bewußtsein der eigenen Minderwertigkeit: es ist klar, daß die »Letzte Nacht« aus dem Gefühl heraus geschrieben ist, den Weltkrieg nicht so gut führen zu können wie Conrad v. Hötzendorf; Blut kann ich nicht fließen lassen. So und so meint es also das Neue Wiener Journal.

Als das Klatschen nicht aufhörte

(im Theater)

kam kurz darauf Karl Kraus selbst, um den Dank der ergriffenen Zuhörer entgegenzunehmen.

In meines Vaters Hause sind viele Meinungen.

Die Reichspost hoffte mit ein paar tatsächlichen Unwahrheiten ihr Auskommen zu finden und mit dem Bedauern, daß hier eine zwar vorhandene, aber verirrte Menschenliebe sich zu solcher Ungerechtigkeit gegen die Kriegsurheber hinreißen lasse. Die Polizei hatte alle Vorkehrungen gegen jene getroffen, die an den entscheidenden Stellen den Himmel als schwarzgelb, wie insbesondere gegen die andern, die ihn als schwarzweißrot reklamiert hätten, aber auch diese unterließen es, sei es weil sie gewarnt, sei es weil sie — denn ohne Wahl verteilt die Gaben, ohne Billigkeit das Zeitungsglück — von ihrem Organ, der 'Deutschösterreichischen Tageszeitung' abgelenkt waren, die sich in Anerkennung nicht genugtun konnte:

Neue Wiener Bühne. *Er hat's erreicht.* Man schweigt ihn nicht mehr tot, man spricht wieder von ihm und man führt ihn sogar öffentlich auf. Allerdings in geschlossenen Nachtvorstellungen, die wohltätigen Zwecken gewidmet sind. Es ist Karl Kraus, der Herausgeber der »Fackel«, der mit seinem unerbittlich satirischen Strafgeist dieses Wunder persönlichen Trotzes vollbracht hat. »Die letzte Nacht«, Epilog zu seiner Tragödie »Die letzten Tage der Menschheit«, zog in einer Nachtvorstellung der Neuen Wiener Bühne über die Bretter, die sonst eine andere Welt bedeuten, als die eines jüngsten Gerichtes, das in Versen des Zornes und der Empörung Abrechnung hält mit den Hyänen des Krieges und den Nutznießern der grausamen Menschenschlächtere. Es sind grausige Kriegsbilder, die sich zu schaurigen Visionen ballen und gespensterhaft über die Szene huschen. Die Mittel der Bühne und der Darsteller reichten natürlich nicht aus, um diese apokalyptische Phantasmagorie plastisch in die Erscheinung treten zu lassen. Immerhin war der Gesamteindruck stark genug, um die Teilnahme des Zuhörers bis zum Schluß festzuhalten. Karl Kraus, der sich als meisterlicher Sprecher bewährte und in den Herren Forest, Jensen, Kutschera, Schmöle und Teubler wirksame Helfer fand, wurde von seiner gläubigen Gemeinde mit Beifallsstürmen und begeisterten Zurufen begrüßt und geehrt, wie ein aus dem Chaos des an die Wand gemalten Unterganges wieder auferstandener Prophet ...

Konnte sich das Hakenkreuzlerblatt an den Hyänen schadlos halten, so schießen diese für das jüdisch—nationale Organ kein Hindernis, auch seinerseits den »außerordentlichen Gesamteindruck« festzustellen. Wiewohl diesem mein Anteil offenbar geschadet hat. Ein Eingeweihter weiß hierüber zu berichten:

Vom Text ging viel verloren. Daran trägt *wohl* Karl Kraus, *der Einpauker*, schuld. *Wie dies schon so zu sein pflegt*, ist dieser Bekämpfer der Feldwebel *selbst eine Feldwebelnatur*. Am Programm stand: Regie: Karl Forest, Richard Wiener, unter ständiger Mitwirkung des Autors. Die Folge der »ständigen Mitwirkung des Autors« war, daß die Schauspieler, schrecklich gedrillt und aufgepeitscht, wichtige Stellen niederschrien.

Es ist, als ob er dabei gewesen wäre; oder es hats ihm einer hinterbracht, der nicht aufzupeitschen war. Noch heute überschreien sich die Schauspieler in Flüchen gegen mich. Die alljüdische Auffassung deckt sich mit der alldeutschen in der Vorstellung meines Ehrgeizes, die sie zu einem Vorwurf steigert, welcher »diese packende Propagandaschrift gegen den Krieg« — nämlich die »Letzte Nacht« — dem dunkelsten Ursprung zuschreibt:

Nebenbei: Wenn Leute von der Art dieses eitlen Ehrgeizlings und verbissenen Rechthabers Herren der Welt wären — wer weiß, ob nicht ebenso viele Mütter Ursache zu trauern hätten, wie im Weltkrieg.

Der Beweis ist durch Analogie der Verheerungen, die ich im Ensemble der Neuen Wiener Bühne angerichtet habe, erbracht.

Etwas bescheidener als dieser Israelit tritt der trotz vielfachen Anläufen zum Jargon unverkennbare Arier Liebstöckl im 'Extrablatt' auf, der sich mit den Worten »Ich bin kein geeigneter Berichterstatter für Ereignisse dieser Art« einführt, aber damit keineswegs flunkert, sondern es sogleich wirklich beweist. Liebstöckl sagt über die »Letzte Nacht«, daß er aus einer Offiziersfamilie stamme, Journalist sei und das deutsche Volk liebe. Wiewohl ich an all dem nie gezweifelt habe, war ich, als ich das Werk schrieb, eigentlich nicht darauf gefaßt, daß es einst auch von dieser Seite betrachtet werden könnte. Immerhin räumt Liebstöckl, eine der stärksten ethischen Naturen, die wir jetzt in der Journalistik haben — und wie sehr er das deutsche Volk liebt, ließe sich durch den Abdruck seiner Artikel für Badeni beweisen — immerhin räumt er rückhaltlos ein, daß ich »sicherlich etwas vorhabe«, daß auch in mir »sicherlich eine Sendung ist«; sicherlich wohne auch in Erscheinungen meiner Art — das kann Liebstöckl als religiöser Mensch nicht gut in Abrede stellen — »Sinn«:

aber eine Innere Stimme ruft: geh' diesem Vorhaben, dieser Sendung, diesem Sinn aus dem Wege! ...

Indes, sei's der Versucher (dessen Walten man wenigstens nicht mit Freikarten unterstützen sollte), sei's die eigene Sendung, nämlich die durch den Chefredakteur des Extrablatts — man geht halt doch hinein.

Als ich gegen Mitternacht das Theater verließ, *fragt* ich mich: was hast du mit diesem Ding, das aus dem Haß geboren ward, zu schaffen?

Nichts, nicht das geringste; das sagt ich mir immer schon. Was hat ein deutsches Wams, das auf Gott vertraut und so schlicht ist, noch im Imperfekt dem »e« zu entsagen, auf dem Blocksberg zu suchen, ausgerechnet. Diese Einsicht Liebstöckls füllt also die I. Abteilung seines Feuilletons. Die II. — denn er hat die Eigenart des Alfred Kerr, seine Gedanken zu numerieren, damit, wenn keiner da ist, wenigstens keiner fehlt — die II. enthält die Mitteilung von Gesprächen mit Kriegsteilnehmern, von denen er behauptet, daß sie freudig für die Sache sterben wollten und einer, der nicht einmal wußte, ob sie gerecht oder vielleicht ungerecht sei, selbst in diesem Fall. Liebstöckl tadelt nun, daß ich »diese Generation«, die auch im Krieg war, nicht auf meinem Theater auftreten lasse, ich habe »vergessen, sie überseh'n«. Er irrt: ich habe sie so wenig überseh'n wie den Apostroph; ich habe sie beklagt. Er aber hat sie nicht in dem Augenblick gesehn, als sie für die gerechte Sache starb. Er kann sich's nicht einmal vorstellen, wenn er die »Letzten Tage der Menschheit« liest, denn sie »steh'n seinem Wesen und seiner Einstellung zu Gott, Mensch und Welt fern« (I.) Diese Einstellung ist außer von den Upanischaden von der Bibel nicht unbeeinflusst und Liebstöckl gehört zu jenen, die es nicht allein für ehrenvoll, sondern auch für ausgesprochen süß halten, fürs Vaterland einen Beckenschuß zu bekommen, und die hier ebensowenig aus Erfahrung sprechen können wie solche, die den Selbstmord eine Feigheit nennen. Niemand hat ihnen verwehrt, dem bekannten Rat Nestroys (der Liebstöckls Einstellung freilich auch fern steht) zu entsprechen und es erst zu probieren, um nachher ein einigermaßen sachgemäßes Urteil abzugeben. Allerdings gehört Liebstöckl nicht zu der Generation, die im Krieg war und die ich überseh'n habe,

— gerade darum fällt er mir auf —, und er würde, wenn man an seiner Ergebenheit in das Schicksal des Soldaten etwa die Bereitschaft zur persönlichen Erprobung vermissen wollte, ganz gewiß mit Bedauern darauf verweisen, daß er zwar einer Offiziersfamilie, aber nicht mehr der Generation angehöre. Doch abgesehen davon, daß vielfach noch ältere Jahrgänge als der seine die Probe zu bestehen hatten, müßte er rein der Ansicht sein, daß der wahre Reiz des Opfertods für das Vaterland in dem Zwang und nicht in der Bereitschaft liege. Auch wird sich schwerlich behaupten lassen, daß die Jugend, die für den Kaiser zu sterben hat, weniger hienieden verloren habe als das Alter, das dieses Ziel erstrebenswert findet und dem es nur noch vergönnt ist, für die Unterwerfung der Menschheit unter die Satansidee, durch fremden Willen zu sterben, Propaganda zu machen. Niemand hatte es Herrn Liebstöckl verwehrt, sich aufs Plateau von Doberdo zu legen, anstatt Theaterkritiken zu schreiben, oder sich barfuß von einem paralytischen General durch Albanien jagen zu lassen, statt sich an der Todesverachtung jener zu erbauen, denen es gleichgültig ist, ob sie am Donaustrand oder in Polen fallen, wenn nur unsere Fahnen auf Belgrad wehen. Doch niemand wird auch je darüber zuverlässig aussagen, ob der Heroismus der Schicksalserwartung noch dem Augenblick ihrer Erfüllung standgehalten hat und welches Gefühl in der Seele des sterbenden Soldaten mehr Raum hat: das des Grolls gegen die gotteslästerliche Macht, die den Menschen aus dem Glück der Sonne und der Liebe reißt, oder das des Danks an den Kaiser, der noch nie für das Vaterland gestorben ist, sondern zumeist an Altersschwäche und manchmal so spät, daß man erst durch sein Ableben von seinem Dasein Kenntnis erhielt. Liebstöckl empfiehlt jedoch, sich solchen Gedanken nicht hinzugeben, sondern die Rache dem Herrn zu überlassen (dem ich nie begegnet sei, in dessen Absichten er aber als christlicher Journalist eingeweiht ist), und demgemäß ist III. den religiösen Formeln gewidmet: »Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun« und »Man darf nicht generalisieren«. Nun, jene hat bisher noch nicht zur Entschuldigung der Menschheitsschlächter gedient und hat ihren sanften Nachdruck gegen das Motto der Kriegführung »Ich habe alles reiflich erwogen« noch nicht geltend machen können. Liebstöckl ist ein Gottsucher, ein Kirchenmausi. Mir macht er nichts vor. Schwächeren kommt er mit jüdischen Witzen, mir mit der christlichen Nächstenliebe. Ausgeschlossen. Von mir aus kann er innere Stimmen haben, das geht bei mir zu einem Ohr hinein, zum andern heraus. Er ist ein Stockerauer mit Esprit, und das ist das Ärgste. IV. Als solcher ist er dem christlichen Dreh rettungslos verfallen und kann darum nicht umhin einzuräumen, daß die »Letzte Nacht« »Verse von großer Vollen- dung und etliche Gedanken von einprägsamem Wert« enthalte, nachdem er in I. erklärt hat, ihn, der das deutsche Volk liebt, »dünkt, daß ich deutsch schreibe, oft genug ein Verhängnis«. Es ist gut, daß seine Einstellung zu Gott ihm dawider zu murren verbietet. Er macht sich jedoch darüber lustig, daß auf der Bühne Bomben platzten und der Regisseur giftige Gase vortäuschte, und fragt, »in welchem anderen Lande solche Feste denkbar« wären. Wünschbar in jedem, in welchem durch vier Jahre die Weltregie das Publikum mit den echten belegt und belogen hat. Herr Liebstöckl ist kein geeigneter Berichter- statter für Ereignisse dieser Art. Da sei Gott vor. Aber da er für das Ex- trablatt schreibt, so ist es schon begreiflich, daß er für die Raubmörder, die den Weltkrieg unternommen haben, ein Herz hat.

Wofür hat Herr Felix Salten eines? Für die pragmatische Sanktion, für das Relativitätsprinzip, für alles, woraus sich ein Feuilleton machen läßt, schneller als aus dem Baum das Blatt? Für nichts als für die Gelegenheit, flinker und ungehemmter ergriffen als jede andere, jahrzehntealtes Ressentiment

des in seiner tiefsten Nichtigkeit Erkannten an dem Erkenner zu büßen und lieber den Ruf seiner Geschicklichkeit zu kompromittieren als sich die Gelegenheit entgehen zu lassen. Die Entlarvung, die sich im Maskentreiben dieses geistigen Nachtlebens durch mich vollzieht, hat sonst das Ergebnis, daß die fragwürdigen Gestalten in ihrer ganzen Unehrllichkeit bloßgestellt sind, wenn sie nur an mich anstoßen und ohne daß ich mehr Verdienst daran hätte, als sie erscheinen zu lassen, wie sie erscheinen: dann stehen sie schon da, wie sie sind. Auch dieser: denn er wird vor mir ehrlich. Auf allen Gebieten der Betrachtung, in die ihn der Chefredakteur einläßt, ist es seine Force, Haltung anzunehmen und ein Prestige von etwas zu wahren, was er nicht hat; auch darin ein echter Habsburgerfeuilletonist. An mir strandet diese Begabung; denn es ist der einzige Fall, wo er etwas erlebt hat. Was geht ihn Einstein an? Da hat er so wenig Ahnung, daß es zur Begeisterung langt. Aber wenn er von nichts eine Ahnung hat, so doch von der Ekrasitwirkung, die ich in einem Saal erzielen kann, wenn ich ein solches Beispiel der Feuilletonmache aus dem Nichts zur Humorgestalt steigere, wenn ich mit dem Zauberwort »Alle Gebildeten begreifen« die Leere um Franz Joseph mit dem Reigen der an ihm vorbeiziehenden Geister fülle und für nichts Raum bleibt als für den Schmerz, daß jener die Relativitätstheorie nicht mehr erlebt hat. Aber der Schmerz reicht nicht an den heran, den ein Geschickter erleidet, wenn er sich durchschaut weiß. Da verläßt ihn sein Talent, er wird ungeschickt, und alles was er zu sagen hat, ist das Geständnis seiner Wut. Alles was er in solchem Augenblick von der Fähigkeit, Haltung zu haben, rettet, besteht in der Zurückhaltung, nicht mehr als dreißig Zeilen zu schreiben und mit sachlichster Beschränkung auf den Anlaß der Kritik, ja ohne auch nur zu erwähnen, welches Werkes Epilog es sei, den knappsten Ausdruck der Wut zu finden:

Die Szene deutet ein Schlachtfeld an. Nacheinander treten Figuren auf und sagen nacheinander ihre Strophen her. Sterbende Soldaten. Kriegsberichterstatter, die durchwegs frivol, Generäle, die unbedingt vertrottelt, Unteroffiziere, die ebenso unbedingt sadistisch sind und ruchlose Kriegsgewinner. Das geht nacheinander anderthalb Stunden. Manchmal treffende Worte, manchmal witzige, zumeist *wütende* Worte.

Auch Herr Salten scheint kein geeigneter Berichterstatter für Ereignisse dieser Art zu sein, und hat dennoch, auch darin Liebstöckln verwandt, die Berichterstattung nicht abgelehnt, um sie etwa einem weniger befangenen Beurteiler zu überlassen. Zum Berichterstatter für die »Letzte Nacht« ist er schon aus dem Grund wenig geeignet, weil er Kriegsberichterstatter war und weil es mehr als Improvisation zur »Letzten Nacht« anmutet, daß einer von den Herren, die sich in jenem, im fünften Akt erscheinenden Balkanzug befanden, vor solchen Visionen ein Urteil haben soll. Die Kriegsberichterstatter schmausen an der Offizierstafel, ihre Ebenbilder winken ihnen aus dem Coupé zu und nun sollen sie auch noch im Parterre sitzen. Das ist ein Zuviel an Motivhäufung. Auch Salten scheint die Forderung zu vertreten, daß man nicht generalisieren darf, und er vermutet offenbar, daß ich eine realistische Gestaltung der Kriegswelt beabsichtigt habe. Freilich wäre ich für eine solche in Verlegenheit gewesen, Kriegsberichterstatter, die nicht durchwegs frivol, Generale, die nicht unbedingt vertrottelt, Unteroffiziere, die nicht ebenso unbedingt sadistisch sind, und gottesfürchtige Kriegsgewinner aufzutreiben. Aber wo gar nur *ein* General und nur *ein* Unteroffizier auftritt, ist es gewiß schwer, Licht und Schatten zu verteilen und selbst die sterbenden Soldaten, deren ja mehrere vorkommen, habe ich als durchwegs bejammernswürdig hingestellt, woraus

mir nicht einmal Herr Salten einen Vorwurf macht, der doch seinerzeit das Manifest an Habsburgs Völker, beginnend mit »Es muß sein«, erlassen hat.

Aber immer nur Worte. Das Gegenteil von Gestaltung: Zerbröselung.

(Also ganz die Formung, die die Menschheit im Weltkrieg durchgemacht hat.)

Der Inhalt von Zeitungsartikeln, in Verse gebracht, und sie karierten Typen in den Mund gelegt. Eine alte, oft gebrauchte journalistische Form. So haben denn auch die Figuren, die hier auftreten, in ihrem Nacheinander weit mehr eine angeborene typographische Notwendigkeit als eine dramatische Existenz. Das innerste Wesen des Ganzen ist nichts weniger als lebensschaffende Kunst. Das innerste Wesen ist hier: Trieb zur Glosse, Trieb zur Kritik, Trieb zu aktueller Meinungsäußerung, kurz: *Journalismus*.

Ist es nicht, als ob eine typographische Existenz sich hier in dramatischer Notwendigkeit auslebte und den ärgsten Schimpf zusammenraffte, dessen sie im eigenen Element nur habhaft werden kann? Klingt nicht der Vorwurf des Journalismus hier mit derselben Ursprünglichkeit, die den Zuruf, den Prostituierte für ihresgleichen wie ihres ungleichen übrig haben: »So a Hur!«, weniger als Urteil denn als Gefühl überzeugend macht? Und doch habe ich, weiß Gott, noch nie den Trieb zu aktueller Meinungsäußerung empfunden und nie konnte man darauf rechnen, von mir etwas zur rechten Zeit über Lipizzaner, Relativitätsprinzip oder Alfred Grünfeld zu bekommen. Dieser Salten, der überall kann, könnte auch hier, und ihm wäre die Geschicklichkeit zuzutrauen gewesen, gerade hier anders zu können als er möchte. Aber da siegte die ehrliche Natur, er hat hier bloß a Wut und keine Meinung, und wo er für sie eine zweite Gelegenheit hat — denn die Elbemühl gibt solche —, kommt sie, in noch knapperem Raur, zu noch echterm Ausdruck, in dem Bekenntnis kulminierend, das jedem Psychologen das Stichwort liefert:

Hier ist kein künstlerischer Schöpfungsakt, sondern ein *publizistischer Wutanfall*.

Es bleibe dahingestellt, ob Herr Salten »Bambi« oder »Josefine Mutzenbacher« (übrigens ein mit Unrecht in Vergessenheit geratenes Werk) für einen Akt der künstlerischen Schöpfung hält und ihr Wesen für lebensschaffende Kunst. Jedenfalls schätzt er Müllers Vampir so ein, denn er hat in der gleichen Nummer der Zeitung, in der er den Journalismus als das Wesen der »Letzten Nacht« erkannte, jenem Schöpfer nachgesagt, daß ihm sein Thema »offenbar Herzenssache« sei und daß er als Schauspieler »die Identität mit dem selbstgeschaffenen Wort« bewähre. Es gelingt ihm — in vier Spalten —, das Problem Hans Müllers, der im »Vampir« die Erdensendung des Künstlers verklärt, dem Mittelmäßigen aber den Erfolg zuweist und ihn auch hatte, haarscharf herauszuarbeiten. Er wolle »auf verschiedene Einwände, die ja naheliegend wären, verzichten und halte es diesmal mit dem Publikum«. Ausnahmsweise. Der Eindruck aber, den eine Versammlung reinerer Elemente, als sie sich in einem Volkstheaterparkett zusammenfinden, von der »Letzten Nacht« empfing, wird von dem kritischen Rekommandeur des Franzjosefskais folgendermaßen gefälscht:

Deshalb schrumpft auch der ganze, *aus Aktualitäts—Instinkten entstandene*, zum *Zeitungsdruck* bestimmte Wort—Tumult auf der Bühne *so erschreckend* zusammen ... Es kam nur ein quälender Lärm, aber keine einheitliche, keine dramatische, und keine künstlerische Wirkung zustande.

Und:

Der Versuch, mit den Kinkerlitzchen der Bühnenmaschinerie, mit Kanonenschüssen, Fliegerbomben und mit einem symbolisch in wechselnden Farben beleuchteten Leinwandhimmel ein Abbild des Krieges zu geben, zieht die ungeheure Tragik einer ungeheuren Vernichtung

die man auf türkischer Seite direkt am Tisch des Botschafters Pallavicini mitgemacht hat

hart am Lächerlichen vorbei ins unwürdig Kleinliche.

Wie sagt doch Hirsch? »Ich teilte mein Coupé mit dem Schriftsteller Felix Salten. Nach dem Abendessen machte uns Ludwig Ganghofer den ersten Besuch ... Der Kehrreim aller seiner Worte aber ist das Lob der Schönheit des Krieges ... Ganghofer, der an Erfahrungen Reiche, hatte ein Hühnchen ausgepackt und Salten und mich zum Frühstück geladen ... Der Speisewagen, der heißersehnte, wird angekoppelt — ein Sturm auf ihn erfolgt.«

Und nun, um den Braten zu riechen, den die Sudelköche bereiten; um vollends zu erkennen, wie wenig Anteil kritisches Gewissen an einem Schimpf hat, dessen Verüber sein ganzes Lebenswerk nicht mit einer Stunde der Hingabe des letzten Bühnenarbeiters an die Inszenierung der »Letzten Nacht« vergleichen könnte — nun vergleiche man diesen Schimpf mit dem Urteil eines kritischen Zeugen, der, keinem der Mitwirkenden auch nur dem Namen nach bekannt, in der 'Wiener Zeitung' die folgende Aussage macht. Unverdächtiger ist selbst der Widerspruch, dem ich so oft in einer und derselben Schreiberseele ausgesetzt war, und menschlich vollwertiger jeweils ihr Ausdruck als der eines bösen Willens, dem Wort um Wort so widersprochen werden kann:

Es war ein Ereignis. Mag auch bei manchen Stellen dem Hörer die Unvollkommenheit szenischer Gestaltung, die Grenze für die Versinnlichung abstrakten Geschehens angesichts der Aufführung peinlich bewußt werden und ihm die grenzenlosen Phantasiebilder, die die Lektüre begleitet haben, zum Vergleich in die Erinnerung rufen — es war ein Ereignis. *Auch szenisch*. Von Illusionen zu sprechen wäre fehl am Ort. Die sind weder Zweck noch Absicht der Bühneneinrichtung; aber dem unerbittlichen Schauspiel der Seelenvorgänge ward ein passender, gerechter Rahmen in den halbdunklen Klippen und Stufen, die den kleinen Bühnenraum phantastisch zu erweitern schienen, in dem ungewiß verschiedenfarbigen Himmelsprospekt, der verdämmernd, düster oder grell beleuchtet den Raum abschloß, scheinbar ohne ihn optisch zu begrenzen. In solchem Requisit, das Alfred Kunz zum Schöpfer hat, weben bald in grotesker Verzerrung, bald in erschütterndem Naturalismus, halb Typus, halb Person, halb Parodie, halb Porträt, die Wesen dieser seltsamen Dichtung ihr Spiel zusammen. Notschreie und kalte Frivolität, Vergehen in höchstem Elend und ein Aufstieg giftiger Blasen aus dem Sumpf der Verwesung, die Tragik des Belasteten, Mühseligen, Gehemmtten, Liebebefangenen und in seiner nächsten Nachbarschaft die, die sich am Weltenbrand ruhig und gemächlich die Hände wärmen. Eine umsichtige, feinfühlende und stilsichere Regie, unter ständiger Mitwirkung des Autors, von Richard Wiener und Karl Forest geleitet, hat diese Elemente so zu verzahnen, die geistigen Energien so ineinanderzuhaken verstanden, daß auch ein widerstrebendes, trägheitgewohntes Auge das Folgen erlernen mußte. Die Darsteller — man kann nicht von Haupt— und Nebenrollen sprechen — auch eine Episode von zwei

Versen, wie die Kriegsberichterstatteerin der Frau Lvovsky hat wesentliche Bedeutung — die Darsteller mögen wohl stärker als irgend sonst dem vereinenden Griff der Regie anvertraut gewesen sein, die sie als Striche, Schattierungen, Blitzlichter zu diesem düsterprächtigen Gemälde verwendet hat. Will man herausgreifen und mit rohem Verstand die kunstreiche Synthese wieder zerreißen, so wären vor allem Forest und Schmöle zu nennen. Die in die Intentionen des Dichters — und das war eben das Große, daß man diesen hinter allem fühlen konnte — am tiefsten eingedrungen schienen. Auch Homolka als Nowotny von Eichensieg kam ihnen nahe ... Sonst war im ganzen wie im einzelnen fein abgestimmte Schauspiel— und Sprechkunst zu genießen, die trotz des Fehlens eines Ensemblespieles im landläufigen Sinne eine völlige ideelle Gesamtwirkung ergab. Über und in allen lebt und triumphiert das Wort. In ihrer phantasiebeschwingten Deutlichkeit und rückhaltlosen Echtheit füllen die Verse seelenhaft die Körperlichkeit der Bühne. Hinter seiner Verkörperung bleibt der Gedanke stets in geistiger Reinheit sichtbar, kein Detail, das sich ihm nicht unterordnete, kein Aufbau, der nicht gerade im Geistigen seinen Höhepunkt suchte. Die höchste Steigerung findet die Darstellung an ihrem Schlusse, wenn sie immer vergeistigter schließlich in der Stimme von oben, bei leerer dunkler Bühne gipfelt. Da ist es das Wort allein, das wirkt, aufwühlt, ja erdrückt. Gesprochen wurde die Stimme vom Autor selbst in der eindruckvollsten, erschütterndsten Weise. Begeisterter Beifall des Publikums rief den Regisseur und wiederholt den Autor auf die Bühne. Ein starkes inneres Erlebnis muß jeder Fühlende mitgenommen haben.

R.

Wer noch besseren Anschauungsunterricht braucht, halte sich an die Kontraste, wie sie zu so vollkommener räumlich—zeitlicher Deckung eben nur mir gedeihen. Die gleiche Stunde war es, die mir das folgende dargebracht hat:

'Erkenntnis und Befreiung'

In der Neuen Wiener Bühne feierte der Geist der Freiheit und — was mit ihm identisch ist — der Menschlichkeit einen der wenigen Triumphe, die ihm durch die gegenwärtigen Zeitläufe gegönnt sind. Er bestand in der mehrfachen Aufführung von Karl Kraus' »Die letzte Nacht«, dem Epilog der Tragödie »Die letzten Tage der Menschheit« desselben Dichters. Was hier durch die Bühne geboten wurde, gehört in seiner Kunstform wie in seinem geistigen Gehalt zu dem Größten, dessen beide fähig sind. Schärfster antimilitaristischer Haß gegen den Krieg, dabei zarteste, hingebungsvollste Lie-

'Frankfurter Zeitung'

Dank der Neuen Wiener Bühne hat Herr Kraus, der Feind der Journalisten, obwohl als Herausgeber der »Fackel« selber Berufsjournalist, es erlebt, daß »Die letzte Nacht«, dramatisierter Leitartikel gegen den Krieg (Epilog der dramatisierten Leitartikelserie gleicher Tendenz »Die letzten Tage der Menschheit«) leibhaftig aufgeführt wurde. So erfuhr man noch deutlicher als bei der Lektüre den engen Horizont des Krausschen Pazifismus, der die Ausgeburten der Kriegspsychose sozusagen in den leeren Raum hineinstellt, ohne sich über das Bild oder Zerrbild der momentanen Erschei-

be zur menschlichen Kreatur und schwungvollstes Mitleiden ob deren Unverständnis vermengten sich miteinander zu einer Symbiose der Erhebung und Weihe, die sicher erschütternd wirkt. Es ist nicht wahr, daß dieses Werk, durch welches der genialste Satiriker des Deutschtums zur modernsten Inkarnation des dichterischen Realismus eines Zola wird, auf der Bühne weniger eindringlich zum Zuschauer spricht, als durch das Buch zum Leser. Wir wären fast geneigt, das Gegenteil zu behaupten. Jedenfalls war die Wirkung der »Letzten Nacht« auf das Publikum so, daß es geradezu unfassbar erscheint, wie nach diesen Bildern der zermalmendsten Entlarvung es noch Menschen geben kann, die es wagen, für den Krieg zu sprechen! Kann man mehr über die vom Dichter gewollte Wirkung seines Stückes bezeugen?

nung hinaus um die tieferen Ursachen und Zusammenhänge einer solchen Masse von Dummheit und Gemeinheit zu kümmern. Herr Kraus muß es sich daher gefallen lassen, daß man ihn als Dichter verneint und nur als Journalisten, und nicht im besten Sinne des Wortes, gelten läßt. Durch den ausgesprochen kitschigen Auftritt der Zeitungsmenschen, die einem sterbenden Krieger, anstatt ihm menschlich beizustehen, geschwind noch einige journalistische Materie auszupressen suchen, wird solche Bewertung der Krausschen Produktion ganz gewiß nicht widerlegt.

So gibt es halt allerhand Leut' auf der Welt. Und man beachte das Faktum, daß sich die größte deutsche Tageszeitung in Wien einen Menschen hält, der — es ist das erste Wort, das bis heute in der deutschen Presse darüber erschienen ist — die »Letzten Tage der Menschheit« »eine dramatisierte Leitartikelerie gleicher Tendenz« nennt. Der also, da es keinen Dummkopf im Umkreis der Menschenschöpfung geben kann, der, nach der Lektüre ein solches Urteil fällen würde, es als Vollstrecker der Standesrache abgibt, ohne das Werk gelesen zu haben. Freilich könnte man nicht behaupten, daß kein Dummkopf die Wendung verfassen könnte: »obwohl als Herausgeber der 'Fackel' selber Berufsjournalist«. Nur ist es eine Dummheit, die man mit normalem Scharfsinn schon fast nicht zu entwirren vermag. Denn wenn ein Arzt die Lumpereien von Ärzten aufdeckte, so könnte man, wiewohl er doch außerdem wirklich Arzt ist und bleibt, sein Tun nicht in Gegensatz zu seinem Beruf stellen. Und selbst wenn ein Journalist, also ein Mann, der an einer täglich erscheinenden Zeitung wirkt, in eben dieser die Korruption der Kollegen enthüllte, so würde der Zweck noch keineswegs durch das Mittel verdächtig. Ja sogar eine Prostituierte könnte sich noch immer mit Recht über die Kolleginnen, die die Zunft kompromittieren, aufhalten, ohne daß die Antwort »Selber a Hur!« zu einem Argument würde. Erst wenn das Übel, gegen das sich die Polemik wendet, dieser selbst anhaftete, also wenn dem Arzt die Lumpereien nachweisbar wären, die er aufdeckt, dem Journalisten die Korruption, die er enthüllt, der Prostituierten das Betragen, welches sie anstößig findet: erst dann wäre doch das Schulbeispiel des Widerspruchs in sich, der Heuchelei jener Gracchi de seditione querentes gegeben. Der Schwachkopf will aber durchaus nicht wie jener Salten, dessen Gedankengänge er sonst wegsam findet, sagen, ich sei *wesentlich* ein Journalist, ich zeigte selber die Eigenschaf-

ten und beginge die Taten, die ich den Berufsträgern zum Vorwurf mache; sondern er will sagen, ich hätte denselben *Beruf*. Nun wäre dies schon eine seltene Dummheit, wenn ich eine Tageszeitung gegründet hätte, um dem Übel, das ich treffen will, auf dem Fuße folgen zu können. Aber nein, er hält den Umstand, daß ich, viermal im Jahr ein Buch herausgebe, welches die Tag-schreiber zum Thema hat, für ein so starkes Band der beruflichen Gemein-samkeit, daß er mein Vorgehen nur als im höchsten Maß unkollegial, als einen Verrat am Beruf ansehen muß. Dabei könnte man noch, so verzweifelt auch dieser Grad von Beschränktheit wäre, verstehen, daß eine gelegentliche Be-fassung mit den Journalisten, etwa innerhalb einer astronomischen Revue, ihm als eine Verleugnung der Berufsinteressen — denn als Fachschriftsteller ist man doch schließlich Kollege — erscheinen könnte. Angesichts der Aus-schließlichkeit dieser Befassung jedoch die Verwendung von Feder und Tinte, die eben auch die Journalisten verwenden, für ein Vorgehen zu halten, das dem Zweck, zu dem sie verwendet werden, diametral zuwiderläuft, und die Worte: »obwohl als Herausgeber der Fackel, selber Berufsjournalist« so über-zeugt hinzuschreiben und so sicher, damit zu überzeugen, als ob es der plausi-belste Sachverhalt von der Welt wäre, auf den die Leser bisher nur noch nicht gekommen sind — das reizt schon, ein Columbus—Ei an dem Hohlkopf zu zer-schlagen! Erst diese Form des Angriffs würde ihm klar machen, daß ich nicht zu den Journalisten gehöre. Solange ich sie aber mit der Feder bekämpfe, ge-höre ich zu ihnen und darf sie darum nicht bekämpfen. Und ich muß es mir gefallen lassen, daß man mich als Journalisten, »und nicht im besten Sinne des Wortes«, gelten läßt, während ich bekanntlich nur denen im besten Sinne des Wortes an den Leib rücke. Wobei noch der Vorwurf der Herzlosigkeit auf mir sitzen bleibt, weil ich Journalisten, die es im besten Sinne des Wortes sind, einem sterbenden Krieger, »anstatt ihm menschlich beizustehen«, jour-nalistische Materie auspressen lasse. Nein, so sind sie nicht, diese Samariter, die im Krieg Verwundetentransporte auf Stimmungen abgesehen haben. Und einer, der mit ihnen fühlt, schreibt:

Keine von allen Szenen der »Letzten Nacht« reicht an Schaurig-keit und *Herzlosigkeit* in der Darstellung heran an diese — — Mit einer Gleichgültigkeit, der selbst der schlechteste Mensch seinem Todfeind gegenüber nicht fähig wäre, läßt Kraus

einen Verwundeten sterben? Nein:

die beiden Journalisten dies ansehen und im Augenblick des schrecklichsten Todeskampfes greifen beide nach dem Photogra-phen, während sie den Sterbenden auffordern, ein heldenhaftes Gesicht zu machen. In der greifbar und mit Absicht übertriebens-ten Art werden die Kriegsberichterstatter und mit ihnen die »sechste Großmacht« zur Bestie gestempelt, holt Kraus zu einem Schlage gegen die Presse aus, dessen Wucht alle anderen Szenen der »Letzten Nacht« weit in den Schatten stellt.

Also: Kitsch. Und es war nicht, selbst wenn die Verwundeten—Aufnahmen für die interessanten Blätter nie zustandegekommen wären oder die Seelsorger-assistenz — noch größere Schufferei — nur »gestellt« war, das Um und Auf des ganzen Eindrucks von einer Kriegsbelletristik, die aus dem grausigsten Weh der Menschheit Sensationen für die blattverschlingende Bestie des Hin-terlands abgeschöpft hat!

Wenn Frankfurt darüber informiert wurde, was mit den »Letzten Tagen der Menschheit«, über die man schon mal was gehört hat, eigentlich los sei, so konnten auch die andern Kulturzentren nicht ohne Verständigung bleiben. Für Budapest übernahm diese Aufgabe — denn, ei, der Humor tritt schon in

seine Rechte — der Ludwig Hirschfeld. Er ist selbstlos genug, mich »das stärkste Sprach— und Witztemperament dieser Stadt«, nämlich Wiens, zu nennen, kann aber nicht umhin, meine »gewollt isolierte und betont eigenartige Stellung« zu bedauern, die mich bisher verhindert hat, mich dem Ludwig Hirschfeld zu nähern. Die »verfehlte Totschweigetaktilik der Wiener Blätter«, die er vernünftigerweise nicht mitmacht, nämlich in Budapest, habe mir zu einer Märtyrerkrone verholfen: »welche kleidsame Kopfbedeckung er kaum wieder ablegen dürfte«. Wenigstens nicht, solange ich mir damit so unwiderstehlich vorkomme, als ob ich der Verfasser von Sonntagsplaudereien wäre.

Sein Haß gegen Militarismus und Imperialismus, der *allerdings etwas verspätet eingesetzt* hat, dokumentiert sich in den »Letzten Tagen der Menschheit« *stellenweise* in genialen Zügen und Worten.

An allem hat doch dieser Hirschfeld etwas auszusetzen. Als ob jeder schon während des Krieges diese berühmten Philippiken gegen die Militärmächte »Mulli und Manzi« hätte schreiben können. Wohl habe ich mich erst im Augenblick des Umsturzes in Schrift und Rede gegen den Militarismus aufgebaut, während Hirschfeld schon vom Ultimatum an seinen lieben Schneck gestellt und in den Schützengräben geradezu als Erlösung gewirkt hat. Doch jeder nach seiner Art und Kraft. Eine gewisse Ähnlichkeit gibt selbst Hirschfeld zu:

Aber auf der unerbittlichen Bühne gilt bekanntlich weder Gesinnung noch Wort, und deshalb wirken — die Hirschfeldschen Schwänke so zugkräftig? Nein: diese tragigrotesken Dialoge und Monologe deklamatorisch, monoton und oft *wie Ulk*.

Also wenn sie nicht monoton wären: fast wie der letzte Hirschfeld (den Sie lesen müssen).

Das kindlich inszenierte Gruseln, das hier gelehrt wird, ist das der *Grottenbahn*, und so wird *nicht einmal* der beabsichtigte sittliche Zweck erreicht, den Abscheu von den Blut— und Lügenjahren zu vertiefen.

Geschweige denn daß es ein Vergnügen wäre.

Die unentwegten Anhänger des Autors bereiteten ihm persönlich eine heftige Huldigung, die er wie ein Sieger entgegennahm: eine Hand in der Hosentasche!

Ich tat es, um Hirschfeld an meine Haltung während der Blut— und Lügenjahre zu erinnern, wo ich die Faust im Sack ballte, aber nicht losschlug gleich ihm.

Ein anderes Mausi erzählt in Zürich, »man weiß, daß die 'Letzte Nacht' den Epilog (in Versen) der 'Letzten Tage der Menschheit' bildet« — ganz Zürich weiß es —, »jener aus der Zeit mit oft unheimlicher Genialität herausgeschnittenen österreichischen Kriegs—Tragikomödie«, und »ich habe es nicht gewollt« seien »Franz Josefs Worte«.

Sprechtheater: wie schwer ist es, von der »Letzten Nacht« zu sprechen, die nun allabendlich, nachdem sie einige Male *Nachtsensation* war, über die Neue Wiener Bühne hereinbricht, niemals *allerletzte Nacht*; denn was wäre das erst für ein chiliastisch Wesen, Karl Kraus, der da als Weltenrichter auftritt, mit dem Direktor seines Theaters, Siegfried Geyer, dem Autor der »Mary« (!), seinerzeit, *huhu!* sogar Kriegsberichterstatter, zusammen auf einer idealen Szene zu sehen, dazu die Verfasser anderer Reperoirestücke dieser Bühne — erotischer oder Jargonspezialitäten,

als Chorus die Presseleute aus dem Parkett der Generalprobe ...
Im Ernst, Kraus war nicht gut beraten, als er sein aufregendes,
aufwühlendes Buchdrama der Bühne übergab, noch dazu in dieser
lediglich gutgemeinten Aufführung.

Shakespeare konnte sich ja nicht mehr gegen das Burgtheater wehren, das neben dem Macbeth auch den Veilchenfresser im Repertoire hatte. Im Ernst, das nächstmal werde ich, damit nicht wieder so etwas passiert, den Paul Stefan zu Rate ziehen und jedenfalls von ihm gründlich die Aufführung überwachen lassen. Nur geht es wirklich nicht, daß eine so dürftige Erscheinung wie er über mich spaßig wird. Den Chorus der Presseleute aus dem Parkett der Generalprobe, so unnützlich sie waren und sich hinterdrein machten, konnte ich so wenig ausschließen wie die Feuerwehr. Meine Verneigungen, die sie mehrfach mißverstanden, haben nicht jenen gegolten, deren Mission an der Benutzung einer Freikarte erkennbar wird, sondern solchen, die im Theater ein Urteil haben. Die Aufführung der »Letzten Nacht« könnte mir weit weniger durch den Umstand verleidet werden, daß der Direktor, als daß der Kritiker Kriegsliterat war. Der Unterschied ist doch wohl, daß jener seine frühere Tätigkeit durch die Aufführung gründlich verleugnet hat, was diesem mit seiner Kritik niemals gelingen könnte. Jener hat, was immer er gewesen wäre und was er auch schreibe, jedenfalls durch jene mehr Mut bewiesen als kulturbeflissene Veranstalter, die sich ehemals vom Arrangement einer einfachen Vorlesung zurückzogen. Als Anlaß zu Albernheiten scheint mir weder meine Existenz noch mein Werk noch Mühe und Opfer seiner Vertretung geeignet. Ich habe zur Not auch Witz genug, mir eine allerletzte Nacht vorzustellen. Aber wenn ich die Würdigkeit des Milieus, dem ich sie anvertrauen soll, nach der Kriegsverwendung ihrer Mitwirkenden abschätzen müßte, so wollte ich Schauspielern, Inspizienten, Bühnenarbeitern, die verwundet waren, erst recht nicht den Chorus von Leuten zumuten, die als zur Literatur Untaugliche ihre Kriegsdienstleistung in Aufsätzen über »Kaiser und Kaiserin« nebst der Lichtgestalt der Kaiserinmutter Erzherzogin Maria Josefa sowie dem ganzen Erzhaus absolviert, Wind für die stählernen Schwingen des Doppelaars gemacht haben und das damals verjüngte Österreich aus einer Glorie von Ruhmesstrahlen emporsteigen ließen. Wohl aber hatte ich, als ich mich in der Generalprobe verbeugte, schon hinreichend Phantasie, mir diese Leute hinter mir zu denken, als die Belletristen des Untergangs und als die gelegentlichen Mitarbeiter des chiliastischen Schreckens. Ich bin als Regisseur just kein Spielverderber, den Ernst des Herrn Stefan lasse ich als einen harmlosen Zeitvertreib gewähren, aber die Witze, selbst wenn er sie in Zürich zu verstecken glaubt, hoffe ich ihm schon noch abzugewöhnen.

Trotz allem, es gibt Objektivität:

Wer Karl Kraus und sein Werk kennt, weiß, daß es ihm mit seinem Kampf gegen Krieg und Militarismus ernst ist.

Dies schlichte Attest, nebst der Versicherung:

Ein Werk ... das heute, wo so viele den Krieg schon wieder vergessen zu haben *scheinen*, so große Wirkung zu üben vermag, hat gewiß ein Anrecht darauf, in breiten Schichten bekannt zu werden, erteilt in einem Abendblatt, das den breiten Schichten sonst die Nachtlokale bekannt gibt, wo sie an den Krieg wieder durch die Melodie »Wir sind vom k. u. k. Infanterieregiment« erinnert werden — so etwas bietet Entschädigung für allen Unernst einer Geistigkeit, die so niedrig sie auch erschaffen ist, sich immer noch herablassen zu können vermeint.

Als einer, der sonst nur von fern dem Theater zusieht, habe ich mich nun auch auf jenem Gebiet zum Objekt und Beweis ihrer Inkompetenz ge-

macht, wo sie am unverantwortlichsten haust, und habe die Wehrlosigkeit eines Kunstlebens beobachtet, das wahrlich seinen Helfern preisgegeben ist. Nicht ermüdend an der Fülle, nicht klein werdend im Angriff der Kleinheit, an der ich doch einzig das Mißverhältnis zu der meinungsbildenden Macht darzustellen vermag, ihr nur in Wahrung berechtigter Interessen so viel Ehre erweisend, als ihr nicht gebührt, bezeuge ich nun, was ich wußte: Die prinzipielle Unsachlichkeit, die, außerstande, die frech vorgenommene Meinung dem Erlebnis einer Empfindung zu opfern, auch dem Erlebnis der Arbeit die Mitempfindung und menschliche Achtung versagt, sie ist das Kriterium dessen, was sich da Kritik nennt. Wie sagt doch jener? Das innerste Wesen ist hier: Journalismus. In einem versöhnlichen Moment und als das Maß dessen, was mir zugemessen wurde, noch nicht voll war, habe ich, von Auslagenarrangements gesprochen, die in Wien über künstlerische Dinge, über Dichtung und schauspielerische Arbeit zu urteilen berufen sind. Ich wüßte — wenn ich von der erlittenen Regel die wenigen Ausnahmen abziehe — keinen Beruf, der unter ähnlichen Bedingungen der Sachkenntnis und Leichtfertigkeit voll zu erfüllen wäre, und demnach keinen, den die Gäste meiner Generalprobe verfehlt haben könnten, ehe sie Kritiker wurden. Denn jeden hätten sie verfehlt.

Brünn

In der Provinz sind sie manchmal Gewerbeschulprofessoren und können sich der Gewohnheiten, zu denen sie dieser Wirkungskreis mit seinem täglichen Ringen um eine dürftige Autorität erzogen hat, auch vor den ihrer Prüfung ausgelieferten Künstlern nicht entschlagen. Ich persönlich, so veranlagt, in dem Staub, den man nach Bismarck mit der Bürste abwischt, zugleich die Landplage zu erkennen, empfinde es, mit den gesellschaftlichen Schwierigkeiten des Aufenthalts, mit der Unwirtlichkeit und Unverschlossenheit der Hotelzimmer, als die wahre Heimsuchung in der Fremde und mache kein Hehl daraus, daß hundert Anbote, die jedem andern eine materielle Lockung wären und die mich gewiß als ein Beweis von Anhänglichkeit rühren, mir nicht über das Gefühl der Wehrlosigkeit hinwegzuhelfen vermögen gegenüber dem Absurdum, daß ein Gewerbeschullehrer dasitzen wird und mich prüfen. Ausdrückliche Anbietungen von solchen, die das Hindernis beseitigen zu wollen erklärten, konnte ich mit allem Bedauern, mich so rührender Treue entziehen zu müssen, nicht annehmen, da sich über derlei doch kein Vertrag schließen läßt und der Einzelfall durch so förmliche Anerkennung seiner Potenz, sich lästig zu machen, im Größenwahn auf eine Art bestärkt würde, von der man gar nicht absehen kann, zu welchen Exzessen es einmal führe. Wie von keiner Meinung, die er angeblich hat, ist dieser Typus natürlich auch nicht von jener abzubringen, daß man für die Vergötterung, mit der er sich genähert hat, empfänglich ist und ihm nur verübelt, daß er ein zweitesmal nicht mehr so schrankenlos begeistert sein konnte. Was man aber in Wahrheit krumm nimmt, ist ausschließlich, daß er überhaupt die Feder in Bewegung setzt, nach der oder jener Richtung, wobei gar nicht gefragt wird, aus welchen Hintergründen, bei unveränderter oder wachsender Anerkennung sämtlicher anderen Hörer, der Umschwung erfolgt sei. Durchaus und gegen alle psychologische Erfahrung zugegeben, daß die Toleranz, die das erstemal eine persönliche Annäherung ermöglicht hat, an der Erhitzung, und daß die Unlust, die sie ein nächstesmal verwehrt hat, an der Abkühlung nicht den geringsten Anteil

habe; und nicht bestritten, daß schon meine Frage nach der Kompetenz eines Kunstrichters den schwersten Eingriff in das staatsgrundgesetzlich gewährleistete Recht des Unbefugten auf freie Meinungsäußerung bedeutet. Aber ich mache eben von dem gleichen Recht des in eigener Sache Befugten Gebrauch, und da ich meine Leistung besser beurteilen zu können glaube und den Unterschied meiner Leistungen besser zu spüren als irgendeine der Personen, die in meinem Auditorium sitzen, — und so gut wie deren richtig reagierende Gesamtheit —, so sehe ich mich einem Akt der Willkür ausgesetzt, über deren Motiv, ob es nun gekränkte Verehrung, verletzte Eitelkeit, Machtwahn eines Provinzspeidel oder reine Hysterie sei, ich mir gar nicht den Kopf zerbreche; die darum, weil sie in publizistische Erscheinung treten kann, nicht den Respekt, nur den Verdruß erhöht; und die ich schon als den Versuch, mir mit einer kritischen Miene imponieren zu wollen, als ausgesprochene Behelligung empfinde. Vermehrt — da meine Nerven immer auch die Vorstellung fremder Pein übernehmen — um das Mitleid mit einer, solchem Gutdünken und Übelwollen ständig unterworfenen Theatermenschheit. Was ihr den Unbestand der Witterung erträglicher macht, ist nur die sichere Erwartung des Umschwungs und zumal die Komik der Erfüllung: wenn solche Kompetenz, die sich durch eine Reihe von Novitäten in Lob nicht genug tun konnte, den Tadel, damit er nicht gar zu unvermittelt hervorbreche (wie ja jegliches Gewitter sich erst durch Wolken ankündigt) etwa mit der Zusammenfassung einleitet: »Nach den unaufhörlichen Mißgriffen der letzten Zeit ... « So konnte freilich auch ich, als ich mich entschloß, dem nach Brünn geführten Ensemble der »Letzten Nacht« die zweimalige Mitwirkung nicht zu versagen, auf einen entsprechenden Anschluß der kritischen Mißbilligung gefaßt sein. Er erfolgte so, daß ich, vor zehn Jahren heruntergerissen, nun von der bekannten damaligen Höhe herabgekommen bin. Damit diese Feststellung umso objektiver wirke, sind die »Letzten Tage der Menschheit« trotz manch billigem Jargonwitz (vermutlich in den Szenen des alten Biach) ein gigantisches Werk und die »Letzte Nacht« ein Infernofanal von stellenweise dantesker Monumentalität, daneben freilich auch von einer Pathetik, die nicht gerade überwältigt. Es ist also alles aufs Beste eingeteilt:

Mögen auch in der gewaltigen Szenenreihe der »Letzten Tage der Menschheit« manch belangloses Füllsel und manch billiger Jargonwitz stecken, als Ganzes bleibt sie ein Denkmal — aere perennius — der scheußlichsten Epoche der Menschheitsgeschichte, ein Menetekel, zu dem sich bisher kein anderes Volk zu bekennen den Mut besaß. Denn Barbusse wirkt, gegen die gigantische Abrechnung des Karl Kraus gehalten, als schwächerer Epigone. Der Zug einer im Siegesorgasmus torkelnden und durch Feigheit, Lüge, Diebstahl, Menschenschacher bestialisierten Menschheit, beginnend bei Herrschern, die »es nicht gewollt«, bis zu den Schlachtfeldhyänen, Heimattyrtäussen und Sirkeckenflitscherln, *die es ja gewollt*, ist ein Totentanz, der noch nach Jahrhunderten Ururenkeln die Schamröte ins Gesicht peitschen wird. Den oft stonographisch getreuen naturalistischen Szenen des Vorspiels und der 5 Akte fügte der Dichter einen ganz stilisierten, phantastischen Epilog »Die letzte Nacht« an, lange vor Kriegsende geschrieben, ein Infernofanal von stellenweise dantesker Monumentalität, *daneben freilich* auch von oft weitausholender Pathetik, die bloß rauscht und nicht überwältigt. Noch einmal erscheinen in *unverbundenen* Blitzaufnahmen die Hauptakteure des großen Kulturbankerottes: sterbende, dem Kaiser, diesem »Heldenspieler

zweiten Ranges«, diesem »ritterlichen Weltkommis«, fluchende Soldaten, fliehende Generale, Frontausmusterungsexzellenzen, für die der Mensch »im Grund nur a A—Befund« ist, entmenschte Kriegspressequartlerlungerer, der Lungenpesterfinder Ingenieur Abendrot, Börsenhyänen und ihr Herr, der Pressechef: der Hauptaktionär des Dreibundes: Tinte, Technik, Tod, zum Antichrist emporsymbolisiert. In dieses Chaos von Blut, Sklaven, Zynismus, Verzweiflungswut und Vampirismus tönt eine Stimme vom Mars, und dieser belegt, nachdem von dort oben der Menschheit ihr Sündenregister gleich den Posaunen des letzten Gerichtes in die Ohren gedonnert worden ist, die Erde mit Meteorbomben und vernichtet sie. Über dem Tohuwabohu klagt Gott schmerzlichst: »Ich habe es nicht gewollt«. Das *österreichische Kaiserwort*, zu Gottes Ohnmacht umgedeutet, ist wahrlich der genialste Einfall des Gesamtwerkes, ist ein unsterblicher Geistesblitz, durch den sämtliche Theodizeen dickleibigster und tiefgründigster Fassung in Nichts geschleudert werden.

Mit der Bühne haben leider die »Letzten Tage der Menschheit« nichts zu tun. Szenenfolgen aus der eigentlichen Tragödie kann man sich, in Drehbühnentechnik gefaßt, wirkungsvoll gespielt denken, doch der Epilog, der ausschließlich aufs bedeutsame Wort gestellt ist, muß notwendigerweise im Rampenlicht versagen. Die gestrige Gastaufführung der »Neuen Wiener Bühne« bewies es. *Wer das Buch kannte, sah mit wachsendem Entsetzen »Die letzte Nacht« zu einer lockern Bilderfolge entstellt*, von meist unzulänglichen, nicht einmal wortsicheren Sprechern um Klang und schmerzliche Melodie gebracht und durch Varietétricks entwürdigt. Und wer der Dichtung kenntnislos gegenüber saß, verstand natürlich überhaupt nichts. Die Inszenierung, von Karl Forest, Richard Wiener und Karl Kraus besorgt, stand zwar gewiß vor einer fast unlösbaren Aufgabe, doch das entschuldigt durchaus nicht die unglaubliche Verkitschung, deren sie sich an der Dichtung schuldig machte. Von den Darstellern *entsprachen* wenigstens *halbwegs*: der sterbende Soldat, der zweite Kriegsberichterstatter, der Feldweibel sowie die Hyänen Fressack und Naschkatz. Mit begreiflicher Spannung hatte man Karl Kraus als Herrn der Hyänen und als Stimme vom Mars entgegengesehen. Und auch hier ergab sich eine *bittere Enttäuschung*. Die im kleinen Raum unerhört faszinierende Stimme, vor 10 Jahren ein Erlebnis von unvergeßlicher Eindrucksgewalt, ein Phänomen, dessengleichen die gesamte Schauspielergeneration nicht aufzuweisen vermochte, klang gestern im großen Theater hohl, ohne Zaubergewalt und die große Abrechnung der Marswelt verhallte überhaupt fast unverständlich, selbst für den besten Kenner des Wortlautes, geschweige denn für den Erstlingshörer. Es ist daher begreiflich, daß das an sich mäßig besuchte Haus am Schluß nicht allzu stürmischen Anerkennungsbeifall spendete, für den sich Kraus einige Male an der Rampe dankend neigte.

Nun wäre es ja gewiß möglich und durchaus kein künstlerisches Minus, daß bei arger Indisposition durch Erkältung (ich mußte auch die endlich versprochenen Vorträge wieder absagen) und nach der nervenmordenden Qual, unter den denkbar widrigsten Umständen binnen kaum zwei Stunden eine so schwierige, mehrfach neubesetzte Vorstellung auf unbekannter Szene aufzu-

bauen — daß da meiner und anderen Stimmen die volle Durchdringung des ungewohnten Riesenraumes versagt war. Wenn es so sicher der Fall gewesen ist, wie es nicht der Fall war — und dann blieb noch immer ein in Brünn nicht alltäglicher künstlerischer Eindruck —: welches Maß von Bonhomie gehört dazu, in einem Federzug mit der Möglichkeit technischer Hemmungen (die leider tatsächlich für die Wirkung der Marsrede in Anschlag kamen) die Gewißheit des künstlerischen Verfalls zu beklagen? Ist es nicht so, als ob just Brünn, weil ich dort zehn Jahre nicht zu hören war — damals ein Phänomen, dessengleichen die gesamte Schauspielergeneration nicht aufzuweisen »vermochte« —, eben darum den Unterschied des Heute so erschreckend empfinden kann? Was aber der »Enttäuschung« von einem Eindruck, der, wenn wirklich vorhanden, auch hinreichend erklärlich wäre, den bösen Willen der Zurechtmachung so deutlich ansehen läßt, ist das Widerstreben, bei vollem Bewußtsein der so erschwerenden Umstände sie als die mildernden in Rechnung zu setzen. Es bedarf solcher ganz und gar nicht, um die Leistung der Schauspieler gegen die Unbill und Ungebühr dieser kritischen Befassung zu verteidigen, die ein »wachsendes Entsetzen« als den Eindruck des Publikums zu behaupten wagt. Mit allem Nachdruck — nebst jenem, der es schon zitierend züchtigt — sei das Unterfangen zurückgewiesen, an das Ensemble Noten, mit denen man »durchfällt«, auszuteilen und von Schauspielern wie den Sprechern der Hyänen zu sagen, daß sie »halbwegs entsprachen«. Zu solcher Zensur hätte selbst ein Wiener Gewerbeschulprofessor nicht die Courage und nicht die Autorität gehabt. Was das mäßig besuchte Haus anlangt, so ist es ja gewiß zu beklagen, daß der Fassungsraum des Brünner Theaters größer ist als der des Brünner Kritikers und daß die Ausfüllung zumal bei einer aufregenden Nachtvorstellung dem Kassierer nicht leichter gelingt als den Stimmen von Schauspielern, denen die Ungunst der Verhältnisse kaum eine rechte Probe zugestanden hatte; man wird aber, so streng man sie anfassen mag, gewiß nicht sagen können, daß jene, die da sind, bei solcher Veranstaltung da zu sein, nicht dagewesen und die Brünner Kriegsgewinner ohne triftige Entschuldigung von ihren Logen ferngeblieben wären. Und alles in allem kann man somit wohl behaupten, daß die Gewerbeschulprofessoren, ohne gerade ihren Beruf in der Theaterkritik zu verleugnen, doch auch den der Journalistik, keineswegs verfehlt haben.

* * *

Wenn es nicht bloß ein typischer Metiergriff wäre, die »unverbundenen Blitzaufnahmen«, die ein Lob der Dichtung sind, im Tadel der Aufführung zu einer lockern Bilderfolge »entstellt« sein zu lassen — und eben für den entsetzten Kenner des Buches —, so wäre zum Bühnenproblem der »Letzten Nacht« zu sagen, daß die hier und sonst zur Schau getragene Sorge um das Wort eine Keckheit ist. Als ob ich, der solche der Natur des Theaters gemäße Unvollkommenheit und der den Verlust eines Tones, einer Bedeutung, eines Kommas doch annähernd millionmal sicherer empfindet und erleidet als die Gründlinge und vor allem als die Stockfische im Parterre, einmal für das eigene Wort taub und für seine Schicksale blind gewesen wäre — aus purem Ehrgeiz, um jeden Preis aufgeführt zu werden. Als ob ich, der die Erlaubnis der Aufführung davon abhängig gemacht hat, daß mir die Bühnengestalt, die das Werk in den Proben annimmt, zusage, sie heute für erfüllt und, der nie an die Bühnenmöglichkeit der »Letzten Nacht« geglaubt hat, sie nun für bewiesen hielte. In Wahrheit konnte sie mir nie bewiesen werden — so wenig wie die irgendeines im Wort beruhenden, wenngleich szenisch zugänglicheren Wertes;

wie die eines Verses. Wohl aber verantworte ich das Experiment — mit allem, was die unberufenen Stellvertreter meines Gewissens für Verkitschung und Varietétricks halten — und finde es in den Grenzen dessen, was die Übersetzung der Sprache ins Bühnenelement, was die Materialisierung sprachlicher Welten als Ersatz der reineren Vorstellung bieten kann, und bei Verzicht auf solche Möglichkeiten des Theaters, deren Erfüllung wieder Zeit und Umstände versagen, mit den ehrlichsten Mitteln — sowohl den darstellerischen wie auch jenen der Gestaltung des szenischen Bildes — gelungen. Der sichere Erfolg, angesichts dessen allein schon die Herabsetzung der Arbeit ein Akt der Bosheit ist, besteht in dem unter allen Umständen fruchtbaren Wagnis — achtenswert schon durch den Mut, die Kritik der Unverantwortlichen herauszufordern. Vor dem unabänderlichen Minus, von mir wie von keinem andern vorweg gesetzt, wendet sich meine Kritik in den Dank für Mühe und Opfer.

Prag

Im Prager Neuen Deutschen Theater waren, nachdem sich ein Vertreter des Direktors Kramer von dem Eindruck einer Wiener Aufführung überzeugt hatte, drei an Brünn anschließende Vorstellungen festgesetzt, die von der Direktion in den Prager Blättern angekündigt wurden. Mit der Ankündigung erschien in der 'Bohemia' (21. Februar), gleich nach der Rubrik »Mitteilungen aus der Theaterkanzlei«, die folgende Notiz:

Ein Wort an die Theaterdirektion. In der letzten Zeit sind *wiederholt* Klagen über die »Sensationsgastspiele« geäußert worden, die sich im Prager deutschen Theater *häufen*. Obwohl wir sehr gut wissen, daß das Theater keinen leichten Stand hat und der Unterstützung gerade jetzt mehr denn je bedarf, können wir uns *der Berechtigung der vielfach an unsere Redaktion gelangten Klagen nicht verschließen*. Gerade weil wir die kulturelle Bedeutung der deutschen Landesbühne für das geistige Leben der Deutschen in der Tschechoslowakei nicht unterschätzen, halten wir es für notwendig, *der Theaterdirektion offen zu sagen*, daß sie in der letzten Zeit *manchen schweren Mißgriff* getan hat und *den letzten Ankündigungen zufolge auch in Zukunft zu tun gedenkt*. Es war ein Fehler, ein Berliner Theaterensemble nach Prag kommen zu lassen, das »Stücke« wie »*Besuch im Bett*«, »*Warum laufst du immer nackt herum*« usw. spielte, Obszönitäten, denen jeder künstlerische Wert abzusprechen ist und die nur der erotischen Sensationslust dienen. *Neben der erotischen* wird auch der *politischen Sensationslust* einiger Kreise, die *glücklicherweise in der Minderheit* sind, Rechnung getragen, was *womöglich noch weniger zu entschuldigen* ist. Das Prager deutsche Theater handelt hierbei nicht völlig ahnungslos, sonst könnte es der Direktion nicht einfallen, die Notiz über *ein bevorstehendes Gastspiel* an die Redaktion mit der Bitte zu übersenden, die Ankündigung dieses Gastspiels außerhalb der Rubrik »Aus der Theaterkanzlei« zu bringen. Wir kommen diesem Ersuchen aus guten Gründen nicht nach und *biten unsererseits die Theaterdirektion*, sie möge nicht vergessen, daß das deutsche Theater für die Deutschen der Republik be-

stimmt ist und vor allem der deutschen Kunst zu dienen hat. Es gibt so viele gute deutsche Stücke, die hier nie gespielt werden, daß sich die Gelegenheit zur Aufführung *bloß sensationeller Stücke — ob es sich um erotische oder politische Sensationen handelt, ist hier einerlei* — gar nicht ergeben dürfte. Die Theaterdirektion hat die Pflicht, der deutschen Kunst zu dienen; französische und *andere deutschfeindliche Autoren haben auf unserer Bühne kein Heimatrecht*, solange der deutschen Kunst nicht gegeben worden ist, was ihr gegeben werden muß. *Vollends* wo es sich um Berliner oder *Wiener Sensationsgastspiele* handelt, die *nicht aus künstlerischen Gründen, sondern bloß wegen der Sensation* angesetzt werden, ist die *Direktion im Irrtum, wenn sie glaubt, sich über die Wünsche und das Empfinden des deutschen Volkes, dem das Theater gehört, hinwegsetzen zu können.*

E. Wt.

Die unmittelbare Folge war ein dringendes Telegramm des Theaterdirektors an den einen der Veranstalter: daß ihn »unüberwindliche politische Widerstände« zur Absetzung des Gastspiels zwingen. Was zwischen der Notiz der 'Bohemia' und diesem Telegramm vorgefallen ist und was sich dann weiter begab, wird aus dem folgenden Abdruck der wichtigsten Darstellungen und Beurteilungen durch die Prager Presse ersichtlich, der als zeitgeschichtliche Denkwürdigkeit das Gesamtbild eines der größten kulturellen, politischen und journalistischen Skandale der Zukunft überliefert und zugleich den stärksten Beleg bildet für die Wirksamkeit einer Preßmacht, welche ihre schandbaren und verbrecherischen Absichten gegen alles geistige Recht bis zur vollen Ausbeutung der Wehrlosigkeit durchzusetzen, hinter den Formen der Harmlosigkeit und staatsbürgerlichen Korrektheit zu entwischen vermag und weder vom Strafgesetz noch vom Ehrgefühl einer Epoche zu fassen ist, die den Werkführern einer vollbrachten Schändlichkeit nicht zur Ächtung, sondern zur Achtung verhilft.

'Prager Tagblatt' (25. Februar):

Karl Kraus' »Letzte Nacht« sollte bekanntlich in dieser Woche am Prager Deutschen Theater aufgeführt werden. In letzter Stunde hat, wie wir erfahren, der deutsche Theaterausschuß, der sich aus Mitgliedern der deutschen politischen Parteien zusammensetzt, gegen die Veranstaltung Einspruch erhoben. Der Autor der großen Kriegssatire »Die letzten Tage der Menschheit« erscheint dem Ausschuß als zu — tschechenfreundlich. In Brünn, wo es einen nach den gleichen Grundsätzen konstituierten Theaterausschuß gibt, wird das Werk in den nächsten Tagen aufgeführt, ohne daß ein gleiches Bedenken geltend gemacht worden wäre.

'Sozialdemokrat' (Prag, 25. Februar):

Karl Kraus—Jagd in Prag.

Eine journalistisch—politische Erpressung.

Der Theaterreferent der Prager »Bohemia«, Ludwig Winder, hat die leidige Gewohnheit, regelmäßig sein kritisches Hinterbein zu heben, so oft Karl Kraus als Vorleser nach Prag kommt. Schließlich ist das ja auch ein Mittel, um die Spuren seines eigenen putzigen Ich für ewig an dem Werke eines Großen anzubringen. Die letzte Abfuhr, die ihm Kraus bereitet hat, scheint Herr Winder

nicht verwinden zu können, und so schickte er Mittwoch sein Unterläufel »E. Wt.« zum Angriff vor, als die Direktion des Prager deutschen Theaters ankündigte, daß im März ein Ensemble—Gastspiel der »Neuen Wiener Bühne« »Die letzte Nacht« von K. K., den Epilog seiner höllischen Kriegsdichtung »Die letzten Tage der Menschheit«, vorführen solle. In »Einem Wort an die Theaterdirektion« stellt Herr E. Wt. »Die letzte Nacht«, ohne sie deutlich beim Namen zu nennen, als »politische Sensation« den »erotischen Sensationen« vom Schlage des »Besuchs im Bette« und »Warum läufst du immer nackt herum« gleich, im öligsten Teutonopathos spricht er »französischen und *anderen deutschfeindlichen Autoren*« das Heimatrecht auf der deutschen Bühne ab und schmettert zum Schlusse: »Vollends wo es sich um Berliner oder Wiener Sensationsgastspiele handelt, die nicht aus künstlerischen Gründen, sondern bloß wegen der Sensation angesetzt werden, ist die Direktion im Irrtum, wenn sie glaubt, sich über die Wünsche und das Empfinden des deutschen Volkes, dem das Theater gehört, hinwegsetzen zu können.« So urteilt wortwörtlich die »Bohemia« über ein Kunstwerk, das mit der verdichtenden Kraft eines Höllenbreughel den ganzen Aberwitz von Kriegshetze, Kriegsgeschäft und Kriegsjammer an der schauernden Seele des Lesers vorüberführt, das in seiner organischen Verwebung von Grausen und weltvernichtendem Humor ganz einsam für sich selber steht. Urteilt so, nachdem es eine Woche vorher die vergleichsweise herangezogenen Schweinereien mit geilem Augenzwinkern entschuldigt hatte und obwohl es durch sein bloßes Dasein Tag für Tag beweist, wohin die von ihm verteidigte teutsche Politik das deutsche Volk geführt hat!

Mittwoch, als die Notiz in der »Bohemia« erschien, beachteten wir sie weiter nicht, weil wir sie für einen feigen Ausfluß ohnmächtiger Wut hielten. Heute aber hören wir, daß Theaterdirektor Kramer, durch die Drohungen der »Bohemia« eingeschüchtert, das Gastspiel der »Neuen Wiener Bühne« telegraphisch in Wien abbestellt hat, »unüberwindliche politische Schwierigkeiten« ständen ihm im Wege. Zu den gedruckten Worten soll, wie wir erfahren, *in mündlichen Auseinandersetzungen die Warnung hinzugetreten sein*, daß die von den Bohemiagermanen aufgehetzten Parteien den »Tschechenfreund« Kraus auf der Bühne des deutschen Theaters nicht dulden würden ¹. *Auch von »Demolierung« der Theaterräume durch die »deutschen Studenten« soll erpresserisch gesprochen worden sein*. Aus Angst vor einem hakenkreuzlerischen »Reigen«—Rummel in zweiter Auflage, den diesmal grotesker Weise der Autor eines von bester Milieuvertrautheit zeugenden Romanes »Die jüdische Orgel« inspiriert hat, klappte Direktor Kramer prompt zusammen, die drohende Gebärde eines Zeitungsdespötschens genügt, damit der Leiter der Prager Bühne alle seine künstlerischen Überzeugungen widerspruchslos einpackt. Ein Direktor, der nicht die Kraft aufbringt, fest zu dem Werk zu stehen, das er

1 In Berlin genügte 2006 der Protest der Moslem—Bonzen, um die Mozart—Oper »Idome-neo«, in der der Lügenprophet Mohammed geköpft wird, wieder abzusetzen. Die Leute, die man ggf. zum Randalieren aktiviert hätte — Zeit haben sie ja für solche Proteste, 40 % der Berliner Moslems sind arbeitslos — wissen weder, wer Mozart war noch was eine Oper ist. Aber Fahnen verbrennen und »Allauh akbar« schreien, ist immer gut. Endlich mal was los!

als der Aufführung wert erkannt hat, ein Vermittler der Kunst, der sich durch jeden Skribenten etwas abpressen laßt, ist die Karikatur eines Bühnenleiters, denn ihm ermangelt die erste Voraussetzung für sein Amt: Gewissen, Verantwortungs— und Pflichtgefühl. Wer soll sich auf ihn verlassen? die Dichtung? die Darsteller? das Publikum? Wir jedenfalls haben nach dieser beschämenden Kapitulation den letzten Rest Vertrauens zu Herrn Kramer verloren und versichern ihm, daß wir nunmehr mit allen Mitteln versuchen werden, die Aufführung der »Letzten Nacht« durchzusetzen: wenn nicht *mit* ihm, so *gegen* ihn. Wir lassen uns nicht das eigenartigste Bühnenwerk des Jahrhunderts, das sich allen Schwierigkeiten zu trotz das Theater erobert hat, durch Neid und Feigheit wegeskamotieren, wir wollen den Kampfruf des Genies gegen die nationale Phrase, gegen Militarismus und Pressebarbarei hören und schauend erleben und schließlich soll auch nicht auf der vielverleumdeten Politik noch der Vorwurf haften bleiben, daß sie schmutzig genug sei, um rachsüchtigen Literaten und rückgratlosen Theatermännern den ersehnten Vorwand für ihre Packeleien zu bieten.

Die 'Prager Presse' (26. Februar), das Blatt der Regierung, brachte einen Leitartikel, der die folgenden Stellen enthielt:

Dohlenpolitik

— — Die ganze Angelegenheit rückt die künstlerische Situation des Deutschen Theaters in Prag in ein neues Licht, das fragwürdige Licht der Parteipolitik. Nicht die in künstlerischer Hinsicht verantwortlichen Faktoren, weder Direktor noch Dramaturg, sondern ungenannte, doch an ihrer Handlungsweise erkennbare politische Drahtzieher diktieren dem Deutschen Theater in Prag seinen Spielplan. Nicht nur dem Theater, auch der »Deutschen Zeitung Bohemia«, zumal in Momenten, wo die nationalistische Presse Nordböhmens der »Bohemia« die sogenannte »nationale Würde« abspricht, d. h. sie der Lauheit in innerpolitischen Fragen bezichtigt. Erscheint z. B. in der Warnsdorfer »Volkszeitung« eine Verwahrung des Arbeitsausschusses der deutschen Studentenschaft gegen die Nachtvorstellungen im Prager Deutschen Theater und knüpft das nordböhmische Blatt hieran die Bemerkung, die Kulturhöhe, die Kulturseele und der Kulturwille des Neuen Deutschen Theaters seien von derselben Art, wie das Deutschtum der »Bohemia«, so rückt letztere prompt, aber verspätet, mit einem — von der »Prager Presse« bereits Wochen vorher sachlich erhobenen — Protest gegen die Aufführung minderwertiger Possen an einer Stätte, die sich »Bollwerk deutscher Kultur« nennt, heraus, vergißt aber natürlich nicht, jeden französischen und manchen deutschen Autor als »deutschfeindlich« zu brandmarken. *Zur Auffrischung ihres durch ihr seltsamerweise besonnenes Verhalten im Prager Studentenstreik etwas glanzlos gewordenen Renommees bedarf die »Bohemia« derartiger schlagender Beweise für ihr aufrechtes Deutschtum.*

Ein Dohlenruf genügt und die redaktionellen Spatzen beginnen nationalistisch zu zwitschern. — — Wer nicht in dem von der »sudetendeutschen« Presse der »Bohemia« diktierten und von den auf dem Kommandoturm des Nationalismus nistenden Drahtzieher

—Dohlen vorgeschriebenen Sinne deutsch ist, wird als »deutschfeindlich« ausgeschrien. Nicht das kulturelle Niveau der Kunstleistung, vom menschlichen nicht zu reden, entscheidet. Der Name Karl Kraus im vorliegenden Falle ist nur ein Vorwand. Gemeint sind sämtliche Schriftsteller, die es wagen, der Wahrheit die Ehre zu geben und gegen sittliche Mißstände politischer und kultureller Natur aufzutreten. — —

Der »Sozialdemokrat« aber scheint seinen Angriff an die falsche Adresse gerichtet zu haben. Nicht der Schauspielreferent der »Bohemia«, sondern die dem Deutschen Theaterausschuß angehörenden Politiker haben die Stellungnahme der »Bohemia« zum Gastspiel der »Neuen Wiener Bühne« diktiert. Das Neue Deutsche Theater aber, das gerade in den verflossenen Wochen wiederholt bewiesen hat, welch hoher künstlerischer Leistung sein Ensemble fähig ist, möge vor seinen politischen Diktatoren ebenso bewahrt bleiben wie vor dem Kitsch ausländischer Schwankautoren, die der politische Theaterausschuß zwar aufführen, auf dem Theaterprogramm jedoch nicht nennen, sondern durch die Namen deutscher »Dichter« wie Rudolf Lothar ersetzen läßt¹. Nun weiß man auch, wer vor Jahresfrist dem Deutschen Theater die Aufführung der »Verkauften Braut« untersagt hat: der politische Theaterausschuß, der zielbewußt zur künstlerischen Unterminierung des Bollwerks deutscher Kultur in Prag beiträgt.

Von den Äußerungen der tschechischen Presse liegt die der 'Tribuna' (27. Februar) in Übersetzung vor:

Augustin Bosak:

Posledni noc

Auf die Schuld steht das Leiden. Leiden nimmt der Dichter auf sich und flößt es seinem Werke ein. Das ganze Leiden der Menschheit, das aus dem Krieg entstanden ist, — — hat Karl Kraus auf sich genommen. So entstanden »Die letzten Tage der Menschheit«; sie sind getragen von seinem mutigen kompromißlosen Geiste und seinem Worte. Schwer zu sagen, was bei diesem größten Satiriker der ganzen deutschen Literatur primär ist: ob der Geist oder die Sprache. Er selbst gibt den Vorrang der Sprache, von der er sagt, daß sie gebärt, hervorruft, zwingt, sich empört und revoltiert, daß der Geist ihr untertan ist, daß sie über den Gedanken herrscht. K. K. ist ein Orator größten Stiles. Er entzieht sich allen literarischen Formeln. Seine Werke sind unübersetzbar; so auch der Gipfelpunkt seines Schaffens: »Die letzten Tage der Menschheit«. Er hat seine fünftaktige Tragödie für die Aufführung auf dem Planeten Mars bestimmt. Seine Tragödie ist der Krieg. Es ist nicht sein Bild, sein Reflex, es ist der Krieg selbst, der Krieg, wie ihn die Menschheit erlebt, der Krieg, durch den die Menschheit physisch und ethisch stirbt. — —

In Wien hat man versucht, den Epilog der Tragödie — — aufzuführen; der Dichter selbst leitete die Aufführung. Auch in Prag sollte

1 Was wohl ein Irrtum ist. Herr Lothar und andere, die von gefallenen Feinden Theatermanuskripte erbeutet haben wollen, verbergen sich hinter Entente—Masken und treten, nachdem der zentralstaatliche Auswurf mit Respekt darauf hereingefallen ist, in ihrer schönen Ursprünglichkeit triumphierend hervor. Anm. d. Her. [KK]

dieser Akt vorgeführt werden. Die gestrigen deutschen Zeitungen teilen mit, daß der Theaterausschuß, der aus den Vertretern der deutschen Parteien besteht, die Aufführung abgelehnt hat, weil K. K. zu »tschechenfreundlich« ist. Ich habe die »Letzte Nacht« nicht gesehen, aber ich weiß, daß man die Verhinderung der Vorführung nicht bedauern muß, weil kaum auf der Bühne das erzielt werden kann, was die Lektüre und dann der Vortrag von K. K. bringt. Darum handelt es sich mir also nicht. Es handelt sich um den Standpunkt des deutschen Theaterausschusses. Es liegt in ihm das Bekenntnis der Mitschuld, es liegt in ihm die Furcht, auf die Dinge zu schauen, für die mit auch die deutschen Parteien verantwortlich sind. Das Entsetzen vor dem Spiegel, der nicht lügt. Das Entsetzen vor den Offenbarungen, die K. über die Bühne treibt, des tausendfachen Mordens. Das Entsetzen aber die Erscheinung des kleinen serbischen Knaben aus dem Tale der serbischen Morawa, vor seinen gefalteten Händen und seinem: Caca daj mi hleba. Da wieder gräbt der alte serbische Mensch sein Grab, und singt: ... Sie stellten die Kinder mir an die Wand, sie haben sie mir vorausgesandt ... Da seufzt wieder der ungeborne Sohn im Schoße der Mutter: Woll'n nicht solche Heldenväter. Ruhmlos möchten wir vergehn! ... Diese alle, ihre große Reihe erheben Anklagen. Andere agieren für sie, für unsere Helden dieses Krieges: Hofräte, Sektionschefs, Konsuln, Kellner, Reporter, Redakteure, Gasmasken, Hyänen, Offiziere, Wucherer, Kettenhändler, Fresser und Mammonsknechte. Jede Person ein Konterfei. Und zum Schluß der jüngste Tag, die Bewohner des Mars bombardieren die Erde und die Menschheit, »Ebenbild Gottes«.

Glauben wir ihnen, daß sie Entsetzen ergreift, und deshalb haben sie die Aufführung verboten. Möchte sich doch ein tschechisches Theater in Prag finden, das eine deutsche Aufführung der »Letzten Nacht« ermöglichte. Ich wiederhole, sie kann nicht stärker sein als das gedruckte Wort oder der Vortrag von K.

Nur in einer Sache Achtung! Keine Verurteilung der Herren vom Deutschen Theaterausschuß. Wenn es sich um ein tschechisches Werk von gleicher Qualität und gleich hohem Menschheitsniveau handelte — unsere tschechischen Väterchen würden es ebenso ablehnen.

'Bohemia' (27. Februar):

»Der Sozialdemokrat« und die »Letzte Nacht«

Der Prager »Sozialdemokrat« hat Sonntag, offenbar einer Wiener Weisung Folge leistend, einen »Karl Kraus—Jagd in Prag« benannten Schmähartikel gegen die »Bohemia« und gegen Direktor Kramer losgelassen, den wir wegen der Unrichtigkeiten und Verleumdungen, die er enthält, nicht ignorieren wollen. Die Ursache des Angriffes des »Sozialdemokraten« ist die unterbliebene Aufführung der »Letzten Nacht« von K. K. im Neuen Theater. Die »Bohemia« richtete vor einigen Tagen an die Theaterleitung den Appell, die Aufführung bloß sensationeller Stücke, einerlei, ob es sich um erotische oder politische Stücke handelt, zu vermeiden. Daraufhin erschien in der Redaktion der »Bohemia« Herr Direktor Kramer mit zwei anderen leitenden Persönlichkeiten des Theaters. Den Herren wurde in der Redaktion erklärt, ihre Vermutung, daß die

»Bohemia« gegen die beabsichtigte Aufführung der »Letzten Nacht« Stellung nehme, *sei unrichtig*. Auf die Frage, ob die Direktion nicht der Ansicht sei, daß das Stück *das Empfinden eines deutschen Mannes zu verletzen geeignet sei*, erklärte einer der anwesenden Theatervertreter, der der Wiener Aufführung beige-wohnt hatte: »Das Empfinden eines radikalen Deutschen kann durch das Stück *verletzt* werden.« Unser Redakteur bemerkte daraufhin, Stücke wie das in Rede stehende, seien von der Prager deutschen Bühne *unbedingt fernzuhalten*, zumal da sich ansonsten im Hinblick auf die in letzter Zeit in zahlreichen Provinzblättern erschienenen Angriffe auf das Prager Deutsche Theater *Zwischenfälle ereignen könnten*, denen das Theater nicht ausgesetzt werden dürfe. Herr Direktor Kramer *erklärte sich nach eineinhalbstündiger Unterredung im Hinblick auf die vorgebrachten Bedenken bereit*, das Wiener Gastspiel, wenn noch möglich, abzusagen. Der »Sozialdemokrat«, der das Werk des Herrn Kraus »das eigenartigste Bühnenwerk des Jahrhunderts« nennt, erblickt in der Stellungnahme der »Bohemia« eine »journalistisch—politische Erpressung«, versucht, die Aktion der »Bohemia« als einen Racheakt des Theaterreferenten der »Bohemia«, Ludwig Winder, hinzustellen und behauptet, Herr Winder habe »einen hakenkreuzlerischen Reigen—Rummel in zweiter Auflage inspiriert«. Dieser läppischen Verleumdung gegenüber stellen wir fest, daß Herr Winder *der ganzen Angelegenheit fernsteht* und von Anfang an *der Leitung des Blattes erklärt* hat, er müsse es *im Hinblick auf eine frühere Polemik* die sich nach einem Vortrag Kraus' ergab, *ablehnen*, ein Urteil darüber, *ob das Stück aufgeführt werden solle oder nicht*, abzugeben. Als Herr Direktor Kramer gegen Schluß der Konferenz noch einmal auf die künstlerischen Qualitäten des Werkes zu sprechen kam, *wurde Herr Winder in seiner Eigenschaft als Theaterkritiker ins Zimmer gebeten* und er erklärte auch hier *abermals, er wolle davon absehen*, seine Meinung zu äußern; *zur Beurteilung des künstlerischen Wertes des Stückes müßten* die teils zustimmenden, teils ablehnenden *Urteile der Wienerer und der reichsdeutschen Presse genügen*; nach der Prager Aufführung *werde er gegebenenfalls über Stück und Aufführung in der »Bohemia« objektiv referieren, was ja selbstverständlich ist*. So weit der Tatbestand, den der »Sozialdemokrat« verdreht, um seine Verleumdungen anbringen zu können. Wir wollen den »Sozialdemokraten« und seine Auftraggeber ruhig schimpfen lassen: *wir haben einzig und allein das Interesse des Deutschen Theaters im Auge* und werden immer wieder dafür eintreten, daß im Theater *die Kunst gepflegt* und nicht Politik getrieben werde. Wir haben *nur eine journalistische Pflicht erfüllt, wenn wir uns bemüht haben*, von unseren deutschen Bühnen *ein Werk fernzuhalten, das Deutsche in ihren Gefühlen zu verletzen geeignet ist*. Die Herren vom »Sozialdemokraten« werden uns wohl gestatten, wenn wir ihnen, den Internationalen, ein maßgebendes Urteil, das nationale Empfinden betreffend, nicht zugestehen können. Was jene Herren in diesem Falle anstreben, ist nicht im Interesse der deutschen Kunst, und gerade ihre absprechende Kritik unseres Verhaltens muß uns in unserem Standpunkte nur bestärken. Schließlich haben wir noch zwei Falschmeldungen richtigzustellen, die sich in

ein anderes Prager Blatt eingeschlichen haben und die die Regierungs-
presse mit Wollust ausschrotet. Es ist nicht richtig, daß das
Stück abgesetzt worden wäre, weil der Autor zu »tschechen-
freundlich« ist. Von der Tschechenfreundlichkeit des Herrn Kraus
oder seines Stückes ist überhaupt nicht gesprochen worden.
Ebenso ist die Behauptung, der deutsche Theaterausschuß, der
sich aus Mitgliedern der deutschen politischen Parteien zusam-
mensetzt, habe gegen die Vorstellung Einspruch erhoben, völlig
unzutreffend. Solche Falschmeldungen können nur den Zweck
verfolgen, die Angelegenheit auf ein falsches Gebiet zu verschie-
ben.

Die ehrlichen Bemühungen der 'Bohemia', das Werk von der Prager
Bühne fernzuhalten, nunmehr ausgebaut und vertieft, nahmen ihren deutsch-
—fortschrittlichen Gang. Im Verlauf der Begebenheiten aber, in dem, wie Ne-
stroy sagt, alles klar wird, wird auch die Zurückhaltung, die jener Herr Win-
der »in seiner Eigenschaft als Theaterkritiker« bewährt hat, noch deutlicher
hervortreten.

'Prager Tagblatt' (27. Februar):

Wir erhalten folgende Zuschrift: Ich lese in Ihrem Blatte vom 25.
eine Notiz, in der es heißt: — — »sollte bekanntlich in dieser Wo-
che am Prager Deutschen Theater aufgeführt werden. In letzter
Stunde hat, wie wir erfahren, der deutsche Theaterausschuß, der
sich aus Mitgliedern der deutschen politischen Parteien zusam-
mensetzt, gegen die Veranstaltung Einspruch erhoben. Der Autor
der großen Kriegssatire 'Die letzten Tage der Menschheit' er-
scheint dem Ausschuß als zu — tschechenfreundlich. Im Namen
und im Auftrage des deutschen Theaterausschusses bitte ich Sie,
folgendes zur Kenntnis zu nehmen: Es ist unrichtig, daß der
deutschpolitische Theaterausschuß, irgend eines seiner Organe
oder irgend eines seiner Mitglieder gegen die Aufführung des
Stückes: »Die letzte Nacht« von K. K. Einspruch erhoben oder ir-
gendwie offiziell in dieser Richtung Einfluß genommen hat. Wahr
ist hingegen, daß der von der Theaterdirektion um seine Meinung
in dieser Angelegenheit befragte Vorsitzende des deutschen politi-
schen Theaterausschusses jede Äußerung mit dem Hinweis darauf
ablehnte, daß es weder ihm, noch dem politischen Theateraus-
schuß, zusteht, den Spielplan des Theaters zu beeinflussen. Bisher
hat der Ausschuß stets darauf geachtet, sich jeder Einwirkung auf
die künstlerische Leitung des Theaters und Zusammenstellung
des Spielplanes zu enthalten, da es seine Aufgabe ist, den Bestand
des Deutschen Theaters gegen alle Einflüsse politischer Natur zu
sichern. Abg. Prof. Dr. Bruno *Kafka*, Vorsitzender des deutschen
politischen Theaterausschusses in Prag. —

Indem wir diese Zuschrift veröffentlichen, glauben wir die Fest-
stellung, daß der Theaterausschuß nicht *offiziell* Einfluß genom-
men hat, aus ihr besonders hervorheben zu sollen. In der gestri-
gen Sitzung des deutschpolitischen Theaterausschusses, die oben-
stehende Zuschrift beschloß, wurde ein Antrag eingebracht, der
bestimmt, daß die politischen Parteien sich jeder Einflußnahme
auf das Repertoire zu enthalten haben. Dieser Antrag gelangt erst
heute zur Abstimmung, da gestern der Vertreter der Nationalso-
zialisten nicht anwesend war. Aus der Stellung des Antrages und

einer im Ausschuß gemachten Bemerkung des Vertreters des Theaters, daß, wenn der Antrag angenommen werde, die Aufführung des Kraus'schen Stückes *möglich wäre*, geht hervor, daß *bisher doch eine Einflußnahme der Politiker auf die Theaterführung erfolgte*.

(Anm. d. »Pr. Tagbl.«: Das Werk, um dessen Aufführungsmöglichkeit in Prag gekämpft wird, ist eines der ergreifendsten und künstlerisch stärksten unseres Zeitalters, das, wie immer man politisch zu Kraus' Dichtung steht, zweifellos durch seine Echtheit, durch seine Gestaltungskraft und Sprachgewalt Bewunderung abnötigt. Wer anderer Meinung ist, der mag diese nach der Aufführung äußern. *Drohungen von Theaterskandalen gegenüber kann man in Prag ohne Gefahr festbleiben*. Wenn man versuchen sollte, die Aufführung gewaltsam oder auf Umwegen zu hintertreiben, so werden sich Situationen entwickeln, die *für die Urheber einer solchen Einwirkung beschämend* und ein Fest für alle Gegner des Deutschtums im Lande sein werden.)

Die unterstreichende Bemerkung, daß der Theaterrausschuß »nicht offiziell« Einfluß genommen habe, wurde dahin berichtigt, daß ein Diktatfehler den Sachverhalt verstümmelt habe: der Theaterrausschuß habe »weder offiziell noch inoffiziell« Einfluß genommen. Diese nachdrückliche Betonung schien keinen Zweifel mehr übrig zu lassen, daß nunmehr der Aufführung kein Hindernis im Wege stehe.

'Sozialdemokrat' (28. Februar):

Von Herrn Ludwig Winder erhalten wir eine Zuschrift, die wir nachfolgend wiedergeben, wozu wir nur bemerken, daß die Angaben, soweit sie die Person des Herrn Winder betreffen, stimmen mögen, daß sich aber an der ganzen Angelegenheit, soweit sie grundsätzlich Bedeutung hat, was wir an anderer Stelle erörtern, dadurch nichts ändert. Die Zuschrift lautet:

Auf Grund des § 19 des Preßgesetzes ersuche ich um Richtigstellung folgender Behauptung, die in dem in Nr. 46 des »Sozialdemokrat« vom 25. Feber 1923 erschienenen Artikel »Karl Kraus—Jagd in Prag« enthalten war:

Es ist nicht richtig, daß der Autor eines von bester Milieuvertrautheit zeugenden Romanes »Die jüdische Orgel« einen hakenkreuzlerischen »Reigen«—Rummel in zweiter Auflage inspiriert habe, richtig ist vielmehr, daß ich keinen hakenkreuzlerischen »Reigen«—Rummel in zweiter Auflage inspiriert habe und der *Aktion der »Bohemia« gegen die Aufführung der »Letzten Nacht«* von K. K. im Deutschen Theater in Prag vollständig fernstehe. Es ist nicht richtig, daß ich mein Unterläufel »E. Wt.« zum Angriff vorschickte, als die Direktion des Prager Deutschen Theaters ankündigte, daß im März ein Ensemble—Gastspiel der »Neuen Wiener Bühne« »Die letzte Nacht« von K. K. vorführen solle, richtig ist vielmehr, daß ich kein Unterläufel habe, infolgedessen auch kein Unterläufel vorschicken konnte und daß infolgedessen alle weiteren Folgerungen, die Sie ziehen, ebenfalls unrichtig sind. Ludwig Winder.

Ebenda (Leitartikel, 28. Februar):

Die »Hüter« der Nation

Auch Ereignisse von lokaler Bedeutung haben bisweilen die Fähigkeit, Situationen blitzschnell zu erleuchten und die Schäden mancher Einrichtung wie in einem Brennglas zusammenzufassen. Solch ein Fall von symptomatischer Bedeutung ist das Kesseltreiben, welches die Prager »Bohemia« gegen die Aufführung der »Letzten Nacht« von K. K. eröffnet hat. Gewiß, ob diese Hohnbilder auf den Krieg, Presse, Geschäft und Nationalismus in Prag ein — oder zweimal dargestellt werden oder nicht, vermindert und vermehrt ihren Wert nicht im geringsten, sie werden vielmehr bleiben, was sie sind: eine mit elementarer Sprachgewalt aufgebaute Vision des Grauens vor »Kultur« und »Zivilisation«; der Spiegel einer »großen Zeit«, in welcher sich der Mensch zur reißenden Bestie zurückverwandelt hat; ein glühender Haßgesang gegen die »Führer« der Menschheit, die alles in Lüge, Phrase und entgeistigtes Klischee umgeschwindelt haben. Aber eben *weil* der künstlerische und sittliche Charakter des Werkes für jeden, der es kennt, so außer aller Frage steht, wird an ihm besonders deutlich, welchen Schaden hemmungslos angewandte Schlagworte wie das pathetische »Undeutsch« anrichten können, und wie die Presse, sofern sich in ihr nur genug pflichtvergessene Schreiber finden, imstande ist, alles zu zertrampeln: den Fortschritt, die Entwicklung und Verständigung, die Kunst und ein Gutteil echter, nicht journalistisch abgestempelter Kultur.

»Undeutsch« — der Spießler bekreuzigt sich — Nur um Gotteswillen in dieser Zeit nationaler Hochspannungen nicht »undeutsch« erscheinen! Wer etwas auf sich hält, muß teutsch, teutscher, am teutschesten sein! Fiele es irgend einem Presseemann ein, zu erklären, Goethes »Faust« oder Bismarcks »Gedanken und Erinnerungen« »verletzen heute unser nationales Empfinden«, so steht die Wette zehn gegen eins, daß sich Leute fänden, die in heißer Erregung Buchläden mit dem »Faust« und den »Gedanken und Erinnerungen« in der Auslage zu stürmen bereit wären. Daß einer von denen, die sich fortwährend in ihrem »deutschen Empfinden« verletzt fühlen, auch darüber nachdachte, worin eigentlich dieses angeblich gar so empfindliche Deutschtum besteht, ereignet sich überhaupt nicht, die betont »nationalen« Parteien haben vielmehr das Wissen ums wahrhaft »Nationale« zerstört und das Heilschreien an dessen Stelle gesetzt. Aus der Unfähigkeit der deutschen Kämpen, ihr Volkstum zu erfassen, ergibt sich ihr sorgsames Bemühen, jede kritische Auseinandersetzung mit dem »Volksfremden« oder »Gegnerischen« zu vermeiden: was ihnen persönlich oder parteipolitisch peinlich ist, schieben sie hochmütig zur Seite und versehen es zur Warnung ihrer Anhänger mit der Maske »Volksgift«, und je unsicherer sich jemand in der Rolle des »Nationalen« fühlt, desto unduldsamer und gewaltsamer wird er in den Formen seiner Abwehr.

In diesem Zweifel an sich selber hat die empörende Entgleisung der »Bohemia« ihren Ursprung, deshalb verlor sie Maß und Ziel. Daß sie sich durch ihr literarisches Urteil über Karl Kraus unsterblich bloßstellte, hat sie mit sich selbst auszumachen. Aber die Allgemeinheit geht es an, wenn die Denunziation jedes ehrlich ge-

wollten, sei es auch blutig satirischen Kunstwerks als »undeutsch« genügen soll, um ihm die Bühnen zu verschließen, wenn sich ein tollwütig gewordener Nationalismus anmaßt, um das gesamte deutsche Sprachgebiet eine chinesische Mauer zu errichten, die nur für das *ihm* Genehme durchlässig sein soll, und vor allem, wenn es der Terror versucht, in das Gebiet künstlerischer und wissenschaftlicher Betätigung seinen Einzug zu halten. Die »Bohemia« bemüht sich jetzt ein Alibi zu schaffen und ihren gläubigen Lesern ein X für ein U vorzumachen. Vergebliche Liebesmüh! Wer Ohren hat, zu hören, vernimmt zwischen den Zeilen die versteckten Drohungen gegen eine eventuelle Aufführung der »Letzten Nacht« und wer die Verhältnisse hierzulande kennt, weiß, daß ein leiser Wink »undeutsch« genügt, um die liebe akademische Jugend mobil zu machen. Die »Bohemia« hat, als sie gegen die Aufführung zu schreiben begann, »gewinkt«, *ihre Redakteure haben in den mündlichen Auseinandersetzungen mit dem Direktor deutlich zu verstehen gegeben, daß sie nicht aufhören werden zu winken*, und wenn sie zu vorsichtig gewesen sind, deutlich zu *sagen*, was sie wollen, so ändert das nichts an ihren Absichten und nichts am Grade der von ihnen gewollten Wirkung. Perfidie war noch nie eine Entschuldigung, auch dann nicht, wenn sie durch die Frivolität des Vorganges noch beträchtlich übertroffen wird.

Denn die Frivolität ist in diesem Falle wahrhaft grenzenlos. Man bedenke, *wie* gefährdet hier Bestand und Entwicklung der deutschen Bühne sind, wie nur eine sachlich treu fördernde, politisch neutrale Haltung aller deutschen Parteien das Prager Theater zu sichern vermag. Es zum Streitobjekt unter den Deutschen selbst zu machen, mit dem Gedanken von Skandalen und politischen Demonstrationen auch nur zu spielen, heißt, am Prager Deutschen Theater Totengräberdienste besorgen, und gerade dieses traurige Amt hat die »deutsche« »Bohemia« übernommen. Wer für die Öffentlichkeit schreibt, hat die verdamnte Pflicht und Schuldigkeit, die Wirkung seiner Worte auf die Öffentlichkeit rechtzeitig zu überlegen, und er begeht ein Verbrechen, wenn er sich vom Machtgefühl eines Presseherrn dazu hinreißen läßt, auf Kosten und unter Gefährdung eines Kulturgutes seinen Willen gewalttätig durchzusetzen — auch wenn es nur die Gewalt zweideutig drohender Worte und nicht leibhaftiger Gummiknüttel ist. Eine Vorzensur, welche die längst reifgewordene Welt wie ein unmündiges Kind behandeln will, ist überall, der Zeitung wie der Bühne gegenüber, etwas Unleidliches, wir wollen uns nicht unser Recht nehmen lassen, selbst zu sehen und zu urteilen, und am allerwenigsten von jedem unverantwortlichen Zeitungsschreiber.

Und das ist das letzte Symptomatische des Falles: daß es auf dem von der »Bohemia« eingeschlagenen Weg einem Häuflein Individuen, einer verschwindend winzigen Partei möglich werden könnte, wann immer sie will und gegen alles Mögliche durch Drohungen ihr Veto einzulegen und es durchzusetzen. Es ist die Methode des Faschismus, die man da in aller Naivität auf das Kulturgebiet überträgt, ist ein Auswuchs jener verbissenen Unduldsamkeit, die aller wahren Bildung ins Antlitz schlägt, und um das Unheil nicht weiter fressen zu lassen, treten wir ihm gleich in den Anfängen

mit aller Deutlichkeit entgegen. Hände weg von Kunst und Wissenschaft! Das müssen sich die Herren, die sie zu vergewaltigen suchen, ein für allemal gesagt sein lassen.

Inzwischen war einer der Veranstalter des Gastspieles von Brünn nach Prag gereist, um entweder, im Vertrauen auf die Haltung des Theaterausschusses, die Aufführung zu ermöglichen, oder, in Würdigung der Situation des Direktors, die Ersatzansprüche der Schauspieler geltend zu machen.

'Sozialdemokrat, (1. März):

*Im Zeichen des Terrors.
Der Prager politische Theaterausschuß weicht
vor der Radaudrohung zurück.*

Der journalistische Revolverschuß der »Bohemia« hat genügt, damit sich alle deutsch—bürgerlichen Parteien, die beeideten Hüter der Kultur und der geistigen Freiheit, ins Mauselloch verkriechen. Der frechen Vergewaltigung der öffentlichen Meinung gegenüber wagen sie nicht einmal piep zu sagen, ja, sie machen mit echt bourgeoiser Wortrabulistik den Einschüchterern die Mauer und helfen ihnen, die Aufführung eines Kunstwerkes, wie es »Die letzte Nacht« von K. K. auch in den Augen des sachlichen Gegners ist, von der Prager Bühne fernzuhalten. Und das kam so :

Auf Betreiben unserer Parteivertreter im deutschen politischen Theaterausschuß trat dieser Montag abends zusammen und die vertretenen Parteien, das heißt, alle außer der deutschnationalen, einigten sich auf einen Protest, der in folgenden Sätzen gipfelte: »Der deutsche Theaterausschuß verurteilt auf das entschiedenste jeden Versuch, durch Gewalt oder Gewaltandrohung in unberechtigter Weise auf die Gestaltung des Spielplanes des deutschen Theaters einzuwirken. Alle in ihm vertretenen Parteien, werden sich *mit ihrer ganzen moralischen Kraft* gegen jeden derartigen Versuch einer gewaltsamen Störung des Theaterbetriebes zur Wehr setzen.« Wie es um die angebliche »Korrektheit« der »Bohemia«—Redakteure ausgesehen hat, geht aus dem *Bericht Direktor Kramers* in dieser Sitzung hervor, *der Artikelverfasser Weinert habe ihm persönlich erklärt, »man werde die Gelegenheit beim Schopfe erfassen«*, er »rate ihm von der Aufführung *dringend ab*« — und das beileibe nicht aus literarischen Gründen — ; und aus dem Gesamteindruck des Direktors, daß er »*die Vorstellung bedroht fühlte*«. Zwar fand der Abgeordnete, Freiheitsmann und Rechtsgelehrte Dr. Kafka die in solchen Formen durchgeführte Bearbeitung des Theaterleiters »*harmlos*«, in Wahrheit aber *sah* der teutsche Held *Weinert* die Wirkung seiner vorsichtig gewählten Worte, er *arbeitete trotzdem weiter planmäßig auf die Einschüchterung* und *hat*, so durch vorgegaukelte Bilder der Gewalt *Herrn Kramer terrorisiert*.

In der Dienstagsitzung des Theaterausschusses, welche die Zustimmung der Deutschnationalen zu dem Proteste bringen sollte, sagten deren Vertreter Senator Professor Naegle und Schulininspektor Jüthner rundweg nein — und jeder Widerspruch *einer* vertretenen Partei genügt, um einen Beschluß unmöglich zu machen. Die Begründung ist wert, verewigt zu werden: »*Wir wollen uns des letzten Mittels nicht begeben*« — nicht begeben just im Prager

deutschen Theater, das durch einen Gummiknüttelskandal moralisch vernichtet werden kann. Die Gewaltideologie ist heute der Urdeutschen hehrstes Gut, auch den Bühnendarbietungen gegenüber soll nicht mehr das lebendige Urteil des Publikums, sondern die Faust das letzte Wort haben! Nun *wissen* wir es wenigstens klar und deutlich, ein privilegierter Verkünder des Christentums bekennt sich zu dem Evangelium der Gewalt ¹.

Auch der letzte Vorschlag unseres Genossen: »Der Theaterausschuß *wird* der Direktion bei der Aufführung der »Letzten Nacht« freie Hand lassen«, wurde abgelehnt und nur mit der alles verwischenden, den Theaterausschuß selbst deckenden Änderung angenommen: »*hat* freie Hand gelassen«. Damit hatten die Herren ihr Alibi dem »Prager Tagblatt« und der »Prager Presse« gegenüber, die irrtümlich schon im Anbeginn den politischen Theaterausschuß als den eigentlich schuldigen Teil bezeichnet hatte. *Damals* war er noch unbemakelt. Aber *jetzt* hat er »mit rückwirkender Kraft« der »Prager Presse« *recht gegeben*, denn keine einzige deutschbürgerliche Partei hat es gewagt, den journalistischen Buschrittern in den Arm zu fallen und zu erklären, daß derartige Überfälle das Theater, ein Kulturgut, mit dem sie sonst nie genug Aufhebens machen können, an der Wurzel treffen. Man jonglierte mit Worten, verschanzte sich hinter tausend Wenn und Aber und bot der Theaterdirektion nicht die Möglichkeit, ja nicht einmal die Spur einer Sicherheit, die sie zur Aufführung der »Letzten Nacht« hätte ermutigen können. Unter allerlei schönen Verwahrungen ließen die Parteien, die es hätten schützen sollen, das Theater im Stich!

Direktor Kramer, der durch die geschilderten Vorgänge womöglich noch mehr entmutigt werden mußte, hat Mittwoch gegen ein Strafgeld von 12.000 Kronen auf die Aufführung verzichtet. Zeugt das auch nicht von Bekennermut, so doch von — Geschäftssinn. Aber ein Zuviel dieses lieblichen Sinnes hat er entwickelt, wenn er sich ausbedang, daß das Wiener Ensemble ihm diese 12.000 Kronen zurückgeben müsse, sobald es die »Letzte Nacht« in Prag auf einer anderen Bühne darstelle. Dadurch hat er tatsächlich eine Aufführung, die wir im Namen des »Vereines deutscher Arbeiter« ermöglichen wollten, beinahe unmöglich gemacht, nun ihm der Gewinn nicht winkt, gibt er das Stück mit einem jedes kunstverantwortlichen Mannes einfach unwürdigen Gleichmut preis. Geschäft, Geschäft ist bei den Bürgerlichen alles! Parteigeschäft in der Politik, Geldgeschäft in der Kunst, die schönen Worte und Ideen sind nur äußerer Bewurf. Wo man daran kratzt, tritt nackt und bloß die Schäbigkeit des Gewinnjägers zutage.

'Prager Tagblatt' (2. März):

Der Streit um die »Letzte Nacht«

1 So waren die Pfaffen, so sind sie und so werden sie immer sein. Die evangelische Kirche fordert nun (Juni 2016) Islamunterricht an allen Schulen, in Hamburg gestalten ein Pfarrer und ein Imam gemeinsam eine Trauerfeier für einen toten IS-Terroristen und »**setzen damit ein Zeichen**« für oder gegen irgendwas, der von der reichen Stadt Leipzig mit 1 Million unterstützte Katholikentag duldet keine Parteimitglieder der AfD in seinen Veranstaltungen, singt aber pausenlos das Loblied des friedlichen (faschistischen) Islams — Halleluja!

Die Frage, ob die »Letzte Nacht« derzeit im Prager Deutschen Theater aufgeführt wird, ist vorläufig erledigt. Das Stück wird *nicht gespielt* werden. Man erfährt aus dem »Sozialdemokrat«, daß Direktor Kramer gegen ein Strafgeld von 12.000 Kronen auf die Aufführung verzichtet habe. Dieselbe Zeitung berichtet über die beiden Sitzungen des Theaterausschusses, deren Verlauf die Theaterleitung zu diesem Entschluß veranlaßt hat. In einer Berichtigung, die der Vorsitzende des Theaterausschusses, Abg. Prof. Dr. Bruno *Kafka*, daraufhin dem »Sozialdemokrat« übermittelt hat und die er auch uns zum Abdruck zur Verfügung stellt, konstatiert Prof. Kafka, der Vertreter der Sozialdemokraten im Theaterausschuß, Herr Deutsch, habe beantragt, es solle ausdrücklich ausgesprochen werden, der Ausschuß lasse der Direktion bei der Aufführung der »Letzten Nacht« *freie Hand*. »Diesem Antrage« — so heißt es in der Berichtigung — »wurde von dem Vorsitzenden in seiner Eigenschaft als Vertreter der Deutschdemokratischen Freiheitspartei zugestimmt. Ebenso erklärte sich der Vertreter der Deutschen christlichsozialen Volkspartei nicht dagegen. Die Vertreter der Deutschen Nationalpartei und der Deutschen nationalsozialistischen Arbeitspartei erklärten, diesem Antrage nicht zustimmen zu können, da der in ihm ausgedrückte Gedanke bereits in dem aufklärenden Schreiben an die Redaktion des »Prager Tagblatt« enthalten sei, seine besondere Formulierung aber den Eindruck erwecken könne, *als wolle* der Prager Theaterausschuß dem Theater die Aufführung des Stückes von K. K. direkt nahelegen. Da Beschlüsse im Theaterausschuß nur einstimmig gefaßt werden können, konnte der sozialdemokratische Antrag nicht zum Beschluß erhoben werden. *Ein Zweifel darüber aber, daß der Theaterausschuß nach wie vor der Theaterdirektion vollkommen freie Hand* für die Aufführung des Stückes von K. K. *lasse, konnte trotz der Ablehnung des sozialdemokratischen Antrages nicht entstehen, da die ganze Debatte und die Beschlußfassung über den Brief an das »Prager Tagblatt« unzweideutig ergab, daß alle Mitglieder des Theaterausschusses jede Einmischung des Ausschusses in die Gestaltung des Spielplanes ablehnten.*«

Dies ist also der Sachverhalt, der sich aus Berichten und Gegenberichten ergibt. *Die beschämende Tatsache, daß das Stück trotzdem abgesetzt werden mußte, bleibt daneben bestehen. Woher der Druck kam, der die Direktion zu diesem Entschluß zwang, bleibt unaufgeklärt.*

Es wäre Sache der Staatsanwaltschaft gewesen, es aufzuklären. »Im Verlauf der Begebenheiten« aber wird es klar werden, daß eine Erpressung den Bedrohten sogar bis zu dem Punkt einschüchtern kann, daß er aufhört, Tatzeuge zu sein. Zunächst setzte die 'Bohemia' ihr Verfahren gegen den Theaterdirektor fort, indem sie durch Berichte über den sensationellen Brünner Mißerfolg deutlich zu machen suchte, wie wenig er verloren und wie recht die 'Bohemia' gehabt habe, ihm die Sache auszureden. Die Enttäuschung der Brünner Kritik nahm auf dem Wege der Übermittlung bereits diese Form an:

»Die letzte Nacht« von Karl Kraus, die vorgestern Abend vor mäÙig besuchtem Haus im Brünner Stadttheater aufgeführt wurde, ist, wie uns gemeldet wird, *gänzlich abgefallen*. Die Inszenierung war *durchaus kitschig* und *am allermeisten enttäuschte* Karl

Kraus selbst als »Herr der Hyänen«. *Immerhin fand er es für notwendig*, für den nicht allzustürmischen Beifall *einige Male* vor die Rampe zu kommen.

Die Wiener Hörer, die heute noch nicht ihre Entrüstung über meine rhetorische Unzulänglichkeit bemeistern können, haben es leicht, sich das auszumalen: wie ich mich förmlich vordrängte, um den noch weit strengeren Brünnern so oft zu danken, als sie mich riefen. Aber da hier dem schuftigen Willen, im Besitz von Druckerschwärze nach Herzenslust zu fälschen — man beachte nur, wie das Brünner kritische Material zugerichtet wird —, immerhin doch eine Grenze gesetzt ist, wo die heimliche Bosheit an der offenbaren Dummheit strandet, so lugt die 'Bohemia' nach Sukkurs aus. Sie strauchelt, indem sie den Brünner Artikel in dem verunglimpfenden Teil nachdruckt, aus dem ihre Leser mühelos erfahren, wie die Fälschung zustande gekommen ist und wie unter journalistischen Fingern aus dem Sachbestand einer ungerechten Meinung eine Infamie wird. Da nun Herr Jensen als Leiter des Gastspiels die berichtigende Erklärung schickt, daß weder der Besuch noch der Beifall mäßig war, zitiert sie einen »viel interessanteren Zeugen« als das Brünner bürgerliche Blatt, nämlich das Brünner sozialdemokratische Blatt. Tatsächlich hob dessen Kritiker, neben der ausdrücklichen Feststellung, daß »der Saal voll war«, die »gähnende Leere der Logen« in einem Ton hervor, als ob das Desinteressement der Hyänen ein Beweis gegen die »Letzte Nacht« wäre, und er machte, neben der ausdrücklichen Feststellung des »starken Beifalls«, als einen künstlerischen Defekt den Umstand geltend, daß die Schauspieler die Silbe »—ig« wie »—ig« aussprachen, »anstatt daß es«, nach Ansicht des Herrn, der gleichfalls Professor ist, »richtig —ich gesprochen wurde«. Die 'Bohemia' konnte sich gar nicht genug tun, sich in den ihr von sozialdemokratischer Seite überlassenen leeren Logen breitzumachen, und gewiß hätte sich ein Sozialist nicht träumen lassen, von ihr als interessanter Zeuge »ins Treffen geführt« zu werden, in ein Treffen, wo der eine Teil einen Revolver und der andere nur eine Theaterdirektion hat. Das Argument, das ihr so unerwartet zukam, diente ihr — denn sie mußte die Brünner Aufführungen als vollwertigen Ersatz für die Prager betrachten — auch als Unterlage zu der folgenden endgültigen Wahrheit:

Festgestellt muß werden, daß die Besucher der verschiedensten Parteirichtungen und Weltanschauungen das Stück nach der Aufführung als abstoßend bezeichneten. Zahlreiche Besucher benützten die erste Gelegenheit vor Schluß der Aufführung, um sich durch Flucht wenigstens den Rest des Abends zu retten.

Nur daraus, daß sich eine solche Gelegenheit bei der ununterbrochenen Szenenfolge nicht ergab und man ja selbst in Brunn um zwölf Uhr nicht weiß, was man mit dem angebrochenen Abend anfangen soll, ist es zu erklären, daß so viele Leute bis zum Schluß ausharrten und der sozialdemokratische Berichterstatter bloß die Leere der Logen bemerken konnte. Aber die 'Bohemia' ermüdete nicht, die Affäre bis zur vollständigen Erschöpfung des Theaterdirektors, der schon ohne rechten Todesmut in den Kampf gezogen war, fortzusetzen. Kein Tag, an dem sie nicht etwas veröffentlicht hätte, um der Sache eine neue Gemeinheit abzugewinnen und die dem Theater abgepreßte Sensation der Zeitung zu erhalten. Zwischendurch wurde des öfteren die völlige Neutralität ihres Herrn Winder erklärt, der unter dem Titel »Eine Verleumdung der 'Arbeiter—Zeitung'« — nebst einer Wiederholung des spannenden Berichtes, wie er »in seiner Eigenschaft als Theaterkritiker« ins Zimmer gebeten wurde, um seine Objektivität darzutun sowie auch für den unwahrscheinli-

chen Fall einer Aufführung zu versprechen («was ja selbstverständlich ist») — noch das Folgende bezeugen konnte:

2. Am 28. Feber veröffentlichte ich im Prager »Sozialdemokrat« eine §—19—Berichtigung, *aus welcher unzweifelhaft hervorgeht*, daß ich der Aktion der »Bohemia« gegen die Aufführung der »Letzten Nacht« vollständig fernstehe. Dieser Berichtigung war zu entnehmen, daß die Behauptungen im »Sozialdemokrat« *bezüglich meine angebliche* Beteiligung an der Affäre jeder tatsächlichen Grundlage entbehren. Der »Sozialdemokrat« fügte meiner Berichtigung die redaktionelle Bemerkung hinzu, »daß die Angaben, soweit sie die Person des Herrn Windet betreffen, stimmen mögen«.

3. Chefredakteur—Stellvertreter Ernst Weinert hat *kein Hehl daraus gemacht*, daß er der Verfasser der gegen die Aufführung der »Letzten Nacht« gerichteten Notiz ist, die zu der vielbesprochenen Auseinandersetzung zwischen ihm und Direktor Kramer Veranlassung gab. In dieser Unterredung führte er die Gründe an, die die »Bohemia« zu ihrer Stellungnahme veranlaßten; sie sind in der »Bohemia« und in den Sitzungen des Theaterausschusses präzisiert worden. Als *die Leitung* der »Bohemia« *mir von dieser Stellungnahme Mitteilung machte*, erklärte ich ausdrücklich, *ich könne mich mit Rücksicht auf eine frühere Polemik mit Karl Kraus in diesem speziellen Fall nicht in die Affäre einmengen*. Der Prager Bericht der »Arbeiter—Zeitung« versucht den Eindruck zu erwecken, ich sei der Redakteur gewesen, der mit den Vertretern des Theaters unterhandelt hat. Ich stelle diese Perfidie fest.

4. In dem Bericht der »Arbeiter—Zeitung« heißt es, Karl Kraus habe »mein Treiben einmal enthüllt«. Mein Treiben bestand darin, daß ich Karl Kraus in der »Bohemia« im Jahre 1921 einen genialen Essayisten und einen *miserablen* Lyriker genannt habe. Karl Kraus enthüllte daraufhin in der Fackel, es sei nicht möglich, daß ein objektiver Beurteiler Kraus' Lyrik miserabel finde; ich müsse »der Bedienstete der Journalrache der Bohemia« sein. Mit ebensoviel Recht behaupten heute *die Schlieferln um Karl Kraus*, die »Bohemia« sei heute die Bedienstete *meiner* Rachelust — die nur in ihrer Phantasie existiert.

Ludwig Winder.

Bezüglich seine Objektivität bezüglich meine Lyrik wollen wir uns später auf meine bezüglich seine beziehen. Diese Klärung wird leichter möglich sein als die eines Sachverhalts, welcher in der folgenden Darstellung der Vorfälle im Theaterausschuß den vollen Reiz des Chaos bewahrt und ein Vexierbild ergibt, das durch jeden Versuch der Lösung komplizierter wird. Die Frage, wo, wenn drei solche Kraftquellen moralischer Schwäche wie Presse, Politik und Theater zusammenfließen, der Schuldige ist, dürfte noch am ehesten durch einen konzentrierten Blick auf das Druckpapier, auf dem die Lösung versucht wird, zu beantworten sein. Im Verlauf der Begebenheiten wird alles unklar und klar tritt nur das energische Bestreben der Zeitung hervor, die Spur ihrer Initiative zu verwischen. Groteskeres als die folgende Klarstellung, die in der 'Bohemia' am 2. März erschien und durch die folgerichtige Durchführung bis zur totalen Wirrnis berechtigtes Aufsehen erregt hat, dürfte vorher kaum noch unternommen worden sein. Ein Spezialreiz besteht in dem unvermittelten Hervortreten eines »ich«, das von dem Strom der Überzeugungs-

kraft ans Ufer verschlagen wurde und nun in seiner rührenden Vereinzelung auf die Gestalt des Inspirators hindeutet:

»Die letzte Nacht.«

Unwahre Behauptungen des »Sozialdemokraten«.

Der gestrige »Sozialdemokrat« hatte über die Sitzung des Deutschen politischen Theaterausschusses, in der die Frage der Aufführung von »Die letzte Nacht« behandelt wurde, einen einseitigen, die Tatsachen völlig entstellenden Bericht gebracht, in dem er, seiner bisherigen Gepflogenheit entsprechend, sich in ebenso gehässigen wie persönlichen Ausdrücken über einzelne unserer Redaktionsmitglieder, aber auch über den Vorsitzenden des Theaterausschusses Abg. Prof. Dr. *Kafka*, erging. Eine *Berichtigung* seitens des Abg. Prof. Dr. *Kafka* hat das Blatt mit der Begründung, daß sie den Erfordernissen des § 19 des Preßgesetzes widerspreche, *abgelehnt, zweifellos, weil es sich darauf verließ*, daß ein deutscher Abgeordneter nicht ein tschechisches Gericht gegen ein deutsches Blatt mobilisieren werde.

Zur Aufklärung unserer deutschen Öffentlichkeit sehen wir uns deshalb veranlaßt, teils auf Grund des in der Berichtigung des Abg. Prof. Dr. *Kafka* enthaltenen Tatsachenmaterials, teils *auf Grund unserer persönlichen Kenntnisse* in dieser Angelegenheit der falschen Darstellung des »Sozialdemokraten« den nachfolgenden *richtigen Sachverhalt* entgegenzustellen:

In dieser Angelegenheit sind weder der Prager deutsche politische Theaterausschuß, noch die deutschbürgerlichen Parteien, wie dies der »Sozialdemokrat« seinen Lesern so gerne einreden möchte, »ins Mauselloch gekrochen«, noch haben sie irgendwelchen »Einschüchterern die Mauer machen wollen«, das Stück »Die letzte Nacht« von K. K. von der Prager Bühne ganz fernzuhalten. Vielmehr haben sämtliche im Prager politischen Theaterausschuß vertretenen Parteien *ohne jede Berücksichtigung* irgend einer, von welcher Seite immer kommenden Drohung, *einstimmig erklärt*, daß nach der seit jeher peinlich gewährten Zuständigkeit des Prager deutschen politischen Theaterausschusses diesem kein Recht zustehe, irgend einen Einfluß auf die Gestaltung des Spielplanes, weder im positiven noch im negativen Sinne zu nehmen und daß dieser Grundsatz auch für das Stück von K. K. zu gelten hat. Die Angelegenheit ist in der Sitzung des Prager Theaterausschusses vom 26. Feber behandelt worden. In dieser Sitzung berichtete der Vertreter der Sozialdemokraten, Herr *Deutsch*, über eine *Aussprache* der Direktionsmitglieder des Deutschen Theaters *mit unserem Redaktionskollegen Ernst Weinert* und behauptete, daß hierbei Redakteur Weinert mit der gewaltsamen Störung der Aufführung des genannten Stückes und sogar mit der Demolierung des Neuen deutschen Theaters gedroht habe. *Herr Direktor Kramer berichtigte* diese Behauptung *sofort* dahin, daß Herr Ernst Weinert *niemals* mit einer solchen Demolierung gedroht habe, und gab hierauf selbst eine Darstellung seiner Aussprache mit Herrn Redakteur Weinert, *daß nach seinem Eindruck Herr Redakteur Weinert mit der Störung des Theaterbetriebes gedroht und insbesondere die Worte »wir werden die Gelegenheit beim Schopfe fassen«* gebraucht habe.

Hier scheint die endgültige Formulierung des verzwickten Falles gefunden zu sein. Herr Direktor Kramer erklärte, daß Herr Weinert niemals gedroht habe, und gab hierauf die Erklärung ab, daß Herr Weinert gedroht habe. Nun bedarf es nur noch, um Herrn Direktor Kramer die Erklärung zu ermöglichen, daß Herr Weinert niemals gedroht habe, einer entsprechenden Erklärung, die denn auch den Erklärungen auf dem Fuße folgt:

Daraufhin meldete sich aber sofort der andere Direktor des Theaters, Herr Louis Weinert,

ja was wär denn nacher das? Sollte sich die deutsche Nation in der Tschechoslowakei freuen können, daß sie zwei solche Kerle hat? Jedenfalls ist Vorsicht am Platz: man bittet, die Weinert nicht zu verwechseln, da die Möglichkeit besteht, daß sie zwar identisch, aber nicht verwandt sind —

der der Aussprache in der Redaktion der »Bohemia« von Anfang bis Ende beigewohnt hat, zum Wort und erklärte, daß nach seiner Überzeugung Herr Redakteur Weinert keineswegs mit Störung gedroht,

die Bezeugung eines Sachverhalts scheint bei den Deutschen Prags ein Gegenstand der Überzeugung zu sein —

vielmehr nur im Hinblicke auf gewisse Angriffe gegen das deutsche Theater in der Provinzpresse auf die Möglichkeit von Störungen von anderer Seite aufmerksam gemacht und die Ansicht ausgesprochen habe, man müsse derartige Störungen vor allem auf Prager Boden zu vermeiden trachten. Auch der Vorsitzende des Theaterausschusses, Prof. Dr. Kafka, der hierauf das Wort ergriff, erklärte, er könne mit Rücksicht auf die ihm bekannte Persönlichkeit des Herrn Redakteurs Weinert nicht annehmen,

hier tritt mit der Rücksicht die Überzeugung in ihre Rechte —

daß dieser irgend eine Drohung der erwähnten Art ausgesprochen habe. Er werde sich sofort über den Verlauf der Aussprache erkundigen, wolle aber gleich feststellen, daß für den Fall, als tatsächlich irgend eine Drohung direkter oder indirekter Art ausgesprochen worden sei, ein derartiges Vorgehen von ihm auf das schärfste verurteilt werden müßte und daß er die geeigneten Schritte zu unternehmen wissen werde, um seiner Auffassung Geltung zu verschaffen.

Tatsächlich setzte sich Prof. Dr. Kafka unmittelbar nach der Sitzung mit unserem Redaktionskollegen Weinert in Verbindung und ersuchte um einen genauen Bericht über den Verlauf der Aussprache mit den Mitgliedern der Direktion des deutschen Theaters. Schon das telephonische Gespräch ergab die vollkommene Unrichtigkeit der von Herrn Direktor Kramer und noch mehr von Herrn Deutsch aufgestellten Behauptungen.

Die jener doch schon selbst sofort berichtigt hatte.

Am nächsten Tage übermittelte Herr Redakteur Weinert dem Vorsitzenden des Theaterausschusses einen genauen schriftlichen Bericht über die Aussprache mit Herrn Direktor Kramer, der

nämlich der Bericht —

die erwähnten Behauptungen als vollkommen hinfällig erklärte und durchaus mit den Angaben des Herrn Direktors Weinert übereinstimmte. Diese schriftliche Darstellung, die auch von Herrn Redakteur Winder für die Zeit, in der dieser an der Aussprache in seiner Eigenschaft als Theaterkritiker teilgenommen hatte,

selbstverständlich nur in dieser, man bittet die Kompetenzen streng auseinanderzuhalten, damit kein Durcheinander entsteht —

als vollkommen wahrheitsgetreu bestätigt wurde, wurde in der Sitzung des Theaterausschusses vom 27. Feber zur Verlesung gebracht.

In dieser Sitzung stellte Herr Deutsch den Antrag, es solle ausdrücklich ausgesprochen werden, der Theaterausschuß lasse der Direktion bei der Aufführung des Stückes »Letzte Nacht« *freie Hand*. Diesem Antrag wurde von dem Vorsitzenden in seiner Eigenschaft als Vertreter der Deutschdemokratischen Freiheitspartei *zugestimmt*. Ebenso erklärte sich der Vertreter der deutschen christlich—sozialen Volkspartei *nicht dagegen*. Die Vertreter der Deutschen Nationalpartei und der Deutschen national—sozialistischen Arbeiterpartei erklärten, diesem Antrage *nicht zustimmen zu können*, da der in ihm ausgedrückte Gedanke *bereits* in dem aufklärenden Schreiben an die Redaktion des »Prager Tagblatt« *enthalten sei*, seine besondere Formulierung aber *den Eindruck erwecken könne*, als wolle der Prager Theaterausschuß dem Theater die Aufführung des Stückes von K. K. *direkt nahelegen*. Da Beschlüsse Im Theaterausschuß nur einstimmig gefaßt werden können, konnte der sozialdemokratische Antrag nicht zum Beschlusse erhoben werden.

Ein Zweifel darüber aber, daß der Theaterausschuß *nach wie vor* der Theaterdirektion *vollkommen freie Hand* für die Aufführung des Stückes von K. K. lasse, konnte trotz der Ablehnung des sozialdemokratischen Antrages *nicht entstehen*, da die ganze Debatte und die Beschlußfassung über den Brief an das »Prager Tagblatt« *unzweideutig*

das ist hier das rechte Wort —

ergab, daß alle Mitglieder des Theaterausschusses jede Einmischung des Ausschusses in die Gestaltung des Spielplanes auch im vorliegenden Falle ablehnten. Wie wenig es richtig ist, daß die Fassung des Briefes an das »Prager Tagblatt« »alles verwischte«, oder »mit rückwirkender Kraft der 'Prager Presse' recht gab«, oder mit Worten jonglierte, ergibt sich daraus, daß der der sozialdemokratischen Partei angehörige Senator Prof. Dr. *Wiechowski* Herrn Deutsch gegenüber erklärte, er sehe das, was Herr Deutsch durch seinen Antrag bezwecke, auch schon in dem Briefe an das »Prager Tagblatt« und besonders in jenem Zusatz zu diesem Briefe, den ich, um den Standpunkt des Ausschusses noch klarer zu lassen hinzugefügt hatte, enthalten.

Hier steht dieses einsame Ich, es kann nicht anders. Man hat es stehen lassen wie die Schildwache im russischen Hofgarten, die einst ein Schneeglöckchen bewachen mußte. (Erst von der Revolution ward sie befreit.)

Der Vorsitzende Prof. Dr. *Kafka* hat übrigens sowohl in dieser Sitzung, als auch nach der Sitzung in Anwesenheit der Vertreter der sozialdemokratischen Arbeiterpartei *in seiner Eigenschaft* als Vorsitzender des Theaterausschusses

es hat eben jeder die seine, und alle zusammen lassen dann der Direktion freie Hand —

dem Direktor Weinert gegenüber die ausdrückliche Erklärung abgegeben, daß der Theaterausschuß *im Hinblick* auf seine Zuständigkeitsgrenzen *keinen Einfluß* auf die Aufführung oder Absage

des Stückes von K. K. zu nehmen wünsche und daß daher die Theaterdirektion *nach wie vor freie Hand* habe. Als Herr Deutsch *im Hinblicke* auf die Ablehnung des oberwähnten Antrages des Prof. Dr. Kafka diese Erklärung

herstellt! rechts schaut: im Hinblick auf die Ablehnung des oberwähnten Antrages diese Erklärung des Prof. Dr. Kafka

als wenig wertvoll bezeichnete, bemerkte der andere Vertreter der deutschen sozialdemokratischen Partei, Senator Prof. Wiechowski, daß dies nicht der Fall, sondern daß dieser Erklärung, weil sie von Prof. Dr. Kafka *in seiner Eigenschaft* als Vorsitzender des Theaterrausschusses abgegeben worden sei, *maßgebende Bedeutung* zukomme. Prof. Dr. Kafka fragte hierauf den *Direktor Weinert*, ob er *zur Kenntnis nehme*, daß die Theaterdirektion *vollkommen freie Hand* habe. Darauf *erwiderte* Direktor Weinert ausdrücklich, *daß dies selbstverständlich die allein mögliche Auffassung* sei. Dem »Sozialdemokraten« waren diese Tatsachen ebenso bekannt wie uns. Aber er wollte sich scheinbar die Gelegenheit nicht entgehen lassen, den falschen Eindruck, den die irrigen Nachrichten anderer Prager Blätter in dieser Angelegenheit zu erwecken imstande waren, auszunützen, um auf Kosten der Wahrheit gegen die deutschbürgerliche Öffentlichkeit und die deutschbürgerlichen Parteien wieder einmal sein beliebtes *grobes Geschütz* auffahren zu lassen. Wie man sieht, ist aber wieder nur ein Hornberger Schießen daraus geworden.

Das stimmt auffallend. Herr Direktor Kramer hatte die vollkommen freie Hand den Schauspielern der Neuen Wiener Bühne zwölftausend Kronen zu bezahlen, und was das grobe Geschütz anlangt, so wurde es sofort — unmittelbar anschließend — von dem schwersten übertönt, das die 'Bohemia', die den Revolver nicht so leicht ins Korn wirft, gegen den bedauernswerten Mann auffahren ließ, um das Gerücht, als ob sie je mit Gewaltanwendung gedroht hätte, ein für allemal zum Schweigen zu bringen:

Offener Brief
an Herrn Leopold Kramer,
Direktor des Deutschen Theaters

in Prag.

Nach einem Berichte des Präger Blattes »Sozialdemokrat« haben Sie in einer Sitzung des Deutschen politischen Theaterrausschusses behauptet, ich hätte (in einer *Unterredung über die Einwendungen der »Bohemia«* gegen die Aufführung des Werkes »Die letzte Nacht« von K. K.) Ihnen persönlich erklärt, »man werde die Gelegenheit beim Schopfe erfassen«, womit von Ihnen offenbar der Eindruck hervorgerufen werden sollte, *als ob ich* der Anwendung von Gewalt das Wort reden würde oder selbst mit Gewaltanwendung gedroht hätte. Da Sie der sozialdemokratischen und der Regierungspresse auch andere unrichtige Informationen gegeben und damit Gelegenheit *zu ebenso schamlosen wie grundlosen Ausfällen gegen die »Bohemia«* geboten haben, (*die gegen mich gerichteten ignoriere ich*), darf ich wohl annehmen, daß das sozialdemokratische Blatt Ihre eingangs angeführte Äußerung richtig wiedergibt. Ich erkläre diese mir von Ihnen in den Mund gelegte Äußerung für frei erfunden und im vollen Gegensatze zu der Tendenz stehend, die ich bei der *Aussprache* vom 22. Feber verfolgt

habe. *Eine Unterredung mit Ihnen ohne einwandfreie Zeugen zu führen, werden Sie wohl künftighin niemandem zutrauen dürfen.*
Prag, 1. März 1923.

Ernst Weinert,
Chefredakteur—Stellvertr. der »Bohemia«.

Und man hatte doch den Eindruck, daß der andere Weinert, »der der Aussprache in der Redaktion der 'Bohemia' von Anfang bis Ende beigewohnt« und der doch eben die Drohung bestritten hat, ein einwandfreier Zeuge sei, ganz abgesehen von der Assistenz eines zweiten Begleiters des Herrn Kramer und, last not least, des Herrn Winder, der freilich nicht die ganze Zeit und nur in seiner bekannten Eigenschaft zur Stelle war.

Herr Weinert, einer der deutschfeindlichen Autoren der 'Bohemia', dem man eine Unterredung ohne Zeugen künftighin nicht mehr *zutrauen* wird, weil man ihm die Einschüchterung eines Theaterdirektors zugetraut hat, indem er nämlich diesem die Absetzung der »Letzten Nacht« *zumuten* zu wollen schien, hat dieses Ziel auch tatsächlich oder, wie die Prager Hakenkreuzler sagen, effektiv erreicht und zwar durch den bloßen Vergleich mit »Warum *laufst* du immer nackt herum?«, einem Werke, das wie jeder gebildete Deutsche, ohne dabei in Konjugationsschwierigkeiten zu geraten, weiß, den Titel führt, »Lauf doch nicht immer nackt herum!« Er hat aber — da die Bedrohung des Theaterdirektors nunmehr aus dem Politischen, das doch in Wahrheit auch nur ein Vorwand journalistischer Machtprüfung war, ins rein Journalistische (welch ein Oxymoron!) hinüberspielt — effektiv noch mehr erreicht. Am 4. März erschien in der 'Bohemia':

Ein Briefwechsel

Herr Leopold Kramer, Direktor des Deutschen Theaters in Prag, hat an den Chefredakteur—Stellvertreter der »Bohemia«, Ernst Weinert nachstehendes Schreiben gerichtet:

Sehr geehrter Herr Chefredakteur—Stellvertreter!
Mit Rücksicht auf die in den letzten Tagen veröffentlichten Darstellungen eines mit Ihnen gepflogenen Gesprächs, sehe ich mich veranlaßt, *der Wahrheit gemäß* zu erklären, daß die Behauptungen, *als ob* innerhalb dieses Gespräches *auch nur andeutungsweise Äußerungen des Inhaltes* gefallen wären, daß Sie sei es im eigenen Namen oder im Namen Ihres Blattes oder der diesem nahestehenden politischen Kreise Störungen des ruhigen Verlaufes der Vorstellungen des Stückes »Die letzte Nacht« von K. K. androhen, *jeder Grundlage entbehren*.

Der Wahrheit gemäß stelle ich vielmehr fest, daß Sie *in unserem freundschaftlichen Gespräch* mich *mit Rücksicht auf gewisse*, der Redaktion der »Bohemia« *zugekommene* Informationen *lediglich auf die Gefahren aufmerksam gemacht* haben, welche im Verlauf der Vorstellungen von *anderer* Seite drohen *könnten*.

Ihre mir erinnerlichen Worte »Man wird die Gelegenheit beim Schopfe fassen«, habe ich *allerdings im ersten Augenblick in meiner Erregung als eine Art Drohung erachtet*, doch habe ich nunmehr die Überzeugung gewonnen, daß es sich auch hierbei *nur um eine freundschaftliche Warnung*

handelte, die *keineswegs* auf eine ihrerseits oder seitens der Redaktion *beabsichtigte Einschüchterungsaktion hindeutete*.

Hochachtungsvoll
Leopold Kramer

Direktor des Deutschen Landestheaters in Prag.

Chefredakteur—Stellvertreter Ernst Weinert hat dieses Schreiben mit folgenden Zeilen beantwortet:

Sehr geehrter Herr Direktor!

Ich bestätige den Empfang Ihres frdl. Schreibens vom 3. d. M. und halte es nunmehr für meine Pflicht, *mit Rücksicht* auf die mir von Ihnen gegebenen Aufklärungen meinerseits zu erklären, daß mein *offener* Brief in der »Bohemia« vom 2. März *unterblieben* wäre, *wenn ich diese Ihre Aufklärungen vor seiner Niederschrift erhalten hätte*. Ich nehme *keinen Anstand*, die in diesem offenen Briefe enthaltenen, Ihre Person betreffenden Bemerkungen, zu denen ich *bedauerlicher Weise durch die Unkenntnis Ihrer wahren Auffassung* veranlaßt worden war, *nunmehr als grundlos* zu betrachten.

Hochachtungsvoll

Ernst Weinert, Chefredakteur—Stellv. der »Bohemia«.

Die Gegner schieden versöhnt. Man wird demnach, im Hinblick darauf, daß beiderseits nur Rücksicht und kein Anstand genommen wurde, keineswegs mehr von der Einschüchterung eines Theaterdirektors durch einen Chefredakteur sprechen können. Und wenn der Staatsanwalt etwa die vom 'Prager Tagblatt' angeregte Untersuchung, »woher der Druck kam, der die Direktion zu diesem Entschluß zwang«, in die Hand nehmen wollte, so wäre diese beiweitem nicht so frei wie die des Direktors und sie würde einen Mißgriff begehen, da sie einzig und allein des Faktums habhaft würde, daß die Aufführung der »Letzten Nacht«, gegen die der Theaterausschuß nicht die geringsten Bedenken hatte, gegen deren Störung sich die Parteien mit ihrer ganzen moralischen Kraft zur Wehr setzen wollten und für die selbst die 'Bohemia' nur die freundschaftlichsten Besorgnisse geäußert hat, unterblieben ist. Dies wäre, in dem turbulenten Verlauf der Begebenheiten, zur Not vielleicht eben noch grad beweisbar, und die Frage, warum Herr Direktor Kramer statt einer Aufführung, für die er doch vollkommen freie Hand hatte, aus derselben ein Pönale geleistet hat, wäre etwa eine zivilrechtliche Angelegenheit zwischen ihm und dem Chefredakteur—Stellv., ginge aber den Staatsanw. nichts an. Nun könnte er ja freilich, bei voller Würdigung der Aussagen, daß dieser jenem nicht mit Gummiknütteln gedroht habe, noch vermuten, jener habe sich immerhin mit schlechten Kritiken bedroht gefühlt. Aber dies würde Herr Kramer gewiß noch weniger zugeben als das andere, aus Furcht, sich's erst recht zu verderben, und nichts bliebe in der Hand des Untersuchers als das strafrechtlich unerhebliche Moment, daß ein Theaterdirektor zwar schlechte Kritiken fürchtet, daß dies aber mehr ein chronischer Zustand ist, welchen das Dasein der Presse bedingt, als ein akuter, der von einer speziellen Drohung angeregt wurde, und etwa noch, daß die 'Bohemia' eine Aufführung der »Letzten Nacht« nicht gern sieht, was aber wieder eine reine Angelegenheit kunstkritischer Auffassung ist. Selbst wenn die Anklagebehörde in der verdächtig erregten, täglich Alibis häufenden und sichtlich unter dem Druck einer Befan-

genheit agitierenden Haltung der 'Bohemia' (wie sie in solchen Fällen oft beobachtet wird) und vielleicht noch in den folgenden Aussagen einen gewissen Anreiz zur Durchforschung der ungemein schwierigen Materie fände — durch die unwiderlegliche Tatsache, daß sich Herr Kramer wenigstens jetzt nicht mehr in Furcht und Unruhe versetzt fühlt, wenn er je solche Anwandlungen hatte, ist jede Handhabe für ein Verfahren nach dem Erpressungsparagraphen beseitigt. Denn es ist zwar sogar jener »Erfolg« eingetreten, dessen der Tatbestand im Sinne des Gesetzes nicht einmal bedarf, es liegt zwar ohne Zweifel eine »Unterlassung« vor, man hat aber Herrn Kramer nicht dazu gezwungen, sondern im Gegenteil, er hat sich damit das Herz erleichtert. »Der Kriminalfall zerfällt in nichts«, wie es in demselben Stück von Nestroy heißt, wo im Verlauf der Begebenheiten alles klar wird und wo auch das Couplet vorkommt: Sich so zu verstell'n, na da g'hört was dazu.

'Sozialdemokrat' (3. März):

Im Zeichen des Terrors

Wir erhielten von den Unterhändlern unserer Partei im deutschen politischen Theaterausschuß, den Genossen Deutsch, Wiechowsky und Kleinberg, die folgende Erklärung:

Die »Bohemia« vom 2. März erzählt, daß Herr Abg. Professor Dr. Kafka als Vorsitzender des deutschen politischen Theaterausschusses dem »Sozialdemokrat« eine Zuschrift geschickt habe, in welcher er auf Grund des § 19 des Preßgesetzes allerlei angeblich unrichtige Feststellungen des »Sozialdemokrat« über die Montag — und Dienstagsitzung des Theaterausschusses berichtigt. Herr Prof. Dr. Kafka hat damit einen *unerlaubten Schritt* getan, denn er sprach im Namen einer Körperschaft, die ihn dazu nicht beauftragt hat. Schon diese *Eigenmächtigkeit des Ausschußvorsitzenden*, gegen die wir uns ausdrücklich verwahren, spricht dafür, daß er eine schlechte Sache verfigt. Im Gefühl seiner inneren Unsicherheit hat er sich denn auch in der Wahl seiner Verteidigungsmittel arg vergriffen.

Wie der Auszug der »Bohemia« beweist, entkräftet die Berichtigung nicht die vom »Sozialdemokrat« angeführten Tatsachen, sondern *deutet nur* die Vorgänge und Ergebnisse der Ausschußsitzung *anders aus*. Diesen Ausdeutungsversuchen gegenüber stellen wir fest:

1. *Herr Direktor Kramer hat dem unterzeichneten Ausschußmitgliede M. Deutsch, auf dessen Frage, warum »Die letzte Nacht« vom Spielplan abgesetzt wurde, Samstag, den 24. Feber abends erzählt, er sei im Verlaufe eines anderthalbstündigen Gespräches in der Redaktion der »Bohemia« gefragt worden: »Was haben Sie davon, wenn Ihnen die Studenten die Bühne demolieren?« In der Montagsitzung hat Herr Direktor Kramer diesen Bericht nicht für falsch erklärt, sondern ihn immer mehr und mehr abgeschwächt, was in jedem Unvoreingenommenen den Eindruck erwecken mußte, ihm sei diese Feststellung jetzt peinlich. Auf die direkt an ihn gestellte Frage, ob er sich bedroht geföhlt habe, antwortete Herr Direktor Kramer aber auch noch in der montägigen Ausschußsitzung ausdrücklich mit »Ja!«*

2. In einer Pause der Dienstagsitzung sprach sich der unterzeichnete Professor Dr. *Wiechowski* allerdings dem Ausschußmitgliede M. Deutsch gegenüber *privat* dahin aus, daß ihm die beiden Fas-

sungen »der Theaterrausschuß wird« und »der Theaterrausschuß hat in der Gestaltung des Spielplanes freie Hand gelassen« identisch erschienen. Als aber nach Wiederaufnahme der Sitzung die Deutschnationalen keinen Zweifel darüber ließen, daß sie in der Form »hat freie Hand gelassen«, für sich die Möglichkeit erblickten, »das letzte Mittel«, der Gewalt, anzuwenden, opponierte Professor Wiechowski entschieden und erwog, die Sitzung zu verlassen.

Die telephonischen und schriftlichen Erklärungen des Herrn Redakteurs Weinert, der in der ganzen Angelegenheit die traurige Rolle des moralisch Angeklagten spielt, hatten und haben für uns keinerlei Beweiskraft, wir begreifen aber, daß Herr Abgeordneter Professor Dr. Kafka, als Präsident des Verwaltungsrates der »Bohemia« das Bedürfnis hat, den Versicherungen des Redakteurs seines Blattes Glauben zu schenken. Wir hätten auch durchaus begriffen, wenn Herr Professor Dr. Kafka es mit seiner Stellung als Verwaltungsratspräsident der »Bohemia« unvereinbar gefunden hätte, Beratungen des Theaterrausschusses, die einem Mißgriff eben dieser »Bohemia« galten, vorzusitzen. Auf uns, die wir das für etwas Selbstverständliches halten, mußte die Vereinigung beider Funktionen den Eindruck machen, daß Herrn Abgeordneten Professor Dr. Kafka an der Reinwaschung der »Bohemia« sehr sehr viel gelegen sei, fast mehr noch, als an der Behütung des Prager deutschen Theaters vor nationalistischem Terror. Für die Richtigkeit unserer Auffassung spricht das Endergebnis der beiden Sitzungen: daß die Haltung der bürgerlichen Parteien trotz des im »Sozialdemokrat« erwähnten guten Willens Einzelner dem Herrn Direktor Kramer nicht die Sicherheit einer ungestörten Aufführung bot, weshalb er sich zur Absetzung der »Letzten Nacht« vom Spielplan entschloß.

M. Deutsch.
Prof. Dr. W. Wiechowski.
Prof. Dr. A. Kleinberg.

*

Die Redaktion hat dieser Erklärung nur den Grund hinzuzufügen, weshalb sie die *Berichtigung* des Herrn Abg. Prof. Dr. Kafka zu drucken *abgelehnt* hat. Die *Unterstellung* der »Bohemia«, daß sie das nur im Vertrauen auf Dr. Kafkas Abneigung getan habe, ein tschechisches Gericht gegen Deutsche anzurufen, *weist sie mit der gebührenden Verachtung zurück*. Sie ist jederzeit loyal genug, irrige Angaben, die ihr unterlaufen, zu widerrufen. Wenn aber jemand den § 19 des Preßgesetzes dazu mißbrauchen will, um seine subjektiven Ansichten über einen Streitfall und um neue Tatsachen, die bisher nicht zur Diskussion gestanden waren, in ein gegnerisches Blatt einzuschmuggeln, so gibt sie sich zu solcher Spiegelfechtereier nicht her. An der ellenlangen *Berichtigung* entsprach auch nicht ein einziger Satz den Bedingungen des § 19 und daß gerade ein Rechtslehrer so systematisch am Gesetz vorübergeht, kann für die Redaktion kein Grund sein, im Falle des Universitätsprofessors der juristischen Fakultät Dr. Kafka eine Ausnahme zu machen.

Die nach der Garantiesumme berechneten Tantiemen der drei Prager Aufführungen (vermehrt um das Spielhonorar) waren — wie auch zur Gänze die Tantiemen der zwölf Wiener Vorstellungen — wohltätigen Zwecken bestimmt, und zwar der Aktion für die hungernden Kinder im Erzgebirge und der Brünner Kinderfürsorge. Herr Direktor Kramer, dem der Anspruch mit dieser Bestimmung bekanntgegeben wurde, hat die Bezahlung verweigert, da er genug getan zu haben glaubte, wenn er durch die an das Pönale geknüpfte Bedingung eine Aufführung der »Letzten Nacht« auf einer andern Prager Bühne fast unmöglich gemacht hat.

Ihrem Werk, dessen Erfolg gewiß weit unbestrittener ist als der der »Letzten Nacht« in Brünn, hat die 'Bohemia' nur noch am 6. März einen kleinen Epilog angeschlossen:

Wie wir hören, setzen sich Karl Kraus nahestehende Kreise dafür ein, daß »Die letzte Nacht« im Weinberger Stadttheater in deutscher oder tschechischer Sprache aufgeführt werde. Es heißt, daß die tschechischen Kreise für diesen Plan Interesse haben. Was wir selbstverständlich finden.

Der Autor nur insoferne nicht, als er nichts davon weiß, aber er würde es, so bedenklich ihm der Versuch jeder Übersetzung vorweg erscheint, nach der unheilbaren Kompromittierung der deutschen Kultur durch die 'Bohemia' annehmbar finden.

Vorher hatte — nicht ohne zur Berichtigung gezwungen zu sein — die Wiener Tratschpresse gemeldet, daß, »wie wir erfahren«, die »Prager Behörden« die Aufführung der »Letzten Nacht« »verboten haben«.

* * *

»Warum die 'Letzte Nacht' in Prag nicht aufgeführt wurde« — möchte man nun wohl nach solcher mutatio und so vielen discrimina rerum eigentlich gern wissen. Aber man erfährt aus einem Artikel, der diesen Titel führt und der den inzwischen so berühmt gewordenen Winder zum Verfasser hat, nichts weiter darüber, als daß er in seiner auch schon bekannten Eigenschaft dem freundschaftlichen Gespräch zwischen dem Chefredakteur—Stellvertreter und dem Direktor beigewohnt hat. Der Artikel ist im Neuen Wiener Journal (15. März) erschienen, das nachgerade, und ganz außerhalb der katholischen Bestrebungen des Hermann Bahr, zum Beichtstuhl für alle Mühseligen und Beladenen in der Literatur geworden ist, die etwas gegen mich auf dem Herzen haben, und das nun einmal alles kauft: Tratsch, Alkoholexzesse, Racheakte, Schwachsinn, Abreaktionen, Psychoanalysen und womit so die Judasserln und Brutusserln angesichts der Tatsache ihres Hingangs und meines Fortlebens sich zu erleichtern suchen. Der unmittelbare Beweggrund zum Auftreten des Herrn Winder in Wien ist die sensationelle Begebenheit, daß ihm die 'Arbeiter—Zeitung' eine der gesetzlichen Form nicht entsprechende Berichtigung, die ihr sachlich unglaubwürdig schien, nicht abgedruckt hat, was er eine Weigerung nennt, »die Verleumdung zurückzunehmen«, und einen Beweis für »zynische Irreführung der Arbeiterschaft«. Sie ist darin gelegen, daß Herrn Winder an den Machinationen, die zur Unterdrückung der »Letzten Nacht« geführt haben, eine aktivere Rolle zugeschrieben wird, als er sie gespielt haben will, und sicherlich ist es ein schweres Unrecht, an den Eindruck einer Objektivität, die nachgerade zu einer der markantesten Tatsachen des Prager Geisteslebens geworden ist, auch nur mit dem behutsamsten Zweifel rühren zu wollen. Verglichen mit der Haltung Winders in dieser ganzen Ange-

legenheit — man möchte sie ein Kunstwerk nennen, wenn man sich diesen Ausdruck nicht für die »Jüdische Orgel« aufheben müßte —, also verglichen mit ihr ist die notorische Parole des Extrablatt—Gründers: »Wir sennen objektiv« das Bekenntnis nackter Parteilichkeit. Es gewährt einen eigenen Reiz, Winder, der dazu in Prag so oft Gelegenheit hatte, nun auch in Wien sein Erlebnis in der Redaktion der 'Bohemia' berichten zu hören: wie er, nichts ahnend, an seinem Schreibtisch saß, wohin kaum ein Schall von der Brandung des redaktionellen Treibens und speziell des gegen die »Letzte Nacht« gerichteten dringt, wie plötzlich an ihn der Ruf erging, der amikalen Unterhaltung mit Direktor Kramer beizuwohnen, und wie er dann seine Neutralität bezüglich den Akkusativ sowie die »Letzte Nacht« erklärte, nämlich daß er über sie, versteht sich nur gegebenenfalls, objektiv referieren werde, »was ja selbstverständlich ist« (so selbstverständlich, daß eigentlich sogar auch der Zusatz unnötig ist, wie jener bekannte Kommentar, der überflüssig ist). Der Leser erlebt förmlich die Atempause aller im Zimmer Anwesenden mit, die gespannt sind, was Winder sagen werde, er aber erfüllt die in ihn gesetzten Erwartungen nur insoweit, als er sich völlig nichtssagend verhält. Es ist ein Bild der Mäßigung, der geruhigen Zuversicht, daß ohnedies alles in bester Ordnung verläuft, ein Stilleben, doppelt erquicklich in den Tagen, da eine Gemeinheit der 'Bohemia' die andere jagte; man atmet förmlich auf.

— — Darauf erschien der Direktor des Deutschen Theaters, Herr Leopold Kramer, bei dem erwähnten Chefredakteurstellvertreter, Herrn Ernst Weinert, der Herrn Kramer die Gründe auseinandersetzte, die die »Bohemia« zu ihrer Stellungnahme veranlaßten, *und insbesondere auf die in deutschböhmisches Provinzblättern aufgetauchten Drohungen* der antisemitischen Studentenschaft hinwies. Vor Beendigung dieser *zweistündigen* Unterredung *wollte Herr Kramer das Urteil des Theaterreferenten* über das Stück hören. *Der Theaterreferent der »Bohemia« bin ich.*

Man denke nur: Kramer, entschlossen, die letzten Zweifel an der Berechtigung der 'Bohemia'—Aktion zu besiegen (umsomehr als noch in keinem einzigen Provinzblatt auch nur die leiseste Drohung gegen eine Aufführung erschienen sein konnte, die eben erst in Prag angekündigt wurde), voll Vertrauen in das Urteil Winders, wollte es hören, und bekam auch Gelegenheit hierzu. »Der Theaterreferent bin ich.« Das klingt so schlicht, so überzeugend, man möchte geradezu sagen, so weit gebracht. Aber man braucht Kramer nicht zu beneiden; er bekam das Urteil nicht zu hören. Und warum nicht? Nun, wer so fragt, hat nicht mit der strengen Unparteilichkeit Winders gerechnet. Er, der es dem eigenen Chefredakteur—Stellvertreter vorenthielt, wird es doch nicht dem Theaterdirektor auf die Nase binden:

Die Chefredaktion hatte mich schon vorher — *vor Erscheinen* des erwähnten Artikels — nach meiner Meinung gefragt *und von mir die Antwort erhalten*, ich wollte mich *weder für noch gegen die Aufführung* aussprechen, da ich mich *prinzipiell über Stücke erst nach der Aufführung äußere*; *mehr könne von einem Kritiker nicht verlangt werden*. In diesem Sinne sprach ich mich auch in der erwähnten Konferenz in Anwesenheit des Herrn Kramer aus. Dieser *Tatbestand* wurde auch dem Theaterausschuß, der über die Frage der Aufführung zu entscheiden hatte, *und den Zeitungen bekanntgegeben*.

Und diesen Sachverhalt, der so einleuchtend ist, daß selbst einer, der ihn für unwahrscheinlich hielte, davon überzeugt sein muß, haben der Prager 'Sozialdemokrat' und die Wiener 'Arbeiter—Zeitung', weil sie eben über die Gebräu-

che der 'Bohemia' nicht unterrichtet sind, angezweifelt. Nicht der Chefredakteur der 'Bohemia', sondern deren Chefredaktion hatte Winder nach seiner Meinung gefragt — es war ein faux pas — und nur herausgekriegt, was sein Prinzip ist und daß man mehr von einem Kritiker nicht verlangen könne. Diese Antwort wird sich die Chefredaktion nicht hinter den Spiegel gesteckt haben. Denn man muß nur wissen, was es für einen Übergriff bedeutet, wenn die Chefredaktion — und sie bestand auch nicht weiter darauf — von einem Kritiker vorher wissen will, was er schreiben wird. Zumal in der 'Bohemia', wo sonst überhaupt keine Verbindung zwischen den einzelnen Ressorts besteht, jeder in seinem Zimmer seiner Überzeugung obliegt und noch nie der geringste Austausch von jüdischen Witzen stattgefunden hat, wenigstens seitdem der Charakter des Blattes, auf gelegentliche Warnungen aus Warnsdorf hin, mehr nach den alldeutschen orientiert ist. Und in der 'Bohemia', wo schon sechs Juden ein Bollwerk bilden und zwölf auf ein Dutzend gehen, ausgerechnet da werden solche Sachen vorkommen, daß ein Kritiker also überhaupt etwas gegen einen Autor hat und daß, wenn es der Fall ist, der Chefredakteur—Stellvertreter es am Ende weiß und auch ihm zuliebe das tun wird, was er dem Prestige des Blattes zuliebe nicht lassen kann! Daß er es nicht wußte, ist ja am klarsten dadurch bewiesen, daß er fragte, aber selbst dies war unstatthaft und mindestens überflüssig, weil er es sowieso schon wußte. Und Winder blieb unbeugsam. Er hatte der Leitung des Blattes bereits strikte erklärt, er müsse es, im Hinblick auf eine frühere Polemik, ablehnen, »ein Urteil darüber, ob das Stück aufgeführt werden solle oder nicht, abzugeben« — nur dieser Toleranz habe ich überhaupt die freie Hand der Direktion zu verdanken —, und als er in seiner Eigenschaft ins Zimmer gebeten wurde, sagte er nichts als: er werde nach der Aufführung gegebenenfalls usw., was ja selbstverständlich ist. Die Chefredaktion also hatte sich schon einen Korb geholt, da wollte Kramer etwas hören, jene sagte: Fangen Sie sich nichts mit dem an, Sie werden sehn, aber wenn Sie hören wollen, kann man ihn ja rufen, da werden Sie hören! ... Nichts war aus ihm herauszukriegen. Stumm wie a Lamm. Zwingt man ihn jetzt, auch dessen Unschuld zu verteidigen? Hat er, dessen Gegenwart jeden Zweifel einschläfert, vielleicht für die Vergangenheit eine Erklärung nötig?

— — *Wie steht es um meine Objektivität im Fall Kraus?*

Ich urteilte im Herbst 1918, als Herr Kraus von der »Bohemia« angegriffen wurde, weil er in Prag zu *Gunsten eines tschechischen Vereins* gelesen hatte, so *vorurteilsfrei* über seine Vorlesung, daß die »Fackel« kein Wort gegen mein Referat *einzuwenden* hatte. Ich *schrieb* 1920, Kraus sei ein *sehr schätzbarer* Essayist, aber ein miserabler Lyriker. *Zwischen 1918 und 1920 war nichts anderes vorgefallen*, als daß Kraus Gedichte geschrieben hatte, deren Schönheit mir nicht einleuchtete. Ich sandte Herrn Kraus *weder 1918 noch später* Briefe, Manuskripte oder Bücher. Ich war auch nicht, wie er vermutete, der »Bedienstete einer Journalrache«.

Ich war es auch diesmal nicht.

Da ich den Essayisten Kraus *schätze*, dem Dichter Kraus hingegen *skeptisch* gegenüberstehe, wäre mir eine Aufführung der »Letzten Nacht« in Prag willkommener gewesen als das Unterbleiben der Aufführung: *das Theater duldet keinen Schwindel*, es zeigt sehr genau, was lebendige Kunst, was *Papier ist*. Es hätte mich einigermaßen interessiert, zu sehen, *wie Kraus dieser Probe standhält*.

Ich hielt es aber für richtiger, weder für noch gegen die Aufführung zu sprechen.

Nun ja, ich hatte die Absicht — und ausschließlich darauf war es mit der Prager Aufführung der »Letzten Nacht« abgesehen —, einem so unerbittlichen Durchschauer wie diesem Winder einen Schwindel vorzumachen, aber das Theater duldet ihn noch weniger als die Zeitung. Da gehört noch viel mehr dazu, sich so zu verstellen. Winder, der genau weiß, was Papier ist, ist mir gegenüber ein Skeptiker, während ich ihm eher hereinfalle. Seine Objektivität bezüglich — also bezüglich der Zeit zwischen 1918 und 1920 hat er mir lückenlos bewiesen. In dieser Zeit ist außer ein paar Revolutionen nichts vorgefallen als daß ich miserable Gedichte geschrieben habe, daß sie infolgedessen Winder nicht befriedigt haben, und kein Leser des Neuen Wiener Journals — der höchstens fragen wird: wie kommt das zu dem? — kann behaupten, daß jener mir in dieser Zeit »Briefe, Manuskripte oder Bücher« gesandt hat, deren Nichtbeachtung nämlich ihn vielleicht zu dem so abfälligen Urteil von 1920 bewogen hätte. Denn 1918 will er noch so vorurteilsfrei über mich geurteilt haben, daß die Fackel kein Wort dagegen einzuwenden hatte ... Hier, wo die Korrektheit phantastische, ja geradezu großmanneske Formen anzunehmen beginnt, wäre es gewiß wohltuend, im Bereich des satirischen Behagens an der sich aufspielenden Gestalt zu verbleiben, aber es ist leider gerade darum notwendig, auf Tachles einzugehen, wenn einer die wenigen, die er zugibt, schon sublimiert hat und ein dem Leser völlig unverständliches, doch immerhin verdächtiges Brimborium macht, um die Haupttachles abzureagieren. Mit der Satire ist es so bestellt, daß eine Figur, zu deren stofflicher Erledigung zwanzig Zeilen bei weitem zu viel wären, selbst mit einem Buch zärtlich umfassen werden kann, während der Zwang zu polemischer Befassung in jedem Wort auch die eigene Überwindung bedeutet. Aber das Format der Begebenheit, in die eine Null als handelnde Person eingestellt ist, verringert die Gefahr der Überschätzung, und der zum Glück unverlorene Reiz der passiven Gestalt bewahrt der Darstellung das individuelle Aroma. So kann ich denn sagen, daß die Untersuchung, wie es mit Winders Objektivität im Fall Kraus steht, noch so sachlich in Angriff genommen, immerhin das Resultat zeitigt, das die ältesten Abonnenten der 'Bohemia', soweit sie nicht ins alldeutsche Lager abgeschwenkt sind, einer Vorstellung des »Tristan« zuschreiben: mer lacht. Und nicht nur über den gelungenen Beweis der Objektivität, sondern vor allem schon über den Versuch, ihn so zu führen, wie sich etwa einer, dem man zwischen 1918 und 1920 einen Diebstahl aus dem Jahre 1912 vorhält, gegen diese Beschuldigung wehrt. Indem er das Datum der Entdeckung als das der Tat hinstellt und für diesen Zeitpunkt ein Alibi anbietet. Und vor Leuten, die gar keine Ahnung haben, was der Mann eigentlich will, und nur vermuten können, daß ihm irgendetwas passiert sein muß, was ein anderer angestellt hat. Wenn sie erfahren wollen, wie es mit seiner Objektivität im Fall Kraus steht, werden sie es darum schon besser aus der Fackel Nr. 508 / 513 (April 1919) S. 42 — 44, Nr. 546 / 550 (Juli 1920), S. 28 — 33 und Nr. 588 / 594 (März 1922), S. 59 — 63 entnehmen ¹, und zwischen damals und heute tritt die strenge Ressortabgrenzung bei der 'Bohemia' nur insoferne nicht ganz deutlich hervor, als man vielleicht wirklich nicht unterscheiden kann, wann der Herr Winder der Beauftragte der Journalrache und wann die Zeitung das Organ der Ungunst des Herrn Winder ist. Er ist aber fälschlich der Meinung, daß nicht beide Interessen ihre gemeinsame und wechselseitige Exekutive haben können, und ich hatte in jener Würdigung des Falles, die im Jahre 1920 erschien, ihm nur darin Unrecht getan, daß ich ihn seinerzeit ausschließlich für den Vollstrecker der Wünsche der 'Bohemia' hielt, was ich aber später, da ich erkannte, daß er selbst etwas auf dem Herzen habe, wieder gutmachte.

1 Seiten 31 bzw. 23 bzw. 39 in dieser Ausgabe

Jetzt, wo die 'Bohemia' gewiß vorwiegend ihr eigenes Prestige vertreten hat, wird man es andererseits doch nicht für ausgeschlossen halten, daß der Chefredakteur—Stellvertreter Weinert, wenngleich er gewiß nicht das Unterläufel seines Unterläufels ist, angesichts der stummen Gebärde Winders ihm den Gram von den Augen abgelesen hat. Historisch entwickelt sich die Sache folgendermaßen: Im Herbst 1918 hielt ich in Prag Vorlesungen, deren Ertrag nicht »zu Gunsten eines tschechischen Vereines«, sondern zu zwei Dritteln für erblindete Soldaten beider Nationen, zu einem Drittel für den Kinderwohltätigkeitsverein »Böhmisches Herz« verwendet wurde. Darauf erschien in der 'Bohemia' ein Angriff von einer bemerkenswerten Dreckigkeit, auf den ich zu Beginn des nächsten Vortrags mit einer Stigmatisierung des Blattes antwortete, welches hierauf sein Benehmen überbot. Daß daneben noch, gleichzeitig, ein »vorurteilsfreies Referat« des Herrn Winder, von dessen Prager Existenz ich damals nichts wußte, erschienen wäre, ist mir, dem der Kontrast nicht auffiel, nicht in Erinnerung. Sollte es der Fall sein, so kann es sich von den Vorurteilen der 'Bohemia' — von den eigenen abgesehen — unmöglich so weit entfernt haben, wie Herr Winder glauben machen möchte. Des weiteren möchte er glauben machen, daß ihn, der 1918 noch vorurteilsfrei geurteilt hat, erst meine lyrische Produktion zwischen diesem Zeitpunkt und 1920 derart aufgebracht habe, daß er sich zu dem Urteil, ich sei ein miserabler Lyriker, bewogen fühlte. Er konnte nicht anders. Nun habe ich aber 1920 in Prag nur wenige Gedichte gelesen, die nicht schon vor 1918 entstanden waren, und etliche, die ich schon damals, als Herr Winder vorurteilsfrei referiert haben will, gelesen hatte. Wenn er sich also damals — neben der sonstigen Haltung der 'Bohemia' — wirklich noch anständig betragen haben sollte, so wäre es erst recht plausibel, daß die Gehässigkeit des Blattes auf sein späteres Urteil abgefärbt hat. Daß das journalistische Milieu Macht über ihn hat, beweist er doch durch die Abänderung, die er mit dem Ton, ja Wortlaut dieses Urteils noch im Neuen Wiener Journal vernimmt, wo er zwar den »miserablen Lyriker« wieder mit einer Inbrunst zitiert, daß man fast an seine Überzeugung in diesem Punkte glauben könnte, aber aus dem »hinreißen Essayisten« (dem noch ein »glänzender Stilist«, »genialster Pamphletist« und »temperamentvollster Barbarenhasser dieser Zeit« gesellt war), einen »sehr schätzbaren Essayisten« macht. Da er nun 1920, nachdem er seiner einstigen Verehrung Genüge getan, der Gegenwart mit einem miserablen Lyriker, dessen Gedichte eine »melancholisch stimmende Alterserscheinung« sind, und mit einem »mittelmäßigen Bänkelsänger« gerecht wurde, und da er mit einiger Übertreibung dessen ~ was der 'Bohemia' erwünscht ist, den schamlosen Satz drucken ließ:

Erstaunlich bleibt nur, daß Kraus nicht zu merken scheint, in wessen Nachbarschaft er gerät, indem er als Wien—Berlin—Prag—Budapester Liebling endet

so wollte ich, um schon damals mich dem Gewaltprinzip der 'Bohemia' in künstlerischen Belangen anzunähern, die Gelegenheit beim Schopf fassen. Ich gedachte, den Prager Hörern, welche zwei Prager Blätter lesen, die Entscheidung anheimzustellen, ob sie von einer Lyrik gefangen waren, »deren Klang, deren Einheit von Wort und Sinn alles was die Zeitgenossen hervorbringen, wie ein mißtöniges Krächzen erscheinen läßt«, oder sich von einer Alterserscheinung melancholisch gestimmt fühlten, und wollte ihnen in jenem andern Fall die unerträgliche Empfindung bekennen, in Anwesenheit eines Menschen hörbar zu werden, der mit der Absicht, sich und sie über den Eindruck zu belügen, in den Saal gekommen ist. Die Entfernung eines Lästigen, der ja sein Urteil auch ohne körperliche Vertretung erscheinen lassen konnte, er-

schien mir damals als das kleinere Übel im Vergleich mit einer Unterlassung des Vortrags, zu der ich mich sonst genötigt gesehen hätte; und sie hätte sich in den urbansten Formen, kraft des physikalischen Gesetzes der Saalwirkung, durch Selbstverzicht und unter Einhändigung der Kartengebühr vollzogen. Daß die bloße Absicht die 'Bohemia' dereinst zu Repressalien viel schwererer Art bestimmen würde, ahnte ich damals nicht. Aber es hätte mich beiweitem nicht so enttäuscht wie der Mißbrauch, den der Herr Winder mit meinem Plan an dem Tag trieb, da er — der Plan — ausgeführt werden sollte. Er verriet ihn den Lesern der 'Bohemia', vor denen er auch meine Untreue gegen den Otto Ernst enthüllte, und bestand förmlich auf dem Hinauswurf. Da somit dank dieser echt journalistischen Indiskretion das Moment der Überraschung gefehlt und es nur eine falsche Konsequenz bedeutet hätte, das Publikum etwas erleben zu lassen, was es ohnehin schon aus der Zeitung wußte, so konnte die Überraschung nur mehr darin bestehen, daß der Abend ohne Zwischenfall verlief und Herr Winder dem Vortrag bis zum Schlusse beiwohnte, für alle Eventualitäten umgeben von einem Bollwerk von 'Bohemia'—Redakteuren. Am nächsten Tag stellte er den klaglosen Verlauf in einem durchaus sachlichen und vorurteilsfreien Bericht fest, hielt mir noch einen meiner stärksten Widersprüche vor und erklärte, daß er über mich nichts mehr zu sagen habe. Damit war der angestrebte Zweck in geradezu vorbildlicher Weise erreicht und alles wäre aufs beste verlaufen, wenn nicht Herr Winder sein Schweigen über mich bis zum stummen Spiel vor dem Direktor des Prager Theaters fortgesetzt hätte. Inzwischen hatte ich aber eingesehen, daß ich durch die Meinung, er sei der »Bedienstete einer Journalrache«, seiner Animosität ein Motiv unterschoben hatte, dessen sie gar nicht bedurfte. Ich gab deshalb — in Nr. 588 / 594 — die folgende Ehrenerklärung ab

Die Aufregung darüber, daß ich den Angestellten einer Zeitung, die mir etliche Fußstritte zu verdanken hat, auch den »Bediensteten einer Journalrache« genannt habe, mag immerhin insofern nicht unberechtigt sein, als ja wirklich schon seine persönliche *Enttäuschung* vollauf zur Erklärung des Falles ausreicht und ja dort, wo der ehrliche Mangel an Überzeugung keineswegs zu bestreiten ist, das Motiv der *Zeitung* eben nur in der Möglichkeit zum Vorschein kommt, daß ein Urteil in Druck gelegt wird, welches selbst von meinem Todfeind als der Exzeß eines Gereizten gewertet würde.

Das Motiv der persönlichen Enttäuschung war mir damals, als ich mich an die gewisse Alterserscheinung gemahnt fand, eben infolge dieser aus dem Gedächtnis entschwunden und ich hatte mich nur erinnert, daß ein Winder mir seinerzeit mit seiner Verehrung zugesetzt hatte, deren Spuren er ja geflissentlich auch nicht vertuschte, um seine Objektivität bezüglich — also bezüglich meiner miserablen Lyrik eindrucksvoller zu gestalten. Daß auch er, freilich in seiner Jugend, ein miserabler Lyriker war, schwebte mir zwar dunkel vor, aber bewußt waren mir nur die hinreißenden Essays, die er in der Provinzpresse über mich veröffentlicht hatte. Sie waren in der Fackel zitiert, im Januar und Dezember 1911, damals, als Zeitungsartikel über meine Bücher und Vorlesungen noch außerhalb der Nötigung, Fälle wie den heutigen darzustellen, bloß als Kontrast, und Echo des Wiener Totschweigens reproduziert wurden. Winder ließ es auf solche Weise hörbar werden:

Die Wiener Blätter, die einmal wöchentlich die deutsche Literatur beschnüffeln, haben den nie an ihnen vorher wahrgenommenen Mut gehabt, die Bücher von Karl Kraus lebendigzuschweigen ... Der grandiose (großartige wäre nicht treffend genug) Reichtum

dieses genialen Denkers und Sprachkünstlers tritt erst in den Büchern so deutlich zutage, daß man das erschreckte Schweigen der Literaten versteht, die größtenwahnsinnig genug sind, ihn für einen Konkurrenten zu halten ... Ein Spruch von Kraus macht mir mehr Vergnügen als zehn Leitartikel von Harden ...

Ein nicht ganz geschicktes Kompliment, da ja doch mit der Zahl der Leitartikel von Harden das Vergnügen eher abnehmen muß, aber sonst eine Meinung, an der Winder noch heute, wo er mich im Neuen Wiener Journal sehr schätzenswert findet, im großen Ganzen festhält. Auch hat er damals noch »einen leisen leidenschaftlichen Donner« in meiner Stimme wahrgenommen, der ihm kaum verhallt sein dürfte. Es war in Teplitz und er besprach die Wirkung der »Chinesischen Mauer«, die die Hörschaft in Schrecken versetzte: »Einige Leute verließen sogar den Saal.« Bis zu dem Abend, wo er beinahe desgleichen getan hätte, hat sich viel verändert. Damals aber sagte er noch, ich sei »ein zu großer Künstler, um beliebt werden zu können«.

Und man wird einmal einsehen, daß die berüchtigte Boshaftigkeit des Künstlers Karl Kraus nichts anderes war, als sein Abscheu vor der Boshaftigkeit seiner Mitmenschen.

Heute bin ich bei ihnen lieb Kind und der Wien—Berlin—Prag—Buda-
pester Liebling, vielleicht mit Ausschluß der Neuen Freien Presse, des Berliner Tageblatts, des Pester Lloyd und der Bohemia. Und Gunst wie Haß habe ich nur dieser miserablen Lyrik zu verdanken, die ich anstatt sie als Jugendsünde zu verbergen, als Alterserscheinung zur Schau stelle. Ein Skeptiker hat sie durchschaut. Aber es wollte mir doch nicht ganz stimmen, daß er bloß aus der Unerbittlichkeit seines künstlerischen Gewissens mit Gedichten wie »Jugend«, »Vallorbe«, »Schnellzug«, »Unter dem Wasserfall« so streng verfahren sollte. Immer schwebte mir vor, daß da vielleicht ein verletztes edleres Gefühl seinen Schmerz bekenne und das Schweigen jener Literaten, »die größtenwahnsinnig genug sind, mich für einen Konkurrenten zu halten«, nach einem Ausdruck ringe. Einmal geschah es nun, daß ich in meinem Archiv, das, so verwahrlost und unzugänglich es leider ist, gleichwohl das Vorleben so ziemlich der ganzen deutschen und österreichischen Literatur nicht verbergen kann, unter dem reich assortierten Buchstaben W, der viel Liebe deckt, einige Muster von dieser hervorzusuchen hatte. Da stieß ich auf eine Handschrift, die mich die Unordnung sehr beklagen ließ, denn es war die Richard Dehmels. Ich öffnete einen der Briefe und sah, daß sie doch nicht von Dehmel waren, sondern daß der Schreiber seiner psychischen Identität mit dem von ihm verehrten Dichter das Opfer gebracht hatte, sich so zu verstellen. (Da g'hört was dazu!) Es war also zwar die Handschrift von Dehmel, aber nun erinnerte ich mich, wie sonderbar mich schon seinerzeit der Widerspruch angemetet hatte, daß die Gedichte, die mir in dieser Handschrift gesandt wurden, von Winder waren. Auch war mir damals der Unterschied aufgefallen zwischen der Umgänglichkeit Dehmels, der seinem Verehrer sogar ein Vorwort zu dessen Gedichten gespendet hat (auf das eben meine Aufmerksamkeit gelenkt wurde), und mir, der ich meinem Verehrer die Gedichte durch den Verlag zurückschicken ließ. Er stellte sich mir als »armer Teufel« vor, den ich nicht kenne, der aber mich kennt, mir deshalb sein Sonett über Menschlichkeit schickt und »weiß, daß es in der Fackel erscheinen wird«. Unser Wissen ist Stückwerk, sagt die Bibel. Da kam ein Brief: »Hier ist ein Aufsatz über Sie aus meiner Feder.« Der Aufsatz wurde zum Nachdruck angenommen und der Autor erhielt durch den Verlag einen besten Dank für die freundliche Zusendung. »Hier ist der Artikel, den ich über Ihre Teplitzer Vorlesung schrieb.« Ist größerer Undank denkbar als ein Dank, der nicht für die Drucksache, nur für

die Sendung dankt? Aber auf meine Eitelkeit war noch ein Verlaß. Nun, da sie bereits genährt schien, stellte sich, nach drei Wochen (bevor die Schuh verbraucht), »ein ganz unbekannter junger Dichter« mit einigen Gedichten und schon etwas selbständigerer Handschrift ein, berief sich darauf, daß andere erklärt hätten, er »sei ein ungewöhnliches Talent«, da aber keine Zeitung etwas von ihm drucken wollte, habe er seine Gedichte schön im Schreibtisch liegen lassen: nun lege er sie mir vor. »Wenn sie Ihnen gefallen, werden Sie sie veröffentlichen, nicht wahr?« Er erhielt durch den Verlag einen besten Dank für die freundliche Absicht. Es war 1912. Sechs Jahre später war der arme Teufel mein kritischer Vorgesetzter. Armer Teufel! Besaß einen Machtposten bei einer jener Zeitungen, die meine Bücher lebendiggeschwiegen hatten, hielt sich mit der Wunde im lyrischen Herzen nicht für befangen genug, um mir ein Urteil vorzuenthalten, das ich von ihm nie erbeten hätte, und für genug objektiv, wenn er den Essayisten, der ihn doch eher verletzt hat, gegen den Lyriker ausspielte. (Also ganz mein Fall mit dem Otto Ernst.) Und hat seit damals mir keine Briefe, Manuskripte oder Bücher gesandt, keine Kritik, nicht einmal die noch vorurteilsfreie; doch auch keine Gelegenheit vorübergehen lassen, mir seine Neutralität zu beweisen, selbst nicht die des Auftretens von Künstlern, die durch das Arrangement von »Frohen Abenden mit bitterm Einschlägen« und durch die versöhnliche Ankündigung von »unbedingt letzten« zwar den Ehrgeiz, Wien—Berlin—Prag—Budapester Lieblinge zu sein, bekunden, aber nicht befriedigen können. Und steht als ein Standbild der Unparteilichkeit, mit einer Stirn aere perennius, in dem verwirrenden Treiben, das der Parteien Haß und Gunst um die »Letzte Nacht« aufführt, und stellt jenen, die sich an nationale Leidenschaften anschmarotzen, um geistige Werte niederzurufen, die Objektivität in Aussicht, mit der er über den temperamentvollsten Barbarenhasser dieser Zeit zu Gericht sitzen wird; was ja, gegebenenfalls, selbstverständlich ist. Und um diesen sieht er die »Schlieferln« tätig, nicht in der Redaktion der 'Bohemia'.

* * *

Was aber nicht ganz selbstverständlich scheint, ist die Auffassung, die ihr die Ehre zuerkennt, eine Schufferei aus politischen Beweggründen begangen zu haben. Mag auch die geistige Schwäche, aus der der nationale Furor seine Nahrung zieht, die Bürgerwelt von einer noch hoffnungsloseren Seite zeigen als die »ganze moralische Kraft«, mit der sich die Parteien dem Eingriff der Gewalt in die kulturelle Sphäre entgegenstemmen wollten, so berührt es doch wie eine Herabwürdigung der politischen Niedertracht, wenn man deren Stoff und nicht bloß ihren Vorwand in der Aktion der 'Bohemia' wiedererkennen will. Es war gewiß unerlässlich, das gesamte Material der politischen Betrachtung heranzuziehen, um hier den Überblick zu gewinnen; aber das Resultat kann nur sein, daß die scheinbare Gemeinheit noch bei weitem nicht die eigentliche ist und die eigentliche sich nur der scheinbaren, eben des bessern Scheines wegen, bedient hat. Der Kriminalfall zerfällt in nichts, indem er in einen Kulturskandal verläuft, der keinen staatlichen Ankläger findet. Die erpresserische Macht hatte die Sprache einer Gewalt ausgeliehen, die ihr wesentlich fremd ist, um ihre eigene viel ruchlosere unauffälliger wirken zu lassen. Man hat übersehen, daß die Drohung mit deutschnationalen Skandalen, die doch selbst in Wien ausgeblieben sind, unter den Augen einer tschechischen Polizei und eines Publikums, das mit ein paar Buben fertig geworden wäre, wohl an und für sich kaum geeignet war, »gegründete Besorgnisse« zu erregen, wenngleich sie tatsächlich jenen Erfolg der Unterlassung

hatte, der gewiß eklatanter war, als der Erfolg der Aufführung je gewesen wäre. Konnte man aber auch nur einen Augenblick vergessen, daß ein vorwiegend von jüdischen Journalisten geschriebenes Blatt als die Wacht eines nationalen Empfindens, welches den alldeutschen Berufsgenossen in Wien nicht gefährdet schien, zum Witzblatt wird? Hilft selbst die heuchlerische Berufung auf die drohende deutschböhmische Provinz, die doch kaum noch von der 'Bohemia' alarmiert sein konnte, nicht zur Erkenntnis der Wahrheit, daß hier nichts anderes gewollt war als eine Machtprobe, kein anderer Wille am Werk, als auf die heute gangbarste und glaubhafteste Art dem verletzten *journalistischen* Empfinden Genugtuung zu verschaffen? Was die Wiener Presse nicht gewagt hat — nicht die Neue Freie, die doch beinahe in Wahrung berechtigter Interessen, der der gelästerten Hausmacht gehandelt hätte —, ist in Prag gelungen, wo der Weg zur Befriedigung eines trotz allem Umsturz aufrechten Machtgefühls kürzer ist und die Entfernung von dem Störer solcher Triumphe scheinbar weiter. In Schrift und Rede von mir ins Innerste getroffen, hat es die Rache genommen, die in dem Gebiet am leichtesten zu holen ist, wo derselbe Machtwahn noch die letzte Form von Hörigkeit konserviert, hat, die das Leben der Gesellschaft kennt: in der allen menschlichen Zumutungen ausgelieferten, von allen ökonomischen, dramaturgischen und erotischen Drängen unwitterten Sphäre des Theaters. Und die ganze moralische Kraft der politischen Parteien würde, selbst wenn sie erheblicher wäre als sie ist und einem Theaterdirektor die freieste Hand nicht nur gelassen hätte, sondern auch für alle Zukunft garantierte, nicht auslangen, um ihm, gegenüber dem korrektesten Chefredakteurstellvertreter, der sich jeder politischen Drohung, und gegenüber dem objektivsten Theaterkritiker, der sich jeder Einmischung peinlich enthält, das Rückgrat zu stärken. Man mag jenem und diesem unrecht, und sie selbst mögen nichts getan haben: es reichte hin, einen Theaterdirektor zu Falle zu bringen, dem die Politik zwar die Hand, aber nicht das Herz frei machen kann gegenüber einer Diktatur, die ihn als ganzen unfrei macht. Der geringste Versuch, eine ihr unbequeme Wahrheit zu bezeugen, fordert einen Zorn heraus, der die Botmäßigkeit sofort wiederherstellt, und der Druck reduziert sich auf eine freundschaftliche Unterredung, ob ein Werk »aufgeführt werden solle oder nicht«, als wäre die Maßgeblichkeit dieses Kalibers — nebst seiner Objektivität — die selbstverständlichste Sache von der Welt und nicht eben dies der frechste Eingriff. Als wäre die Aufführung noch gar nicht beschlossen, noch nicht der Öffentlichkeit angezeigt, und überhaupt noch gar nichts vorgekehrt, weil eben, ein paar Tage vor dem Termin, die Genehmigung der 'Bohemia' noch aussteht. Ob Koffer zu packen sind, ob ich am so und so vielen in Prag sein werde und mit mir zwanzig aus allen möglichen Verpflichtungen gerissene Menschen, und der und jener, dem die Gelegenheit die Reise gelohnt hätte, und ob Hunderte erleben werden, was ihnen die Ankündigung zu versprechen schien, entscheidet sich erst nach dieser, nach rechtsgültiger Abmachung mit einem scheinbar mündigen Theaterdirektor in den Redaktionsräumen der 'Bohemia', und da er die Verwegenheit hatte, einen Vertrag zu schließen, der ihre Ansprüche unberücksichtigt ließ, so tritt die Presse als die wahre vis major auf den Plan, die imstande ist ihn zu lösen, aber ohne den Theaterdirektor von der Ersatzpflicht zu befreien. Er bezahlt seine Abhängigkeit mit 12.000 Kronen, deren Zuwendung an die Prager Concordia statt an ein Wiener Ensemble, das ihm nichts leistet, ihm von vornherein allen Verdruß erspart hätte. Ja, dieser Großmacht mußte der Feldzug für das Prestige leichter gelingen als einer andern: denn gegen den, der ihrer Rache unerreichbar bleibt und der immer viel weiter von ihr entfernt lebt als sie von ihm, statuiert sie ihr Exempel an der Ohnmacht jener, die sich mit ihm

eingelassen haben. Das Theater muß es büßen, daß in einem Vorlesesaal einst die 'Bohemia' als Kulturschmach angesprochen und ihr Vertreter dort als unerwünscht empfunden ward. Wahrlich, an der Unterdrückung hat Ehrgeiz größeren Anteil als an der Aufführung, gegen die die glaubhafteren Wortführer des nationalen Empfindens in Wien nichts vorzubringen hatten als den Scherz, daß ich sie »erreicht« hätte. Die 'Bohemia«, die es in Wahrheit erreicht hat, meint's nicht politisch. Sie läßt in diesen, wie in allen Belangen, freundschaftlich mit sich reden. Sie hat mit jenen, die die fatale Veranlagung haben, zwar deutsch zu fühlen, aber nicht zu können, nur den Mangel gemeinsam. Sie muß das Deutschtum, so wenig ihr auch diese turnerische Anstrengung behagen und gelingen mag, hochhalten; sie ist eben dadurch, daß sie einer Passion obliegt, zu der sie kein natürliches, sondern nur ein geschäftliches Verhältnis hat, bei Freunden und Feinden der Gesinnung, die sie vertritt, gleichmäßig mißachtet, und sie hat dem Deutschtum mehr geschadet und ihm zu härteren Daseinsbedingungen verholfen, als es sich durch der Parteien Kraft erringen konnte. Deutschland geht ihr über alles und liegt ihr stark auf, wenn ich der Feind bin. Wenn je in der Sudelküche, ward im Fall der »Letzten Nacht« am nationalen Feuer die eigene Suppe gekocht. Da der Brennstoff, den sie täglich zusammenträgt, der 'Bohemia' zur Hand war, so brauchte sie bloß aufzusetzen, um das zu erreichen, was sie wollte: die Unterlassung dessen, was sie nicht wollte. Sie hat sich als Wacht am Rhein verkleidet, nicht um durch solche Maskerade den Theaterdirektor zu erschrecken, sondern um die Einschüchterung des Theaterdirektors, die durch das journalistische Wesen gelang, unverdächtiger zu machen. Der 'Bohemia' politische Motive zu unterschieben, wäre eine Profanierung des Hakenkreuzes. Der Beruf der Zeitung ist, daß sie für alle Welt zu haben ist, und dadurch übt sie auf alle Welt einen solchen Reiz aus, daß für sie alle Welt zu haben ist. Am mühelosesten die Theaterwelt. Von allen öffentlichen Personen ist mir, seitdem ich den Beruf kontrolliere, keine begegnet, die es so bunt getrieben hätte wie die stramme Bohemia. Aber wenn sie sich nach den Obszönitäten dieser letzten Nacht noch auf die Straße wagt, so ists an der Zeit, ihr die nationale Ehre vom Leib zu reißen, und wenn sie dann, wie sie ist, zum Vorschein kommt, dann erst walte die Sittenpolizei und wehre dem Ärgernis mit der Warnung: Lauf doch nicht immer nackt herum!

Notizen

EIN DOKUMENT DEUTSCHEN FORSCHERFLEISSES:

Freigewerkschaftlicher
Zentralverband der

deutschen Geistesarbeiter

Berlin, den 6. Februar 1923

Sehr werter Herr Kollege Kraus!

Wir sind beauftragt, *Nachforschungen* nach dem Verlage des Werkes »Die letzten Tage der Menschheit« von Karl Kraus anzustellen, da die Buchhändler in Berlin den Verlag ohne nähere Angabe angeblich nicht ermitteln können.

In der Annahme, daß wir in Ihnen den mutigen Herrn Verfasser finden, bitten wir Sie um gefällige Auskunft und fügen zu Ihrer Bedienung als Rückporto 50.— M in deutschen Scheine bei ...

* * *

Wenn die deutschen Buchhändler den Weg zur Fackel nicht finden können — die ihnen allerdings dabei auch nicht behilflich ist —, so finden ihn die deutschen Verleger umso sicherer. Nur zu ihnen führt von ihr kein Weg, und das ist für beide Teile verdrießlich. Vielleicht wäre aber doch eine Verbindung mit Reichenberg möglich, wo jede Woche eine Novelle erscheint und von wo der Fackel prompt nicht nur diese, sondern auch ununterbrochen die Mahnung zugeht. »Wir vermissen bis heute noch das Belegexemplar Ihrer Zeitung«. Es wird weiter vermißt werden, weil wieder der »geehrten Redaktion« regelmäßig das Rezensionsexemplar abhanden kommt, indem es gleich nach Eintreffen im Buchhandel verschwindet. Dies schafft immerhin Arbeit, aber der säumige Rezensent bringt es nicht über sein Gewissen, die Wohlfahrtsaktion zu stören und dem Spender in den Arm zu fallen. So wird dieser denn, wenn sich nicht zufällig einer findet, der ein Herz für Verleger hat, nie erfahren, was da eigentlich vorgeht. Es sind die Gebrüder Stiepel. Keiner von ihnen hat je die Fackel gesehen, von der er eine Unterstützung seines Unternehmens erwartet, während sie, grausam, bloß die seinige anderen Notleidenden zuwendet. Denn die deutschen Verleger wissen alle, daß es eine Fackel gibt, aber keiner hat sie je gesehen, um auch zu wissen, wie sie ist und daß sie zum Geschäft der Verleger eine ausschließlich negative Beziehung hat. Reichenberg, jetzt auch ein Bollwerk des deutschen Expressionismus, ist nur ein typischer, wenngleich ausgiebiger Fall. Die letzte Novelle war von Edschmid. Es ist nicht angenehm, so etwas auch nur in die Hand zu nehmen (eigentlich wäre hierfür eine Separatvergütung anzusprechen) und der zur Schätzung einzig kompetenten Stelle (2000 K!) vorlegen zu müssen. Ich leide furchtbar unter Reichenberg, das auch durch mich zu Schaden kommt; nur die Kinder freuen sich. Ich möchte, ohne selbst Stiepels unsicher machen zu wollen, bloß eine Anregung gegeben haben. Wenn der Zuzug aus Reichenberg aufhören sollte, werde ich wissen, daß sie nunmehr über die sonderbare Beschaffenheit der Zeitung, auf die sie so unermüdlich gehofft haben, aufgeklärt sind und nichts mehr vermissen.

* * *

Die Österreichische Anzeigen—Gesellschaft A. G. versendet ein »Verzeichnis der in Österreich erscheinenden Tageszeitungen, Fachblätter und Kalender«, das »keinen Anspruch auf Lückenlosigkeit erhebt«; sie sei aber infolge ihrer vorzüglichen Beziehungen zur Presse imstande, allen Anforderungen gerecht zu werden. Gerade die Lückenlosigkeit nun ist der Fehler dieses Verzeichnisses, das unter »Belletristik, Illustrierte Zeitschriften, Literatur, Witzblätter« aufzuzählen beginnt: Die Bombe, Der Erzähler, Die Fackel, Der Faun — —. Die Gesellschaft dürfte da, was die vorzüglichen Beziehungen anbe-

langt, zu viel versprochen haben, und hoffentlich wird sie nicht allzuhäufig von den sehr geehrten Firmen beim Wort genommen werden. Auch der Rudolf Mosse bietet ihnen ein allzu lückenloses Verzeichnis und er weiß sogar, was eine Millimeterzeile in der Fackel kostet. Er ist darin insofern im Irrtum, als die Aufnahme von Annoncen in die Fackel kostenlos erfolgt. Zum Beispiel gleich jener, die er kürzlich im Textteil des Berliner Tageblatts, über das er allerdings noch schrankenloser als über die Fackel verfügt, erscheinen ließ. (Die gesperrten Worte sind im Original fett gedruckt ¹):

Essen, 9. März. Gestern abend schoß französischer Posten bei Polizei—Präsidium ohne jede Veranlassung einen Herrn durch den Unterleib an einer Haltestelle der Straßenbahn.

= 24 Wörter

nach dem

Rudolf Mosse—Code

yzibbkophu himsaolgak aceisgehke mugawcipto moyohpuixe enge-
ciecyx emcigytaos alavaengec yrnfesothon

= 9 Wörter

Preis des »Rudolf Mosse—Code« Grundzahl 32,— X Schlüsselszahl z. Z. 2000 Porto, Verpackung und Zustellungsgebühr 1000,— M; nach dem Auslande 40 Schweizer Franken, 8 Dollar, 1 Pfund 15 sh, 20 fl. holl. einschließlich Ausfuhrzuschlag gegen gleichzeitige Einsendung des Betrages oder Bankanweisung

Rudolf Mosse Abteilung Adressbücher und Codes *Berlin* SW 19

Auslieferungslager der bekannten ausländischen Codes

Postsch.—Kto.: Berlin 26517 — Tel.—Adr.: Dramosse. — Jerusalem Str. 46—49

Und gleich bei den Meldungen gleichen Inhalts. Der Tod im Dienste des Kaufmanns. Ist das eine Menschheit!

* * *

Wiewohl mit der größten Deutlichkeit und Entschiedenheit einem tschechoslowakischen Leser (Brünn) in der Fackel (Nr. 557 — 560) klar gemacht wurde, daß der allerdings unvergleichlich höhere Auslandspreis seine Berechtigung in der Tatsache habe, daß er nicht höher, ja bei weitem nicht so hoch ist, als er wäre, wenn die Fackel im Ausland hergestellt würde, und seine Begründung in der Tatsache, daß die Fackel nicht den Ausländern zu teuer, wohl aber den Inländern zu billig verkauft wird und daß eben, um dies zu ermöglichen, jene einen höheren Preis als diese bezahlen müssen: so laufen doch immer wieder, aus der Schweiz, aus Holland, aus Amerika, aus Böhmen, Beschwerden von Beziehern ein, die das Valutengeschäft, daß sie dem Verlag imputieren, selber machen wollen. Sie drohen damit, dieses Vorhaben in der Art auszuführen, daß sie sich die Fackel mit Umgehung des Verlags durch Wiener Bekannte zum Inlandspreis beschaffen werden. Diese Drohung entbehrt der Schrecken. Die Möglichkeit ist schon in der Preisbildung berücksichtigt, bei der eben darauf Rücksicht genommen werden mußte, auch solchen Auslands-käufern, die den Wiener Preis zu bezahlen wünschen, den Ankauf zu erleichtern. Der einsichtige Rest muß eben zur Deckung des notwendigerweise entstehenden Minus beitragen und eine allgemeine Durchführung der angedroh-

¹ Und in dieser Ausgabe kursiv

ten Methode (die natürlich von unanständigen Buchhändlern des Auslands längst praktiziert und zum eigenen, nicht zum Nutzen ihrer Kunden ausgenützt wird) hätte keine andere Folge als daß der Preis für das Inland, also auch für das mit Inlandspreisen erbötige Ausland so erhöht werden müßte, wie es berechtigt wäre, und annähernd die Höhe erreichen würde, die jenen heute unerträglich scheint. Anstatt aus dem offenbaren Mißverhältnis zwischen den Preisen auf die geradezu groteske Niedrigkeit des Inlandspreises zu schließen und damit auf die sittliche Berechtigung dieses Mißverhältnisses, möchten sie es zur Stärkung ihrer valutarischen Überlegenheit benutzen und spüren nicht einmal, wie der Vorwurf, den sie indirekt oder mit der Unverfrorenheit jenes Brünners gegen den Verlag der Fackel zu erheben wagen, auf sie selbst zurückfällt. Die Gelegenheit dieser Abfertigung so bedenklicher Beschwerden sei benutzt, um an der Hand des letzten Heftes festzustellen, daß dieses, den österreichischen Käufern vom Verlag um 6000 K verkauft, mit Fug etwa 30.000 K kosten müßte. Denn vor dem Krieg wäre es — mit der kostspieligen Beilage — unter 2 Kronen nicht verkauft worden. Wozu noch zu sagen ist, daß ein solcher Preis immer nur der oberflächlichen Schätzung des Druck— und Papierwertes entsprochen hat, keineswegs aber der Kenntnis jener im Druckwesen einzigartigen Bedingungen, unter denen ein Heft der Fackel in seine Existenz tritt, dessen Herstellung wegen 10 bis 20 maliger Autorkorrektur und weil, nach dem schwierigsten Manuskript, der größere Teil der technischen Arbeit eben erst mit dem Korrigieren beginnt — annähernd dreimal so teuer ist wie wenn ein druckfertiges Manuskript (in der Gestalt, in der das Werk schließlich erscheint) in Druck ginge. Und was von der Fackel gilt, gilt ganz ebenso auch von den selbst für das Ausland noch immer zu billigen Büchern, die überdies zum Schutze der Käufer nur an solche Buchhändler ausgeliefert werden, die sich verpflichten, von der Einhebung des »Zuschlags« Abstand zu nehmen. Von der Ungewöhnlichkeit des drucktechnischen Wesens der Fackel—Publikationen hat wohl mancher Leser eine Ahnung, aber keiner kann ermessen, wie groß in Wahrheit die Schwierigkeiten sind und daß bei einer geringeren Auflage nicht nur die äußerste wirtschaftliche Rücksicht auf die Inlandskäufer, sondern das Erscheinen selbst unmöglich wäre. Wenn den Auslandskäufern zugemutet wird, zur Ermöglichung unter so verschärften Verhältnissen beizutragen, so sollten sie nicht vergessen, daß ihr gerechtes Opfer nicht einmal an jenes heranreicht, das der Verlag noch mit dem Ansatz des höheren Preises bringt, da es vollkommen ausgeschlossen ist, daß selbst um diesen eine so hergestellte Druckschrift im Ausland zu haben wäre. Die Wiener Bekannten, durch die sie sich die Fackel unschwer zu dem weit niedrigeren Preise beschaffen können und wohl auch vielfach längst beschaffen — woran außer dem Schamgefühl keine andere Bindung Vermittler und Bezieher hindern kann — mögen sich nicht wundern, wenn sie selbst sie eines Tages zu einem höheren oder gar nicht mehr beschaffen werden. Die Fackel wird gewiß den Vorwurf eines Wuchers, zu dem sie sich so frei bekennt, daß sie ihn auf der Stirn jedes Heftes trägt, überleben, aber es wäre nur menschlich, wenn sie an den sittlichen Konsequenzen der Wucherer zugrundegehe.

Der Verlag der Fackel

* * *

Am 23. Januar ist *Traumstück*, geschrieben zu Weihnachten 1922, im Verlag 'Die Fackel' erschienen.

In der neuen Auflage der *Letzten Tage der Menschheit* lies: S. 752, Z. 2 statt »spassen«: spaßen; ebda. Z. 12 v. u. statt »Pick«: Pik; S. 754, Z. 7 statt »gescheidt«: gescheit; S. 762, Z. 5 v. u. (ebenso S. XXIV) statt »Dr. ing.«: Dr.—Ing.; S. 778, Z. 8 v. u. statt »bescheert«: beschert.

In *Untergang der Welt durch schwarze Magie* lies: S. 83, Z. 8 statt »Bak-schisch«: Backschisch; S. 101, Z. 3 statt »Rotwälsch«: Rotwelsch; S. 120, Z. 3 v. u. statt »Westphälische«: Westfälische; S. 139, Z. 10 v. u. statt »Debacle«: Debakel; S. 306, Z. 19 v. u. statt »Kanaillen«: Canaillen; S. 308, Z. 18 statt »Kameele«: Kamele; ebda. Z. 15 v. u. statt »seien«: wären; S. 311, Z. 12 statt »Dr. Ing.«: Dr.—Ing.; ebda. Z. 18 statt »dupieren«: düpieren; S. 319, Z. 1 v. u. statt »entdreisten«: erdreisten; S. 320, Z. 5 statt »dupiert«: düpiert; S. 331, Z. 11 statt »Lass«: Laß; S. 340, Z. 10 statt »dort wo«: dort wo; S. 345, Z. 1 statt »Verfehmt«: Verfemten; S. 349, Z. 5 v. u. statt »nachts«: Nachts; S. 354 Z. 12, 13 statt »nicht recht«: nicht, recht; S. 358, Z. 5 statt »Caries«: Karies; S. 366, Z. 7 statt »hier wie«: hier, wie; S. 369 Z. 12 statt »Provinzadels, blicken«: Provinzadels blicken; S. 371, Z. 16 statt »gährt«: gärt; S. 374, Z. 17 v. u. statt »Parvenus«: Parvenüs; S. 405, Z. 11 v. u. statt »sie«: Sie; S. 418, 2. Spalte Z. 13, 14 teile ab: Kriegskorre—spondent; S. 440, Z. 12 v. u. statt »auf«: auf!; S. 449, Z. 11, 12 statt »pflegen wie«: pflegen, wie; S. 451, Z. 8 statt »Pick—As«: Pik—As; S. 463, Z. 18 u. Z. 16 v. u. statt »Automobilhuppen«: Automobilhupen; S. 477, Z. 8 v. u. statt »Debuts«: Debüts; S. 476, Z. 1 u. S. 483, Z. 17 statt »stehts«: steht's; auf den S. 395 — 450 an mehreren Stellen statt »Sophia«: Sofia und statt »Ihr«: ihr.

In Nr. 601 — 607, S. 69, Z. 11 statt »Marpyen«: Harpyien.

In Nr. 608 — 612, S. 4, Z. 11 statt »einheitlichen«: einheitlicher; S. 6, Z. 8 v. u. statt »daß«: das; S. 38, Z. 9 v. u. statt »sei«: sein; S. 46, Z. 16 v. u. statt »voller«: voll; S. 49, Z. 4 statt »mit die Bomben«: mit Bomben; S. 53, Z. 15 statt »entgegenstellt«: entgegengestellt; außerdem in einem kleinen, Teil der Auflage die während des Druckes beseitigten Fehler: S. 39, Z. 16 v. u. statt »vemochte«: vermochte; S. 46, Z. 18 statt »Kredit«: Kredit!; S. 49, Z. 1 v. u. statt »daß«: das; S. 59, Z. 1 v. u. ist das c vor K weggefallen.

Im vorliegenden Heft, S. 80, Z. 7 statt »Lippizzaner«: Lipizzaner.

* * *

Herrn Rechtsanwalt Dr. Oskar Samek

Wien, 19. Dezember 1922

Sehr verehrter Herr Doktor!

Wenn wir Ihre Zuschrift in Sachen Kraus veröffentlichen, so geschieht es lediglich aus Bereitwilligkeit, nicht aber unter dem Zwange des § 23. Ihre Berichtigung ist nämlich, wie wir Ihnen zur Darnachrichtung mitteilen, alles andere nur keine Berichtigung. Sie schreiben nicht einmal, wer Ihr Mandant ist. Sie unterlassen es, eine Vollmacht beizulegen und außerdem ist der ganze zweite Teil eine Berichtigung, zu der nur Herr Forest ermächtigt wäre, nicht aber Herr Karl Kraus.

Nur unsere außerordentliche Wertschätzung für Herrn Karl Kraus veranlaßt uns, die Zuschrift unverändert zum Abdruck zu bringen.

Hochachtungsvoll

Der Tag

Der Verlag der Fackel hat geantwortet:

An die Redaktion des 'Tag'

Wien, 5. Januar 1923

Von unserem Rechtsanwalt erhielten wir die Abschrift eines Briefes, den Sie am 19. Dezember in der Angelegenheit der die Ausführung der »Letzten Nacht« betreffenden Berichtigung an ihn gesandt haben. Da Sie sich in diesem Schreiben darauf berufen, daß Sie diese auf Grund Ihrer außerordentlichen Wertschätzung des Herrn Karl Kraus unverändert zum Abdruck gebracht haben (und nicht, wie wir gewöhnt hatten, auf Grund des § 23), und da wir an der Abfassung dieser Berichtigung, die Sie »für alles andere nur keine Berichtigung« halten, nicht unbeteiligt sind, so möchten wir Ihnen unsere Ansicht über die Gesetzmäßigkeit dieser Berichtigung nicht verhehlen. Gleichfalls zur Darnachrichtung, die ja einer Zeitung, welche gewiß noch öfter in die Lage kommt, die Gesetzmäßigkeit von Berichtigungen zu erwägen als ein Advokat, auch besser anstehen mag. Der Vorhalt, daß er nicht einmal schreibe, wer sein Mandant ist, und daß er es unterlasse, eine Vollmacht beizulegen, geht uns allerdings nur mittelbar an, doch möchten wir die Gelegenheit unserer Äußerung über die Gesetzmäßigkeit der Berichtigung als solcher nicht vorübergehen lassen, ohne Sie auch über diese rein formalen Punkte zu beruhigen. Es genügt also, daß aus dem Inhalt des berichtigenden Schreibens klar hervorgeht, in wessen Auftrag es verfaßt ist, und das Beilegen einer Vollmacht ist wohl für die Intervention des Anwalts bei Gericht, aber keineswegs für die bei der Zeitung erforderlich. Dies beehren wir uns auf Wunsch des Anwalts Ihnen mitzuteilen. Das Weitere ist unsere eigene Angelegenheit.

Sie schreiben, der ganze zweite Teil sei »eine Berichtigung, zu der nur Herr Forest ermächtigt wäre, nicht aber Herr Karl Kraus«. Sie sind im Irrtum und wir möchten beinahe bedauern, daß Ihre außerordentliche Wertschätzung des Herrn Karl Kraus Sie daran gehindert hat, Ihren Standpunkt vom Gericht überprüfen zu lassen. Wozu wir nur nebstbei erwähnen wollen, daß ein *veränderter* Abdruck der Berichtigung, den Sie gleichfalls für eine der Möglichkeiten dieses Falles zu halten scheinen, von vornherein die Entscheidung nach § 23 zu ihren Ungunsten beeinflußt hätte. Wenn Sie sich aber korrekter entschlossen hätten, die ganze Berichtigung ungedruckt zu lassen, weil Sie den zweiten Teil für gesetzwidrig hielten, so können wir Ihnen nachträglich sagen, mit welcher Auffassung die Anklage durchgedrungen wäre.

Sie hatten behauptet, daß »sich Herr Forest ebenfalls auf eine Abmachung mit Karl Kraus beruft *und auch noch* ein diesbezüglicher Vertrag mit den Kammerspielen *geschlossen wurde*«. Nun ist es allerdings richtig, daß die erste dieser beiden Behauptungen scheinbar nur die Behauptung der Tatsache ist, daß sich Herr F. auf etwas beruft, und ganz gewiß wäre Herr K. nicht ermächtigt, *diese* Tatsache nach § 23 zu berichtigen. Er kann ferner auch nicht berichtigen, es sei unwahr, daß er, einen diesbezüglichen Vertrag geschlossen habe, denn eine solche Behauptung haben wieder Sie formell nicht aufgestellt. Er kann aber wohl berichtigen, und das hat er getan, daß die in dem zitierten Text enthaltenen Tatsachen unwahr sind, so weit sie ihn betreffen. Dies erschiene uns nicht einmal dann strittig, wenn Sie sich damit be-

gnügt hätten, von der angeblichen Berufung des Herrn F. auf seine angebliche Abmachung mit K. K. zu sprechen und die weitere, ihn *unmittelbar* betreffende Tatsache: »und auch noch etc. geschlossen wurde« nicht beigefügt hätten. Daß durch diese Beifügung eine Herrn K. betreffende Tatsache ganz ausdrücklich gesetzt ist, also von ihm berichtigt werden kann, darüber besteht wohl nicht der geringste Zweifel. Durch diese Fortsetzung ist ja unverkennbar die Absicht dargetan, gerade von Herrn K. etwas zu behaupten, und sie verstärkt ganz gewiß auch das ihn berührende tatsächliche Moment der einleitenden Worte. Aber selbst, wenn Sie sich wie gesagt begnügt hätten, eine Berufung des Herrn F. auf eine Abmachung mit K. zu erwähnen, so hielte er sich dennoch für berechtigt, festzustellen, daß er eine solche Abmachung nicht getroffen hat. Gewiß, die Behauptung, daß sich Herr F. auf dergleichen berufen habe, kann nur dieser berichtigen. Aber ganz wie er berechtigt wäre, nicht nur die angebliche Berufung auf eine Abmachung, sondern auch diese selbst zu bestreiten, ganz ebenso hat jener, der etwas mit ihm abgemacht haben soll, ein Recht, dieser Unwahrheit die Wahrheit entgegenzustellen. Ließe der § 23 eine solche Möglichkeit nicht zu, so könnte ja die Presse jede Tatsache, die sie vorbringen will, in der Form vorbringen, daß irgend jemand sich darauf berufe. An der angeblichen Abmachung mit Herrn Forest ist Herr Karl Kraus doch beteiligt; infolgedessen auch an der Tatsache, daß Herr F. angeblich behauptet, er habe jene mit ihm getroffen, also ganz und gar an der Tatsache im Sinne des § 23. Eine Zeitung kann wohl im Ernst nicht glauben, daß wenn sie melden wollte: ein Gewährsmann behauptet, daß X gestohlen habe, die Tatsache dann bloß die Behauptung des Gewährsmanns und nicht die des Diebstahls des X und darum bloß jener zur Berichtigung ermächtigt sei. Sie würde dann nie eine Berichtigung erhalten, da von den Gewährsmännern keine zu befürchten ist. Was Sie behauptet haben (und woran Sie Ihre außerordentliche Wertschätzung nicht gehindert hat), war aber gar nichts anderes, als daß Herr K. K. mit zwei Parteien über eine und dieselbe Sache zwei verschiedene Verträge geschlossen habe. Ob Sie sich dabei auf jemand, der sich darauf angeblich beruft, oder jemand dritten, der es Ihnen erzählt hat, berufen, ist für den Berichtigungsanspruch dessen, dem es imputiert wird, völlig belanglos. Wir wollen Ihnen ja nicht zu bedenken geben, ob jene Wertschätzung, die Sie einzig bewogen hat, die Berichtigung zu drucken, Sie nicht lieber hätte davon abhalten sollen, die Behauptung zu drucken und auch sonstiges Gerede zu kolportieren, von dem auch nicht ein einziges Wort wahr gewesen ist. Aber ganz entschieden lehnt Herr Karl Kraus die Vorstellung ab, daß er Ihrer außerordentlichen Wertschätzung und nicht seinem rechtlichen Anspruch eben dessen Erfüllung zu verdanken habe.

* * *

Die Kanzlei des Bezirksgerichtes, dessen Richter eine Verhungernde aus humanem Grunde freigesprochen hat, wird telephonisch vom Verlag der Fackel nach der Adresse gefragt, da beabsichtigt werde, dem vom Richter festgestellten Hunger — der ihr »aus den Augen sieht« — abzuhelfen. Nur der

Kanzleidirektor könne da Auskunft geben, der könne aber wegen starken Parteienverkehrs nicht zum Telephon kommen. Später wird der Richter selbst angerufen, der es aber ablehnt, telephonisch Auskunft zu geben, und auf den schriftlichen Weg verweist. »Wer ist denn eigentlich dort?« Es wird wiederholt: »Verlag der Fackel«. Sehr erstaunt: »Was ist das? Wer ist das?« »Verlag der Zeitschrift 'Die Fackel'«. Antwort: er habe jetzt Verhandlungen und er könne auch nicht »jeder Zeitung telephonisch Auskunft geben«, man möge sich schriftlich an das Gericht wenden. Das hat man, da die Freigesprochene vor dem Einlangen der Antwort verhungert wäre, nicht getan, sondern die Mühe persönlicher Erforschung zum Zweck sofortiger Hilfeleistung nicht gescheut. Es ist betäubend, daß die Justiz, wenn sie schon einmal ein menschliches Antlitz gezeigt und einem daraufhin Mut gemacht hat, sie anzusprechen, im Nu wieder das österreichische vorweist. Nur sollte sie nicht behaupten, daß ein telephonischer Verkehr, der ja in Wien sonst gewiß strapaziös sein mag, aus dem Grunde nicht statthaben kann, weil sonst jede Zeitung das Verlangen tragen möchte, auf diesem Wege Geld für Hungernde anzubieten. Gar so häufig dürfte das noch nicht vorgekommen sein. So sympathisch das Urteil war, am Telephon standen sich doch wesentlich Jahoda und Nehoda gegenüber.

* * *

Jenen, die nicht hartherzig, nur harthörig sind, muß immer wieder die Mahnung zuteil werden, Geldbeträge, die sie mit Beziehung auf die Fackel spenden wollen, nicht an deren Herausgeber oder Verlag, sondern an die Aktionen direkt abzuführen — etwa unter gleichzeitiger Verständigung des Verlags — und Beiträge für den Grabfonds ausschließlich an die Sammelstelle R. Lányi.

* * *

Mittlerer Konzerthausaal, 7. Januar 1923, halb 3 Uhr:

Die Weber, Schauspiel aus den vierziger Jahren in fünf Akten von Gerhart Hauptmann. (Eine Pause nach dem 2., kürzere Pausen nach dem 3. und 4. Akte.)

Der volle Ertrag — wie 4. Dezember —: K 2.981.940 für die arbeitslosen jugendlichen Arbeiter.

Auf dem Programm:

Dieser Vortrag ist seit fast dreißig Jahren (23. August 1893 in Ischl, 3. Oktober 1893 in München) die erste vollständige Wiedergabe der »Weber« durch den Vortragenden, der in den letzten Jahren öfter einzelne Akte vorgelesen hat (Vergleiche den Programmtext in der 'Fackel' Nr. 521 — 530, S. 98 — 100¹).

Dem Fonds zur Errichtung eines Grabsteines für Peter Altenberg sind zugeflossen: . . . = K 4,085.500, Z K 230, poln. M 10.000 und M 7.500.

*

Kleiner Konzerthausaal, 15. Februar, 7 Uhr:

I. Vom Mut vor der Presse. — Worte in Versen: Couplet des Schwarz—Drucker / Definition / Die Zeitung / Der Zeit ihre Kunst / Die Bürger, die Künstler und der Narr / Schnellzug / Das zweite Sonett der Louise Labé (mit dem Original, einer Notiz und Rilkes

1 Seite 69 in dieser Ausgabe

Übertragung) / Fahrt ins Fextal / Als Bobby starb / Jugend / Hypnagogische Gestalten / Zwei Soldatenlieder / Die Raben / Die weiblichen Hilfskräfte / Im Untergang.

II. Zum ersten Mal: Traumstück.

Ein Teil des Ertrags — wie 15. Dezember —: K 627.200 (vom Ertrag des Nestroy—Zyklus auf K 1.000.000 ergänzt) für die hungernde Frau, die vom Diebstahl eines Stücks Fleisch wegen unwiderstehlichen Zwanges freigesprochen wurde. Die Mitteilung auf dem Programm, daß in der Buchhandlung R. Lányi Spenden entgegengenommen werden, hatte den beschämenden Erfolg von drei Spenden = K 110.000.

Auf dem Programm war das Ergebnis der Sammlung mitgeteilt, die im Auditorium des letzten Zyklus—Abends für den Grabsteinfonds veranstaltet wurde und von der der Vortragende erst nachträglich erfahren hat. Für das Ergebnis: K 2.139.000, c K 20, schwed. K 10 hat er 174 Spendern (darunter den blinden Knaben und Mädchen von der Hohen Warte) seinen herzlichsten Dank ausgesprochen.

Dem Grabsteinfonds sind zugeflossen: = K 7.020.740, c K 550, poln. M 20.500, M 12.500 und schwed. K 10.

* * *

Von Ende Dezember bis Mitte März wurden die folgenden Beträge abgeführt :

Dem Haus des Kindes (Porti, Abonnement—Rest, Erlös aus Rezensionsexemplaren, älteren Heften der Fackel, Buchautogrammen, Bezahlung einer »Freikarte«) K 487.800, M 6537.

Der Gesellschaft der Freunde durch die Buchhandlung Lányi (für Photographien und Karten) K 278.000.

Dem Verband der Kriegsblinden Österreichs (5. Abrechnung »Das Notwendige und das Überflüssige«) K 157.500.

(Die Tantiemen der »Letzten Nacht«: K 6.287.591 wurden den hier angegebenen Zwecken überwiesen; auf das Spielhonorar wurde verzichtet.)

Dem Zentralverband der Landesorganisationen der Kriegsinvaliden und Kriegerhinterbliebenen Österreichs und dem Verband der Kriegsblinden Österreichs zu gleichen Teilen (Reinertrag der Erstaufführung »Die letzte Nacht«, 4. Februar: K 1.359.720 und Tantieme dieser Aufführung: K 1.921.660) K 3.281.380.

Dem N.—ö. Landesverein für Jugend— und Kriegerhinterbliebenenfürsorge, der Vereinigten In— und Auslandshilfe für tuberkulöse Kinder, der Bereitschaft und dem Blinden—Erziehungsinstitut zu gleichen Teilen (Tantiemen von 11 Aufführungen der »Letzten Nacht«) K 4.365.931.

Für die hungernden Kinder im Erzgebirge: (Spielhonorar Brünn und Prag) c K 300.

Für Schauspieler: (Spielhonorar Brünn und Prag) c K 1330.

Für die armen Kinder in Favoriten (»Sozietas«) aus Brünn mit Berufung auf die Fackel 100 c K.

Für eine notleidende Familie: K 100.000.

Notleidenden in Innsbruck: durch den Verlag des »Brenner« unter der Chiffre »Karl Kraus« K 50.000.

Dem Kinderasyl Kahlenbergdorf (statt eines Kranzes für Dora Pejacsevich, Komponistin der Verse »Verwandlung« und »An eine Falte«) K 200.000.

Von dem Ertrag der Vorlesungen 7., 24. bis 30. Januar und 15. Februar an die unter den Programm—Notizen angegebenen Zwecke: K 30.360.190.

Verse ¹

von **OTTO WEININGER**

Sieh mich gebeugt mit lockerm Schritte
In Mauernähe ängstlich gehn,
Verhöhrend dein Gebot der Sitte
Nach Füßchen und nach Busen spähn.

Das ist der Weg, der längst bekannte,
Zu ihr, der Göttin ohne Scham,
Den ich so oft zu gehen brannte
Und reuig weinend wiederkam.

O Gott, in alle Spiegel schlage
Vernichtend deine Faust hinein,
Das klare Licht entzieh dem Tage,
Dem Bache nimm den Widerschein!

— Und höhnisch schleicht das alte Bangen
Der heißbegehrten Lust voran. —
O!!! Gib dem Laster rote Wangen,
Daß ich ihm angstlos frönen kann!

Unpopuläres und anderes

An die Kunststelle der Bildungszentrale der sozialdemokratischen
Arbeiterpartei Deutschösterreichs

Sehr geehrte Herren!

Wie Ihnen bekannt ist, hat Herr Karl Kraus nicht nur wiederholt zu Gunsten sozialistischer Wohlfahrtswerke, sondern auch vor Arbeiterauditorien Vorlesungen abgehalten und insbesondere Ihren Einladungen bisher immer mit aller Bereitwilligkeit Folge geleistet, selbst wenn er dies nur mit großer Anstrengung und zum Zweck einer noch größeren — wie neulich erst des »Weber«—Vortrags — ermöglichen konnte. Nunmehr ist aber in einer Partei-

1 Das Gedicht ist handschriftlich auf der Rückseite einer Ende Juli 1901 datierten Einladung »zum ersten Ballonaufstieg des 'Wiener Aero—Clubs'« erhalten. W. soll es aber im Alter von 19 Jahren, also zwei Jahre zuvor, verfaßt haben. [KK]

publikation, der sozialdemokratischen Monatsschrift 'Der Kampf' (Jänner 1923), ein Artikel unter dem Titel »Ein Künstler und Kämpfer« erschienen, der ihm, solange die darin an seinen Vorlesungen geübte Kritik den unwiderlegten Anschein einer parteioffiziellen Meinung bewahrt, es unmöglich macht, auch weiterhin Ihren freundlichen Aufforderungen zu entsprechen. Wir stellen von vornherein fest, daß ihm nichts ferner liegt, als eine solche Konsequenz etwa aus der Tatsache zu ziehen, daß ein sozialistischer Autor in einem Parteiblatt unter allerlei Anerkennung und Bewunderung über ihn und gegen ihn im Grunde nichts anderes vorzubringen hat als den bekannten Einwand der Eitelkeit, des nur Negierenkönnens und ähnliche Erkenntnisse, die jenen — wie auch die Ansicht von der Überschätzung der Presse, die in der Republik doch ihre Macht und Gefahr eingebüßt habe — dem Gedankenkreis der Abonnenten der Neuen Freien Presse annähert, welche er im Auditorium der Karl—Kraus—Vorlesungen vermutet. Auch nicht die schon aufreizendere Torheit, daß die Umdichtung der Volkshymne »der vergebliche Versuch sei, zu einem an den Klang gewohnten Gefühl durch Wortumstellungen zu sprechen« — was ja ein Vorwurf gegen die Arbeiterklasse wäre, die sich das alte Kaiserlied nicht aus dem Herzen reißen lasse — und daß »nichts bezeichnender« sei für seine Sterilität im Positiven, als daß er eben diese Gabe der jungen Republik dargebracht habe: selbst dieses Argument in seiner ganzen Hoffnungslosigkeit hätte ihm so wenig wie irgendeine andere Kritik an seiner literarischen Leistung die Absicht und den Wunsch verleiden können, künftig vor Arbeitern diese Volkshymne oder andere Dichtungen zu sprechen, die irgendeinem unberufenen Kritiker, an welcher Stelle immer er berufen sei, seine Meinung zu äußern, problematisch erscheinen. Die Heiterkeit, die es ihm erregt, daß Herr Oskar Pollak verkünden darf, die »Sprachlehre« scheine nicht etwa ihm, sondern »uns jetzt überflüssig«, würde ihren Autor nie und nimmer abhalten, einem Arbeiterauditorium die Früchte solcher Sprachlehre darzubieten und selbst wenn Herr P. noch so überzeugend feststellen könnte, daß K. »nie eine Zeile für Arbeiter geschrieben hat« — und »daran ändert nichts, daß er jetzt hin und wieder für Arbeiter liest« —, was ja insofern seine Richtigkeit haben mag, als er tatsächlich nie eine Zeile für irgendeine Klasse oder einer zuliebe geschrieben hat. Ja selbst die schlichte Konstatierung, die Herr P. nach den beiden von der sozialdemokratischen Partei zur Feier der Republik veranstalteten Karl—Kraus—Vorträgen vorzunehmen für gut befindet: daß K. »in der Arbeiterklasse durchaus unpopulär« sei, würde er ausschließlich den Veranstaltern zu bedenken geben, die ja schon von selbst wissen werden, ob sie einen in der Arbeiterklasse so unpopulären Mann eben dieser fernerhin zumuten oder die Hoffnung nähren dürfen, ihn bei ihr populär zu machen. In dem Bewußtsein, daß er sich ihr ja in keinem Falle aufgedrängt hat, könnte er getrost auch etwaigen fernereren Einladungen, zur Arbeiterklasse zu sprechen, Folge leisten, wenn Zeit und Kraft es ihm nur irgend ermöglichen. Was es ihm aber durchaus und ein für allemal unmöglich macht — solange wie gesagt die Meinung des Herrn P. als die der Partei in Geltung bleibt —, ist ein anderes Moment. Der Verfasser des Artikels »Ein Künstler und Kämpfer« findet es mit seiner Bewunderung vereinbar und er leugnet sogar, daß es ihm auch nur ein Problem sei, die folgende Beobachtung anzustellen:

Wie, und all das, diese künstlerische Echtheit und Ehrlichkeit in einem Manne, dessen menschliche Selbstgefälligkeit aus ungezählten Seiten seines papierenen Lebenswerkes spricht? Den seine Einsamkeit immer mehr in Eigenheit und Eitelkeit verstrickt, weil der Eingänger immer lauter zu sich selber spricht, der nur den Widerhall seiner eigenen Stimme hört? Der, um das Tot-

schweigen der Journaille um so lauter zu brechen, nicht nur Vorlesungen vor einem Publikum hält, das aus den treuesten Abonnenten der »Neuen Freien Presse« und den grauslichsten Literaturjüngeln besteht, die er je erfinden könnte, sondern sich vor diesem Publikum, das er verachten müßte, auch noch verbeugt, und sich den Beifall zwar verbeten, aber sich ihm noch nie entzogen hat? Ja doch; was weiter? Daß einer in der Selbstverblendung auftritt, daß die, die vor ihm sitzen, auch hinter ihm stünden, ist kein Problem.

In diesem Satz wird nicht nur ebenso überheblich wie wahrheitswidrig das Publikum der Karl—Kraus—Vorlesungen beschimpft, in welchem, was immer man und was vor allem er selbst gegen die unvermeidlichen Begleiterscheinungen seiner Wirkung und gegen eine gewisse Anhängerschaft einzuwenden habe, doch die einzige Art Jugend dieser Stadt vertreten ist, die selbst die Hoffnungen des Herrn Pollak auf die Entwicklung rechtfertigen könnte. (Denn in welchem Saal, bei welcher künstlerischen Veranstaltung Wiens wäre, von allem was nebenherläuft abgesehen, eine ähnliche und von keinem Preßsignal aufgerufene Dankbarkeit zu finden wie bei jenen durch alle Not der Zeit immer wieder gesuchten Anlässen, und eine Begeisterungsfähigkeit, die eine schnöde Betrachtung für den gewünschten Durchbruch des Totschweigens der Journaille zu halten wagt und für die Sensation der treuesten Abonnenten der »Neuen Freien Presse« und der grauslichsten Literaturjüngel!) Aber nicht genug an dieser Verunglimpfung eines Auditoriums und somit einer Jugend, die dem Entwicklungsoptimismus dieser Abrechnung mit einem »Künstler und Kämpfer« eine weitaus würdigere Folie gibt als der Krampf einer intellektuellen Selbstbehauptung vor eben jenem. In diesem Satz, der überhaupt keine Meinung, sondern eine Anmaßung ist, wird auch der Vorleser selbst einer zweideutigen und unehrlichen Haltung geziehen, als deren Motiv ihm von einem unbefugten Durchschauer eitle Selbstverblendung zugestanden wird. Wie sich nun Herr K. K. zu seinem Publikum verhält; ob er sich vor ihm verbeugt, weil ihm oder wiewohl ihm dessen Qualität fühlbar wird, ist ausschließlich seine eigenste Angelegenheit. Er hat von dem Recht, über dieses Publikum zu urteilen und ihm dort, wo es gerecht und angebracht schien, das Urteil ins Gesicht zu sagen, einen weit umfassenderen Gebrauch gemacht als der vereinzelt Hörer, dem dieses Recht nicht zusteht und ganz gewiß nicht das Recht, den Vorleser in diesem Punkte einer Inkonsequenz zu beschuldigen. Unter keinen Umständen ist er gesonnen, es von einem, der sich völlig zu Unrecht über das Niveau dieses Publikums erhaben fühlt, insultieren und sich gegen sein Publikum ausspielen zu lassen. Welches Maß der Preßfreiheit gegenüber seiner literarischen Tätigkeit er Herrn P. immer zuerkennen wollte, aus der Kritik der vorleserischen Wirksamkeit und insbesondere aus der Bemerkung, daß er sich vor einem Publikum verbeuge, welches er verachten müßte, daß er sich den Beifall »zwar verbeten«, aber sich ihm noch nie entzogen habe, zieht er seine Konsequenz. Dabei alteriert ihn nicht einmal so sehr die Behauptung, daß er sich den Beifall »verbeten« habe, die eine Unterstellung eines Wahnwitzes ist, welche das vollkommene Nichtverständnis der Podiumexistenz sowohl imputiert wie beweist und nur auf eine insipide Verwechslung zurückgeführt werden könnte, etwa mit der Bitte an untaugliche Hörer, den Eindruck einer Tragödie im untragischen Milieu des Ortes und der Zeit nicht durch das heitere Echo der Dialekte zu stören oder, den Beifall für gehörte Verse lieber in der Schätzung der sie enthaltenden Bücher zu bekunden. Er hat im Gegenteil so oft und so ungescheut diesen Beifall als die elementare Bedingung des vorleserischen Wirkens bejaht, daß gerade damit

dem Laien der akustischen Sphäre und der ihr widerstrebenden Intelligenz eine Handhabe geboten war, auf die bekannte Eitelkeit des Vortragenden zu schließen. Aber da die Gefühle, die ihn bei dem Auftreten vor einem Publikum beseelen, in den Veranstaltungen, zu denen ihn die Kunststelle der sozialdemokratischen Partei einlädt, keine anderen sind als die in seinen eigenen Veranstaltungen, so wünscht er nicht, sich in den engeren Bereich einer Wirkungsfähigkeit zu begeben, wo die Beobachtungen des Herrn P. so lange als maßgebend erscheinen könnten, solange ihnen nicht ausdrücklich widersprochen wird. Wir bitten Sie also davon Kenntnis nehmen zu wollen, daß zwar selbst keine Herabsetzung der vorleserischen Tätigkeit des Herrn K. K. von parteioffizieller Seite ihn je verhindern könnte, zu Gunsten sozialistischer Wohlfahrtswerke Vorlesungen abzuhalten, daß eine solche es aber allerdings ihm künftig unmöglich machen wird, diese Vorlesungen im Rahmen einer sozialistischen Veranstaltung durchzuführen, weil ihm ja, wenn er es täte, das Problematische seines persönlichen Auftretens viel deutlicher zum Bewußtsein kommen müßte als einer Kritik, die es mit Eitelkeit und Selbstverblendung entschuldigt, und weil er, selbst vor ein Auditorium gestellt, von dem die Literaturjüngel offenbar ausgeschlossen sind, die Zweideutigkeit seiner Haltung verspüren müßte, die darin gelegen wäre, daß er sich vor einem Publikum nicht nur verbeugt, sondern sich ihm geradezu aufdrängt. Wenn er in der Arbeiterklasse durchaus unpopulär ist und »daran nichts ändert, daß er jetzt hin und wieder für Arbeiter liest«, so läßt sich doch wenigstens dieses ändern — wofern es im Sinne der kulturellen Berater der Arbeiterklasse gelegen wäre, jene Meinung als die ihre gelten zu lassen. Wir beehren uns noch mitzuteilen, daß wir jeden sozialdemokratischen Verein, der mit der Bitte um eine Vorlesung des Herrn K. K. an ihn oder an uns herantritt, bis zur Klarstellung dieser Angelegenheit auf dieses an die Kunststelle der sozialdemokratischen Partei gerichtete Schreiben verweisen werden.

In vorzüglicher Hochachtung
Der Verlag der Fackel

*

Die »Kunststelle« erklärte, daß der Aufsatz nicht ohne Erwiderung bleiben werde. Die Angelegenheit, die inzwischen dem satirischen Genius der 'Reichspost', jener Kreuzung aus Greisler und Jesuiten, sehr gelegen gekommen war, ist durch den folgenden Bescheid in der Monatsschrift 'Der Kampf' (XVI, 2. Februar 1923) bereinigt worden:

D. J. Bach: Der unpopuläre Kraus.

In einem Aufsatz »Ein Künstler und Kämpfer« (erschieden im Jännerheft 1923 des »Kampf«) hat Genosse Oskar Pollak Wirken und Persönlichkeit Karl Kraus' darzustellen versucht. Diese Darstellung erscheint mir schon in ihren theoretischen Ansichten durchaus anfechtbar. Doch darüber will ich jetzt nicht streiten. Überdies sind ja Theorien an sich wenig greifbar; lebendig, existent werden sie erst in ihren Auswirkungen. Da freilich gerät man in das Gebiet der harten Tatsachen. Hier gilt nicht mehr die Behauptung an sich, sondern hier kann sofort ihre Richtigkeit nachgeprüft werden. Als Schlußfolgerung aus seinen theoretischen Ansichten über Kunst im allgemeinen und Karl Kraus im besonderen gelangt nun O. P. zu folgender Behauptung:

Karl Kraus

»steht der Arbeiterklasse, der er objektiv, nicht subjektiv, geschichtlich, nicht absichtlich dient, durchaus fremd gegenüber; und darum ist er auch, der sich der Begeisterung der bürgerlichen Dekadenz, die ihm aus allen Literaturkaffeehäusern entgegenschäumt, kaum erwehren kann, durch dessen Kritik an der bürgerlichen Welt mancher Intellektuelle auf seinem Wege zum Sozialismus hindurchkam, in der Arbeiterklasse durchaus unpopulär. Daran ändert nichts, daß er jetzt hin und wieder für Arbeiter liest; aber er hat nie eine Zeile für Arbeiter geschrieben.«

Das ist nun nicht mehr eine »Meinung«, sondern das ist die »Feststellung« einer Tatsache, die überprüft werden kann. Mit Verlaub also: woher weiß O. P., daß Karl Kraus bei der Arbeiterschaft unpopulär ist? Ich vermute allerdings, daß Genosse O. P. sagen wollte »wenig populär«, aber gleichviel, woher weiß er das? Gegen unsichtbare Beweise läßt sich nicht polemisieren. Doch hier gibt es sichtbare Beweismittel für das Gegenteil. Es ist verwunderlich, daß Genosse O. P. von ihnen keine Kenntnis nimmt. Oder sollte die Bemerkung »daran ändert nichts« usf. eine verschämte Anerkennung ihrer Existenz bedeuten? Karl Kraus liest vor Arbeitern seit dem Winter 1918 / 1919. Er hat auch am 1. Mai 1919 gelesen, bei der ersten Maifeier der *Republik*. Wir hatten ihn im Namen der Partei dazu eingeladen, weil uns diese geistige Kraft, diese *revolutionäre* Kraft die Feier des Tages zu erhöhen schien. Das letzte Mal meines Wissens hat er vor Arbeitern am 11. und 12. November 1922 zur *Feier der Republik* gelesen, im Festsaal der ehemaligen Hofburg. Die Behörde, die auf Grund einer veralteten Zensurvorschrift gerade diese Vorlesung zu stören versuchte ¹, scheint die Bedeutung dieser Feier doch richtiger erfaßt zu haben als die neue sozialistische Kritik. In jeder dieser Vorlesungen ist Kraus mit Jubel empfangen worden, um jedesmal am Schluß wahre Huldigungen der Hörschaft entgegenzunehmen.

Nun könnte man einwenden, diese Vorlesungen seien so gering an Zahl, daß sie für die Masse der Arbeiterschaft gar nicht in Betracht kämen. Das stimmt allerdings. Genau so wie es für jede andere künstlerische Darbietung stimmt, die wir heute den Massen zugänglich machen können; immer ist nur ein Bruchteil daran beteiligt. Aber nach dieser Logik wären ja auch die größten Künstler, lebende und tote, die größten Dichter, die größten Musiker, in der Arbeiterschaft unpopulär oder wenig populär, weil mit ihren Schöpfungen die Arbeiterschaft nicht so überschwemmt werden kann wie etwa mit den Erzeugnissen einer »sozialistischen« männlichen Courths—Mahler, die auch von Arbeitern häufiger gelesen wird als Goethe und Schiller zusammengenommen. Ferner: dieser ach so unpopuläre Karl Kraus wird, seitdem er sich einmal

1 Ein angeblich von maßgebender Stelle bedauerter Zwischenfall, dessen Entschuldigung oder Aufklärung zugesagt wurde, aber bis heute nicht erfolgt ist: ein Oberkommissär wünschte fünf Minuten vor Beginn der Republikfeier jene »Vorlage der Texte«, die zu verlangen einer monarchischen Polizei selbst in den Kriegsjahren nicht im Traum der Letzten Nacht eingefallen wäre. Der Witz dieses Ansinnens wurde mit der Versicherung, daß in der Hofburg nichts für den Kaiser, sondern bloß aus den »Letzten Tagen der Menschheit« gesprochen werden solle und daß sich die Behörde in dem Punkt auf den Vortragenden verlassen könne, mühelos abgewiesen.

Anm. d. Her. [KK]

bereit erklärt hat, vor Arbeitern zu lesen, von Arbeiterorganisationen mit Ansuchen überschüttet, Vorlesungen bei ihnen zu halten, so sehr, daß wir ihm nahelegen mußten, solche Vorlesungen nur durch die Vermittlung der Kunststelle zu übernehmen, um wenigstens einem allzu großen Mißbrauch seiner Unpopularität vorzubeugen. Und die Arbeiterorganisationen wollen damit kein Geschäft machen, können keines machen, weil dieser unbeliebte Kraus auch noch die Eigenschaft hat, grundsätzlich nur für wohltätige Zwecke zu lesen, deren Auswahl er in den meisten Fällen im Einvernehmen mit den Organisationen trifft. So liest er nicht nur vor Arbeitern, sondern auch vor anderem Publikum für Arbeiter, zuletzt am 7. Jänner für die arbeitslosen Jugendlichen. Ja, aber das *andere* Publikum hat es Genossen Pollak angetan. Er schreibt:

Karl Kraus ...,

»der, um das Totschweigen der Journaille um so lauter zu brechen, nicht nur Vorlesungen vor einem Publikum hält, das aus den treuesten Abonnenten der »Neuen Freien Presse« und den grauslichsten Literaturjüngeln besteht, die er je erfinden könnte, sondern sich vor diesem Publikum, das er verachten müßte, auch noch verbeugt, und sich den Beifall zwar verbeten, aber sich ihm noch nie entzogen hat? Ja doch; was weiter? Daß einer in der Selbstverblendung auftritt, daß die, die vor ihm sitzen, auch hinter ihm stünden, ist kein Problem.«

Es wäre verlockend, auch hier auf die Theorie einzugehen und einmal zu untersuchen, was die Gefolgschaft einer geistigen Macht bedeutet; es ist immerhin ein Unterschied zwischen unmittelbarer politischer Wirksamkeit und den Nachwirkungen des Geistes. Doch wir wollen uns auch hier nicht mit den Theorien, sondern mit den behaupteten Tatsachen befassen. Nun, wer jemals in einer Kraus—Vorlesung saß, weiß, daß ihr Publikum sich von dem der »Neuen Freien Presse« einigermaßen unterscheidet, nicht zuletzt dadurch, daß in immer größerer Anzahl *Arbeiter* die Vorlesungen auch dann besuchen, wenn sie nicht von vornherein für Arbeiter bestimmt sind; und was die Literaturjüngel betrifft, so kann man nur sagen: es gibt junge Leute, denen Literatur, denen Kunst, denen Geist eine wahre Herzenssache, eine wichtige Angelegenheit ihres Lebens ist, und es ist gut, daß es solch junge Leute gibt. Sie sind auch in der Arbeiterschaft zu finden und es wäre ganz nützlich, einmal einen jungen Arbeiter zu fragen, wie er sich zu Karl Kraus stellt, den er als Vortragenden gehört hat und dessen Schriften er liest. Diese Jugend ist es, vor der sich Kraus dankend verbeugt.

Ferner: einem Vortragenden vorzuwerfen, daß er Beifallsbezeugungen entgegennehme, ist wirklich sonderbar (es kann auch nur auf einem Mißverständnis beruhen, daß Kraus sie sich »verbeten« habe.) Wir haben auch sonst genug zu tun, um dieses um sich greifende, von falschen Voraussetzungen ausgehende Beifallsverbot abzuwehren, das den Arbeitern auch in Arbeitervorstellungen jede selbstverständliche Äußerung der Freude und der Zustimmung verwehren möchte, weil das nicht würdig, nicht feierlich genug sei. Daß der Vortragende, auch ein Karl Kraus, solchen Wider-

hall braucht, das ist durch keine Theorie aus der Welt zu schaffen, sondern eine *Tatsache*, deren Notwendigkeit sich sehr wohl auch theoretisch erweisen ließe.

In Wahrheit: weil Genosse Pollak behauptet, daß Karl Kraus unpopulär ist, muß er alles, was dagegen spricht, darunter auch den jubelnden Beifall, den Kraus immer erhält, in ein Laster des Unpopulären verwandeln. Es ist wirklich ein Jammer, daß dieser Kraus den Arbeitern gar so gut gefällt; sie haben eben nicht gewußt, daß er bei ihnen nicht beliebt ist, und erfahren dies erst aus einer wissenschaftlichen Abhandlung. Kraus besitzt das Ohr und das Herz der Jugend, auch der Arbeiterjugend, und aller, die mit der Jugend gehen. Diese Feststellung vorzunehmen, die durch die Wirklichkeit anders erhärtet wird als die Behauptungen des Genossen Pollak, ist nicht etwa Sache der Opportunität, obwohl auch dies keine Schande wäre, sondern es ist einfach Pflicht der Wahrhaftigkeit. Die Tatsachen sind auch stärker als eine Theorie, welche die Arbeiterschaft von einer lebendigen geistigen Kraft der Gegenwart künstlich zu trennen unternimmt.

*

Eine Bitte an den Verlag um Erlaubnis des Nachdrucks von »Der sterbende Soldat« in der Monatsschrift der sozialistischen Arbeiterjugend Wiens »Junge Kämpfer« war von den Worten begleitet:

Ich bringe den Wunsch mit der Bitte um gütige Erlaubnis vor. Vielleicht ist es eine nicht unpassende Antwort, die jugendliche Arbeiter dem älteren Genossen erteilen, der die tiefe Erkenntnis publiziert hat, daß Karl Kraus »keine Zeile für Arbeiter geschrieben hat«.

* * *

Von Kerr:

Pschsch! ... Mm — mmm! ...

Dann als, huh, lüsternes Frauchen — daß es unter dem Brokat, hrr, nur so zuckt; wie Monna Vanna gekleidet; der Mantel rutscht. Beim Anblick des Körperbaues mengt sich im zerstreuten Parkettgast ein Traum von Kunst und wirtschaftliche Träume zu dem Begriff: Else Eckersbergbau.

Aber das ist ja schon ein Mmmausi! Der Vorgang war natürlich so: In der von einem Rosenbeet eingefassten Partie, in der diese duftigen Einfälle zustandekommen, war plötzlich, unabweisbar »Eckersbergbau« vorhanden. Auch nicht mehr unterdrückbar. Was macht man da? Machen wir. Keinem zerstreuten Parkettgast außer dem da, dem konzentrierten, keiner Katz, nur dem Maudi ist es eingefallen. Pschsch! ... Mm — mmm! ... Nicht verjagen. Gleich werden wirs haben. Jeder der Fressacks, die ringsherum sitzen, mag an Geschäfte denken, keiner ausgerechnet an »Bergbau«, keiner zugleich an solchen und an den Bau der Eckersberg. Macht nichts, machen wir. Es ist halt ein Traum von Kunst und es sind eben wirtschaftliche Träume, und zusammen mengt es sich dann unschwer zu dem »Begriff«. Natürlich muß die Basis der »Körperbau« sein, mit dem Körper allein tut's es nicht. Daß einem Gehirn, welches sich so plagen muß, bei der Vorstellung Bergbau die einer Schauspielerin und nicht die einer zu Mühsal und Gefahr verfluchten Menschheit gerät, nicht die

von schlagenden Wettern, Ertrinkungs— und Erstickungstod, nicht die von Menschen, welche selten, von Pferden, die nie die Sonne sehn; daß hier der Begriff Bergbau durch Einfall und Milieu in gleichem Maße verunreinigt wird, ist eine Schmach für sich. Und für einen Visionär dieser Art hat die literarische Jugend Deutschlands einen Protest gegen mich veranstaltet! Wer aber nicht im letzten Sommer die Reisebriefe aus England gelesen hat, weiß nicht, was schön ist und was in Deutschland vorkommen kann. Ausgerechnet den so aussehenden und so beschaffenen Kerr, den Herrn, der zu Kriegsbeginn so feine Verse über den Lügengrey von sich gab, hat das Berliner Tageblatt — sprich B. T. — den Engländern gesandt. Hrr, haben sie gezuckt. Huch, waren sie entzückt. Pschsch! ... Mm — mmm! ...

* * *

I. u. läßt nach. Dieser Bosel der Adjektive, von dem man sich schon ein paar Dutzend hätte ausleihen müssen, um den schier unerschöpflichen, unverwüstlichen, ja dantesk grandseigneuralen und dazu musivisch—arabesk pastosen und monumental federnden Reichtum zu beschreiben, hat neulich, in der Massary—Ekstase, eine Zeile von einer geradezu diaphan pitoyablen Dürftigkeit erscheinen lassen, die wie folgt aussah. Er sprach von dem

raschen, lässig—impulsiven, raffiniert sanften
Schwung ihrer Grazie, mit ihrem Lächeln, in dem unergründlich—
liebenswürdige Reize spielen, mit den leise girrenden Silberklän-
gen ihrer jubelnden Singvogelstimme.

Also da war offenbar eine Hemmung, wie wenn Raum gelassen wäre für etwas Amoureuses und etwas Rigoroses, was ihm nicht gleich einfallen wollte. Im Ernst, sollte auch dieser Urquell versagen? Es fließt nicht mehr wie einst und stockend ging es weiter:

Mit Ihrem überschäumenden und dennoch grandseigneurale
gebändigten Temperament.

Das hat die Massary mit dem Franz Joseph gemeinsam, es ist etwas Makabres und etwas Salubres, aber sichtlich auch ein Vakantes für ein Galantes und Mokantes. Dann gings zur Not weiter, von der schwebenden und — was ist das? dimenden? nein, ich sehe schlecht, nein da ist nur die Druckerschwärze schuld, das Adjektiv hat er noch nicht, es heißt: atmenden — Ruhe ihres Gesanges zu den näher beschriebenen tausend Facettentönen, es wird subtil, ausgewogen und durchfeilt, sprühend, zärtlich—leidenschaftlich und

diese *pedantische, impressible* und *ehrfürchtige* Künstlerin ist dabei eine der charmantesten Frauen, die je im Arm eines Operettenentens gelegen.

Hast e Glück. Diese kluge und feinfühlig Art nun ergibt die laute Wirkung der ganz leisen Akzente, und die Sprühkraft ihrer rassigen und anmutfedern- den Natur, *der Schmiß ihres Lächelns*, der perlende, kokette, um Sinne und Herz schwirrende Gesang, ihre Stimme leiser und verstohlener Modulationen tun ein Übriges, um

das Blut und *die Sehnsucht einer Stadt, eines Volke einer Zeit aufschäumen zu lassen ...*

Bedenkt man ferner, daß Leo Fall hier

sicherlich eine seiner besten und *passioniertesten Partituren* geschrieben hat, dahinflatternd und *eine schmissige Impression neben der andern*, darüber hinaus bisweilen mit der Süße echter lyrischer Kantilene, und eine solche, die leicht haftet, gleichsam ins Ohr schwebt, lächelt und flüstert in zierlichen, knappen, koketten Melodien, wobei aber dieser spielerische

Reiz einer soliden und sparsam—reinlichen Instrumentation entfließt, während der Text Gelegenheit zu farbigen Tableaux, amoureuosen oder travestierenden Intermezzis und der *üblichen Metierchronik* bietet mit einer gewissen Schlichtheit und Sauberkeit der Konturen und einer Reserve, die mit der Bescheidenheit des Fachwissenden dem Komponisten Stichwort und Spielraum gibt, so kann man sich schon ein Bild machen. Dazu ein Tenor, der seine männlich—galante Art hat und extra noch

sein kräftig und oft mit explosiver Wucht aufleuchtendes Organ.

Wenn man nun erwägt, daß l. u., der in zwei journalistischen Flußbetten fließt, für das zweite noch etwas Kapriziöses, Vieldeutig—Spielerisches, Seichtes und dennoch Verlockendes, sprühende Anmut und sprühende Klugheit und in jedem Stimmklang *Schnalz, Zucht und Raffinement* übrig hat, ferner eine präzise Kenntnis bewährter Gelegenheiten, eine Musik, die voll Impression, voll Laune, voll Beweglichkeit ist und *von melodischem Schmiß und Schwung flimmert*, die mehr als Staffage ist und die schlanke heiße Grazie der reizvollen Frau *mit verwandten Impulsen umsäumt*, einen Tenor *von kräftig—schmachtender Süße* sowie eine phlegmatisch—burleske Komik, so darf man schon nicht mit der Anerkennung knausern, daß sich an solchen Ufern behaglich leben und träumen läßt. Nein, l. u. ist nicht versiegt und in Anbetracht der Schwierigkeit, doppelt zu fließen, ist namentlich die Disposition bezüglich der Regie keine Kleinigkeit:

Die Regie Herrn Miksa Pregers ist *imponierend in Ihrer Entschlossenheit der Effekte*. Weniger in ihrer Abtönung. Manches Grellere (um einen *zarten Ausdruck* zu gebrauchen) ist vielleicht made in Berlin ...

Mit der andern Hand aber gerät der Ausdruck, resoluter, so:

... ragen aus dem Ensemble, das von einer *brüsk—gewandten, knallig—energischen Regie* zusammengefaßt wird.

Also gelegentliche Stockungen beweisen nichts. Ja es ist schlechthin bewundernswert, worauf sich in den Zeiten des Abbaus und der Knappheit an Rohstoffen eine Existenz gründen läßt.

* * *

O. K., der Eigentümliche, nicht fließend, sondern ein Knorr und Knubben der Kritik, so zwischen Hebbel und Anzengruber, dort wo er schon mehr Bettelheim ist, führt als seines Wesens Marke alles, was schlicht und »tümlich«:

In seinem letzten Uraniavortrag »Wiener Humoristen« erfüllte Anton Amon sein geschmackvoll lustiges, bodenständiges Programm aus Chiavacci, Pötzl, Stüber—Gunther, Ulreich und anderen wieder *mit unübertrefflicher Wientümlichkeit*.

Immerhin eine Abwechslung, nach drei Spalten welttümlicher »Pompadour«, zu der das Proletariat heranzuziehen nicht gerade parteitümlich gedacht erscheint — trotz einer Anleitung zum Verständnis.

Frau Massary zeigt Sensationstoiletten, aber die Sehenswürdigkeit sind nicht sie, sondern die Art, wie sie getragen werden.

Denn abgesehen davon, daß dies Moment auch eine Volkstheaterredoute zur Angelegenheit der Volksbildung machen und die bourgeoise Auffassung dieser Belange verklären könnte, scheint weder solches noch auch der Umstand, daß der Josef viel zu viel noch anhat, eine würdige Entschädigung jener Kreise zu verheißen, die leider viel zu wenig schon anhaben. Eine sozialistische Kunstkritik sollte ihr Amt ausschließlich in der ethischen Forderung, die zugleich

die ästhetische wäre, vertreten, daß der ganze Ausstattungsplunder, der doch heute zu nichts anderm dient, als die Todfeinde des Menschentums geil zu machen, als ein Greuel empfunden werde. Vollends wäre dort, wo ein Ministerium sich erdreistet, in den Tagen des Spitalabbaus öffentliche Gelder für ein Ballett anzubaun, nicht dieses, sondern jenes der Beachtung der Arbeiterschaft zu empfehlen. Und überhaupt wäre vor Drucklegung jeder Theater—, Musik— und Vortragskritik unerbittlich, Zeile für Zeile, zu erwägen, ob sie nicht, wie sie ist, auch im Rahmen eines bürgerlichen Blattes erscheinen könnte, und wenn dies der Fall wäre, sie selbstlos einem solchen zu überlassen.

*

Zum Beispiel jene des »Zerrissenen«, in der gesagt wurde, daß er
zwar sehr spaßig ist, aber doch zu den leichteren und *seichteren*
Stücken Nestroys gehört.

* * *

Das Neue Wiener Journal ist in der Lage, einen noch ungedruckten Beitrag zu veröffentlichen, und zwar von niemand Geringerm als Anzengruber.

Das Manuskript fand sich unter der Autogrammsammlung einer Auktionsausstellung und *stellte zunächst nichts besonderes vor ...*
Es ist aber von Anzengruber selbst geschrieben.

Ich habe ihn immer für einen starken Dichter gehalten:

Schauerhafte Morithat,

so im Sperlsaale an einem Debardeur ist verübt worden.

1. Oh Publikum, vernimm die Mordgeschichte,
Die ich mit stillem Gruße (Grausen?) Dir berichte,
Von einem Kerl,
Der beim Sperl,

Beim letzten Ball hat g'mordt ein' Debardeur —
auf Ehr!

2. Sie war ein tugendhaftes Frauenzimmer,
Debardeur war leider sie nicht immer,
Nur der Liebe
Stille Triebe
Hab'n verleitet sie zu dem Skandal —
am Ball!

3. Ihr Geliebter war ein Magrer, Großer,
Und wie die böse Welt behaupt', ein Schlosser,
Zärtlich schmeichelnd,
Liebe heuchelnd,
Schleppt er hin zum Musikballe sie —
mit Müh!

4. Wie sie tanzte dort, bekränzt mit Rosen
In der knappen, engen Männerhosen —
Ha — entsetzlich
Zieht er plötzlich
Aus der Tasch' ein Federmesser raus —
oh Graus!

8. Wie sich umdreht bei der Zepperlpolka
Schuldlos, unerfahren seine Holka,
Naht er diebisch
Und trennt bübisch
Ihr der Hosen knappen Hinterteil —
in Eil!

6. Doch des Mörders blutige Hände beben
Und der Bösewicht sticht frech daneben.
Ach die Gute
Schwimmt im Blute
Und es eilt sogleich die Polizei —
herbei!

7. Jetzt büßt er die Freveltat in Ketten.
Niemand kann und will den Frevler retten.
Die Geliebte,
Tiefbetrübte,
Starb zwölf Jahre später im Spital —
voll Qual!

8. Seitdem spukt die tote Peperl
Im Sperlsaal nachtllich und tanzt Zepperl.
Mitternächtig
Tanzt sie schwächting
Im schneeweissen Debardeurgewand —
o Scband!

9. Publikum, beherzige die Lehre,
Morde niemals meuchlings Debardeure.
Lass' dich rühren,
Denn sie spüren
Ebenso wie du gerad den Schmerz —
im Herz!

Es dürfte Bettelheim aufregen.

* * *

HERMANN BAHR—FEIER IN DER NEUEN WIENER BÜHNE.

Wiederaufführung des Lustspieles »Das Prinzip«.

Ein erster Festgruß an Hermann Bahr, der im Juli das sechzigste Lebensjahr vollendet, Vorspiel zur kommenden Gratulationscour

der Wiener und deutschen Bühnen. Man freut sich des frühen Glückwunsches des Theaters, der Gelegenheit gab, das Lustspiel wieder zu sehen, in dem man eine Auslese feiner Persönlichkeitsmerkmale des Dichters findet. Man gruppiert sie, möchte sie mit Fleiß und geduldiger Liebe zu einem Porträt fügen, aber es will nicht recht gelingen. Der ganze, große Reichtum dieses Künstlermenschen mit seiner geistigen Verwandlungsfähigkeit ist aus keinem seiner einzelnen Werke herauszufassen. Bloß die starke Grundfarbe seines Wesens ist zu spüren: Wärme, bestrickende Klugheit, die aus dem Herzen kommt, breites, österreichisches Behagen, die in aller Streitlust und Freude an geistreicher und scherzhafter Antithese brillante Motion. Dabei in der Hauptsache immer eine Einstellung in die Weite, und ein mildes, abgeklärtes, gütiges Lächeln. Bahr hat unzählige Arten von Lächeln für diese Welt, diese Menschen, und jedes seiner Lustspiele ist eigentlich eines ... Alle Figuren der Stücke haben einen funkelnden Splitter seines Geistes im Leibe, unmöglich aber, sie zu einem definitiven Bilde zu versammeln. Er ist in immerwährender Bewegung und durchbricht und überschäumt die Dämme jeden Formulierungsver-suches. Das läßt ihn immer jung und reizvoll erscheinen.

Im »Prinzip« lächelt Bahr über einen edlen Freigeist, der mit seinen Grundsätzen an der Vielfalt des Lebens scheitert. — Der Beifall war besonders nach dem zweiten Akt stark und anhaltend. Das ganze Haus beteiligte sich daran. Er wurde zur herzlichen Ovation für den Dichter.

Man sieht ordentlich, wie es ihr wohltut, wie es für die Düsternisse der »Letzten Nacht« entschädigt und wie anders dies Zeichen auf sie einwirkt. Ich glaube, man nennt das in diesen Kreisen — um sicher zu gehen, müßte ich Liebstöckl befragen —: sich benachezen. Der ins Kunstressort und nun zur authentischen Deutung der »Pippa« berufene Gerichtssaalberichterstatter (nein, was es alles gibt!) kann sich gar nicht genügen. Es war eigentlich zu befürchten, daß die bekannten Er— und Repressalien erfolgen würden, aber nach der Letzten Nacht kommt doch immer noch ein Tag und konträr, die Parole lautet: Loben, bis er zerspringt! Hab ich auch nur ein einziges Lächeln, wo jener unzählige Arten von Lächeln hat für diese Welt? Hab ich in aller Streitlust und Freude an geistreicher und scherzhafter Antithese eine brillante Motion? Hab ich breites, österreichisches Behagen und was sonst so aus dem Herzen kommt? Also! Und speziell sie, die zu allem was ich sage wie der Todesengel im »Hannele« schweigt — weil jeder durch den Eingang muß außer mir —, speziell sie mußte die Sprache wiederfinden, wenn der Tag der sechzigste Geburtstag eines Lieblinges ist, der zwar mit den Benedikts längst nicht mehr in Concordia, sondern im Konkordat lebt, dessen Ausschweifungen ins Katholische man aber (wenngleich mit besorgter Einrede in Klammern: Bitte, wir sind ein Judenblatt) gewähren läßt. Denn er hat die Einstellung in die Weite, und da vertragen sich die verschiedenen Konfessionen und Rassen des Schmocktums, die sich sonst hart im Raume stoßen, vortrefflich. »Lass' mr halt jedem sein' Freud« heißt ein Refrain bei Nestroy. Und so dachte auch ich, als ich, für den 15. Februar an den Termin einer Vorlesung gebunden, darauf bestand, daß an diesem Abend nicht die bereits angekündigte »Letzte Nacht«, sondern der sechzigste Geburtstag begangen werde. Trotz großen Personalschwierigkeiten habe ich es im letzten Augenblick durchgesetzt, daß das Vorspiel zur kommenden Gratulationscour der Wiener und deutschen Bühnen stattfand und der frühe Glückwunsch abgegeben wurde. Es war meine Ge-

burtstagsüberraschung; er und sie ahnen nicht, wem sie es zu verdanken haben. Und werden hingehen und sagen, ich sei neidig, haßerfüllt, eitel und ehrgeizig. Gut, meine wohltätigen Zwecke mögen sie nicht gelten lassen (und wo ich mich vordränge, sich vornehm zurückhalten). Aber wenn der Verzicht auf Tantiemen zu Gunsten des Hermann Bahr nicht von christlicher Nächstenliebe zeugt, dann bleibt wirklich schon nichts übrig, als beim Austritt aus der katholischen Kirche in die Concordia einzutreten.

Frau Fanto trägt ein Ecreu—Creme—Crepe—Souplekleid

Die Bedienerin Seraphine P. war vor dem Bezirksgericht Fünfhaus wegen Diebstahls angeklagt, weil sie bei dem Stande der Fleischhauerin Anna Stummer auf dem Brunnenmarkt ein Stück Selchfleisch, das über dem Verkaufstisch hing und durch eine Bewegung der Stummer herunterfiel, an sich nahm. Die Ladeninhaberin bemerkte das und fragte die P., was sie da genommen habe. Die P. ließ das Fleisch fallen und lief davon. Man verfolgte sie aber und sie wurde arretiert. Bei der Verhandlung gab sie an: »Ich kam auf den Markt, um nach Abfällen zu fragen. Plötzlich hat es mich erfaßt! Ich weiß nicht, was es war. Ein Schwindel hat mich ergriffen. Ich muß viel Hunger leiden.« — Der Richter Oberlandesgerichtsrat Dr. Nehoda bestätigte das mit den Worten: »Ihnen sieht der Hunger aus den Augen!« Die Frau ist nämlich ein Stück wandelnden Elends. Tief in dem blassen Gesicht liegen die müden Augen. — Die Angeklagte erzählte, daß sie acht Kinder zu betreuen habe, einige seien Doppelwaisen nach ihrem Bruder; für sie erhalte sie 39.000 Kronen Verpflegungsgebühr monatlich, einige Kinder habe sie selbst, die sich noch nicht ganz erhalten können, und ferner habe sie auch die Kinder ihrer Tochter bei sich. Zur Ernährung aller acht Kinder habe sie im ganzen 155.000 Kronen monatlich! Der Richter sprach die Angeklagte frei, da sie unter unwiderstehlichem Zwang gehandelt habe, denn die Verhältnisse, unter denen die Frau zu leben gezwungen ist, haben ihre Widerstandskraft gebrochen, und als sie das Fleisch nahm, ist sie unwiderstehlichem Zwang unterlegen

Man darf nicht generalisieren, in derselben Stadt spielte sich ja doch auch das folgende Ereignis ab:

In der Wiener Gesellschaft gab es in den letzten Tagen *nur einen* Gesprächsstoff, *eine einzige* Skandalaffäre, die in allen Details erörtert und durchbesprochen wurde: den Spielverlust, den der in Wiener Gesellschaftskreisen wohlbekannt Herr (Baron) Groedel erlitten hat. Herr Groedel, eine auch in allen Spielerkreisen vielgenannte Persönlichkeit, hat im Wiener Klub vorige Woche in einer Nacht den auch für heutige Zahlenbegriffe stattlichen Betrag von

1½ Milliarden Kronen

verloren. 24 Stunden später wurde bei der Polizeidirektion eine Anzeige erstattet, die von einer dem Herrn Groedel vollständig

fernstehenden Dame herrührte, die den Spielverlust, den er erlitten, zum Anlaß nahm, um Klage gegen die Bac—Seuche in den *führenden* Wiener Klubs zu führen. Die Dame, so nimmt die Polizeidirektion an, hat lediglich aus Zorn, daß ihr Gatte die Nächte am Spieltisch statt zu Hause verbrachte, die Anzeige erstattet.

Die Polizeidirektion beschäftigte sich nunmehr mit der Affäre und erhielt tatsächlich genaue Kenntnis von dem großen Spielverlust des Herrn Groedel. Die Folge davon war, daß Polizeipräsident Schober in seiner *taktvollen*, aber doch ungemein energischen Art die Präsidenten der drei *führenden* Wiener Klubs, des Jockeiklubs, des Wiener Cercle und des Wiener Klubs zu sich lud und ihnen unter Vorhalt der Anzeige und der Affäre Groedel *das Versprechen abnahm*, nicht mehr Baccarat in den Klubräumen spielen zu lassen. Polizeipräsident Schober *verhehlte den Klubvorständen nicht*, daß er sich *veranlaßt* sehen würde, polizeiliche Revisionen in den Klubs vornehmen zu lassen.

Herr Groedel, *der große Verlustträger*, ist, wie uns mitgeteilt wird, allerdings in der Lage, den Verlust von 1 ½ Milliarden Kronen leicht zu verschmerzen. Er besitzt in England ein Vermögen, das man in eingeweihten Kreisen mit 600.000 Pfund Sterling beziffert und das er frei bekommen hat, weil er polnischer Staatsbürger ist. Wie man uns übrigens berichtet, hat Herr Groedel an dem der verlustreichen Nacht folgenden Abend den stattlichen Betrag von 900 Millionen Kronen zurückgewonnen.

Wenn also für die Ordnung dieser Welt nichts mehr zu wünschen übrig bleibt, als daß der Polizeipräsident etwas taktloser wäre, so bleibt doch der Verlust von 600 Millionen Kronen zu beklagen, dem allerdings ein ebenso großer Gewinn auf der anderen, taktvoller Weise nicht genannten Seite gegenübersteht. Ob aber in den drei führenden Wiener Klubs — wohin sie führen, wird gleichfalls mit Takt verschwiegen — nun nicht mehr Baccarat gespielt wird, ist nicht ganz so sicher wie die Tatsache, daß der österreichische Staat eher die ärmste Wienerin wegen Mundraubs als den reichsten polnischen Juden wegen Hasardspiels anklagen wird. Doch laßt uns den Blick erfreulicheren Bildern zuwenden:

Eine Million Kronen wurde Samstag Nachmittag für eine Eintrittskarte zur Volkstheater—Redoute geboten. Sie wäre wohl noch höher gehandelt worden, wenn Ware vorhanden gewesen wäre, aber es gab nicht eine Karte mehr — — und so mußten Viele verzichten, das schöne Fest mitzumachen. *Es kann ihnen leid tun.* — — Schöne Frauen gab es die Menge. Sie waren auch *geistreich* und *unternehmungslustig*: Faschingsamstag ist, vielleicht gibt es doch noch ein Abenteuer, ehe der Aschermittwoch einzieht. *So mancher und so manchem mag die vorgestrige Redoute ein Erlebnis geworden sein.* — — Die Haute finance, die Großindustrie und die Kunst waren zahlreich vertreten. Unter anderem waren erschienen: — — Castiglioni — — die Direktoren — — die Bankiers — — Siegfried Trebitsch — — dann waren auch noch zum Feste gekommen — — Marischka — — Dörmann — —

Und noch immer strömten neue Besucher herbei. Die Menge drängte sich Kopf an Kopf.

Da war es freilich mit intimen Ballgesprächen und *diskreten Redoutenzärtlichkeiten* schlecht bestellt; kein Eckchen, in dem man

ungestört gewesen wäre und wohl dem, der Lokalkenntnis besaß und entlegene Gänge und Treppen zu finden wußte.

Dort ging's zur Not, es brauchte aber lange, bis sich die Jugend ihr Tanzrecht eroberte, und so oft einer in dem Gedränge anknüpfen wollte: Schöne Maske, ich kenne dich!, war es der Dörmann. Es war gleichwohl ein Erlebnis, und alles in allem kann man sagen, der Ausländer würde ein falsches Bild von Wiens Frauenwelt bekommen, wenn er seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf das Bezirksgericht Fünfhaus konzentrieren wollte. Wo viel Schatten, ist auch viel Licht und der Objektivität halber muß festgestellt sein:

Die heutige Karnevalsmode gießt eine Fülle strahlenden Glanzes über die Frauen aus. Gold, Silber, Stahl, Straß, Perlen, *vereinzelt auch Pailletten* funkeln um, die Wette, dazwischen leuchten wundervoll getönte, *satte* Farben, alle Schattierungen kräftigen Grüns, Cerise, Terracotte, Kobalt, Feuille mort, Amethyst und Weiß. Auf der Volkstheater—Redoute einte sich diese flimmernde, gleißende Pracht zu einem berückenden Gesamtbilde.

Man wird gleich in medias res geführt und erkennt, daß zwar hin und wieder Frauen hungern mögen, aber dafür an den anderen selbst die Farben satt sind. Wie unser Gewährsmann versichert, hungern die folgenden namentlich oder durch auf sie passende Kennzeichen ohne Anführung bestimmter Tatsachen bezeichneten Frauen *nicht*:

Ein besonders gelungenes Werk modellschöpferischer Phantasie war das elfenbeinfarbige Crepe Romain—Kleid an Baronin Kubinsky. *Es* trug vorne und rückwärts reichen Perlenschmuck und rechtsseitig eine straußfedernbesetzte Schleppe.

Wird uns hier nur das Kleid vorgestellt, so tritt im folgenden die Persönlichkeit umso deutlicher hervor.

Frau Präsident Goldstein wirkte in amethystfarbigem Crepe de Chine mit weißen Perlstitteln ungemein distinguiert.

No und die andern vielleicht nicht?

Frau Sektionschef Valerie Adler hatte eine *gewichselte*, graue Charmeusetoilette mit gleichfarbigen Spitzen und reicher Straußsticherei gewählt, die weiße Perücke zierten orangefarbige Reierfedern, die im Tone mit dem prächtigen Straußfedernfächer harmonierten.

Frau Hofrat Bertie Sauer brillierte in einem drapierten Kleid aus köstlichem cerise *Veleurchiffon*, der weich und geschmeidig über silberne Spitzen niederfiel.

Indem ich getreulich den Spuren des Charmeurs folge, der den Charmeusen Balsamisches ins Ohr geträufelt hat, wobei er ihnen mit dem Tarif Kühlung zufächelte, begeben mich in doppelte Gefahr. Zunächst des Vorwurfs, daß ich der Frau Fanto zur Unsterblichkeit verhelfe; aber der ficht mich nicht an, da ich sie sogar dem Hans Müller, dem Dichter der Frau Fanto, besorgt habe, und schützt überdies gegen den Ruf, nur niederreißen zu können. Dem eingewurzelten Verdacht, jedoch, daß ich die Druckfehler der Tagespresse ausbessere, begegne ich am besten dadurch, daß ich sie stehen lasse: als die kleinen Schönheitsfehler, die sich in solchen Fällen ganz apart machen und im berückenden Gesamtbilde geradezu unentbehrlich sind. Die Huldinnen müssen sie auch dort, wo es nichts kostet, in Kauf nehmen. Ich habe es freilich leichter als mein Vorgänger, der diese flimmernde, gleißende Pracht erst zusammenstellen mußte und zuweilen unter den größten Schwierigkeiten. Man stelle sich nur das Gedränge vor, da hindurchzugelangen und dann erst die Persönlichkeiten, auf die es ankommt, zu agnoszieren, ist keine Kleinigkeit. Ir-

gendwo bildet sich ein Knäuel, panikartige Rufe werden hörbar; wüßte man nicht wo man ist, würde man schwören, eine hungernde Greisin sei zusammengebrochen und nun bieten alle die Hand, ihr zu helfen.

In einer Loge *entdeckte man* Frau Iphi Castiglioni, *ganz eingehüllt* in veilchenfarbigem Samt mit einer eigenartigen grauen Perücke.

Nein, aber wie lieb! Also in solchen Momenten spüre ich erst, was ich alles nicht mitmache. Bei der Entdeckung der Iphi Castiglioni möchte ich dabeigewesen sein. Nichts hat man zuerst gesehen als etwas Blaues und wie man es auftrat, war sie drin, ein Verborgenes das hinter Veilchen blüht. Dagegen war die Überraschung in dem folgenden Fall zwar auch angenehm, aber nicht so groß:

Frau Lu Kola, die Gattin des Präsidenten Richard Kola, *konnte diesmal ihrer Vorliebe, sich von Kopf zu Fuß in eine Farbe zu kleiden, völlig nachgeben.* denn sie hatte sich *in* einer weißen Fulgurant—Toilette denn sie hatte sich *zu* einer weißen Fulgurant—Toilette *entschlossen*, die mit den gleichen Schuhen und Haaren ein apartes und reizvolles Ensemble bildeten.

Recht hat sie gehabt, warum sollte sie zögern, wer sollte es ihr mißgönnen? Was mich aber an dieser Angelegenheit am meisten fesselt und nicht mehr loslassen wird, ist nicht so sehr der heroische Entschluß, der offenbar in einem Momente der Eingebung rapid gefaßt wurde, als die Frage, ob für die ursprünglich verworfene, aber mitgedruckte Zeile auch gezahlt werden muß. Ich werde sterben und es nicht erfahren, vermute jedoch, daß sich Herr Kola nicht herstellen wird. Hat uns doch Hermann Bahr erst kürzlich versichert, daß er eine Ebner—Eschenbach—Natur ist. (Das sind meine Probleme, also ganz andere als die Keyserlings.) Freilich, in der Familie scheint Zwist zu herrschen.

Im Gegensatz dazu trug Frau Arthur Kola eine schwarze Paillettenrobe und schwarze gebogene Stutzreihel Im Haar.

Das sind offenbar die vereinzelt Pailletten, für die weniger zu zahlen ist. Wie anders wirkt neben solcher Kargheit dies Zeichen auf mich ein:

Aus einer Parterreloge *grüßte* die pikante Erscheinung der Frau Oberbaurat Sachsel in einer gelbsilber brochierten Toilette mit zarten, hellgelben Tüllflügeln, die graziös von den Schultern *herabrieselten*. Das *Köpfchen* umrahmte eine von einem Rosendiamant gekrönte, weiße Perücke.

Und nun überstürzen sich die Ereignisse: Während die imposante Erscheinung der Frau Direktor Nelken sich repräsentierte, bekundete Frau Renee Hirsch—Thorn ihren guten Geschmack, welche Gelegenheit die Gattin des Großindustriellen Paul von Frankel benützte, einen wunderschönen Anblick zu bieten, jedoch nicht ohne daß Frau Generaldirektor Stein aufgefallen wäre. Von mir aus, dachte Frau Generalsekretär Dr. Fischer, die zu den schönsten Erscheinungen im Saale gehörte, da gab aber auch schon ein cerisefarbiges Crepe romain—Kleid mit opalisierenden Glasperlen über dem ganzen Devant die richtige Umrahmung für die Reize der Nelly Inwald von Waldtreu und Frau von Elissen ließ sich in einer aprikosenfarbigen Crepe de Chine—Toilette mit Silberstiftelstickerei und einem herrlichen Kopfputz bewundern. Das war aber noch gar nichts.

An Frau Fritz Lederer *gleißte* ein gewickeltes Silberlamebrokatkleid mit gestickter Perltaile.

Ja Schnecken, dachte Frau Else Lederer, dem Mutigen gehört die Welt und *bekannte sich* in einem prachtvollen pastellblauen Krinolenkleid aus Taffet mit Stahlspizentaille zur Moderichtung der Stilrobe.

Die Bahn war gebrochen und so war es denn für Frau Adrienne Lieblein ein Leichtes, eine ungemein schicke, weiße Tulgurant—Toilette zu zeigen, die wohl identisch ist mit der Fulgurant—Toilette, zu der sich Frau Kola entschlossen hatte, aber von jener unterschieden durch aparte Drapierung mit großer rosa Rose auf der rechten Schulter. Gesagt, getan. Es folgen Bekennerrinnen und Bekannte, Entdeckerinnen und Entdeckte, aber wie nicht alle es dem Forscher so schwer machen wie die Castiglioni, so hat auch nicht jegliche die Tatkraft einer Kola und den Mut einer Lederer. Während zum Beispiel gleich Maria Arnoldy dem Redoutencharakter des Abends insoferne eine Konzession machte, als sie über ihre geraffte weiße Crepe de Chine—Toilette mit schwarzer Perlenstickerei ein duftiges schwarzes Tullcape trug, bildete das, was Frau Dr. Ing. Porides aus Warschau trug, eine kleine Sehenswürdigkeit. Was blieb da der Mignon Taussig zu tun übrig? Sie huldigte. Und zwar der neuesten Modelinie in einem ganz glatten, engen Kleide aus pastellblausilbernem Lame, das alle Vorzüge ihrer gertenhaft schlanken Erscheinung zur Geltung brachte, voilà. Dagegen betonte den Reiz mädchenhafter Anmut an Fraulein Grete Doktor das ihre. Jedem das seine. Manche wirken wie sie sind, manche tun noch ein Übriges, so Frau Lola Ebenstein, die in einer gewickelten rosa—goldenen Lametoilette und weißer Perücke die zahlreichen Verehrer ihrer Schönheit intriguierte. Für sich selbst sprach wieder Paulette Grünzweig, deren Grazie durch ein ganz neues Pariser Modell erhöht wurde, das vorne bis an den Hals reichte dagegen rückwärts stark dekolletiert war. Tolle Welt. Im Staate Hainischs kann jede nach ihrer Fassung selig werden. Fand Frau von Adamkiewicz allgemeinen Beifall, so hatte sich Frau Direktor Süß eingefunden; gefiel an Frau von Sarköffy ganz besonders die Silbercoiffüre, so erschien das Stilkleid der Frau Gisi Sobotka geradezu märchenhaft; erbrachte Frau Martha Brunner den Beweis, wie elegant diese Kombination auch mitten im Farbenrausch aussieht, so nahm Frau Lucie Kastner der Frühjahrsmode einen ihrer zartesten Einfälle vorweg. Mit dem Raffinement solcher Rechnerinnen will das reizende Schwesternpaar Hahn nichts gemein haben, das einfach zu allgemeiner Bewunderung Anlaß gab, während sich die jugendfrische Erscheinung der Frau Gertie Luttinger in etwas hüllte. Es trägt jedes auf dieser Erde seine Last. Frau Sophie Meth wußte sie schick und apart zu tragen, Frau Kommerzialrat Leiner dagegen, da sage ich schon gar nichts, das ist eine Gewissensangelegenheit, denn sie

konnte in einer myrthgrünen Brokattoilette ihrer heuer so modernen Lieblingsfarbe treu bleiben.

Doch verschieden fallen die Lose. Eine war in ihrer Toilette erschienen, da wird weiter kein Aufhebens gemacht, der andern aber wird nachgerühmt, daß die ihre eine kleine Sensation bildete. Wo bleibt da die Gerechtigkeit? Hervorragend reizvoll war die eine in ihrem Kleid, aber doch, wie deutlich zu verstehen gegeben wird, durch eben dasselbe, während bei der andern das Kleid gefiel, aber ebenso seine Trägerin; von der einen heißt es in einer Zeile, nicht der Rede wert, sie habe etwas angehabt, von der andern immerhin, daß sie schön war, während man Frau Trebitsch mit Vergnügen bemerkte. Was aber in dieser Farbenorgie das Auge am meisten anzieht, ist der Nuancenreichtum, über den die Epik verfügt und vor dem auch dem Staatsanwalt so die Augen übergehen, daß er die einzige Nuance, die in dem Farbenrausch doch fehlt, nicht vermißt: das Kreuz, das die Damen aller Konfessionen dort tragen müßten, wo sie am dekolletiertesten sind. Sonst herrscht tollste Abwechslung. Und wie erst bei den Vertreterinnen der Bühnenwelt, denen die Presse es ja auch nicht umsonst tut. Die eine vertrat mit der ihr eigenen Liebenswürdigkeit, die andere sah fabelhaft aus, diese wirkte imposant, jene brachte eine

neue, sehr glückliche Note in das Gesamtbild, ohne daß sich der Preßstaatsanwalt auch nur für die interessierte; eine ward angenehm bemerkt, die andere trug, die dritte machte die Honneurs, die vierte zog die bewundernden Blicke an, diese war wunderschön, jene ließ sich überaus vorteilhaft umglänzen, die hier hatte gewählt, die nächste trug etwas feenhaft Schönes, die dort war ungemein nobel und selbst da merkte der Staatsanwalt noch nichts. Viel bestaunt wurde, ein Toilettewunder zeigte, durch den Saal wirbelte, allerliebste sah aus, von berückendem Reiz war, sehr apart wirkte, Magda Sonja bezaußerte und Josma Selims lustiges Köpfchen (wo blieb Benatzky? kann sie ohne diesen?)

lachte über einer Robe aus amethystfarbigem Silberbrokat und über eine Behörde, die keine Spielverderberin ist und die die Frage:

Wer hätte alle Schönheit entdecken können, wer alles erraten, was sich hinter Masken versteckte?

nicht mit der Erkenntnis beantwortet: »Jeder, der dafür bezahlt wird!« und die, weit saumseliger als die Presse, nicht in jedem einzelnen Fall auf das Dekolleté klopft mit einem unerbittlichen: »Schöne Maske, ich kenne dich!« Aber sie attrapiert lieber verhungerte Arbeiterinnen in ihren letzten Zügen. Einem ehrlosen Staat bleibt nichts übrig als der Zuhälter einer ehrlosen Presse zu werden, die als ein Aussatz der ehrlosesten Zunft die Sprache zum Handwerk des Toilettedienstes prostituiert. Wahrlich, ich kann keiner Fanto ein Haar krümmen und ich weiß, auch der Kommerzialrat krümmt sich, wenn er getreten wird. Doch wenn es einen Zeitpunkt gegeben hat, von Gott gesetzt zur Errichtung einer Diktatur des Proletariats, so war es die Volkstheater—Redoute und zwar gerade in dem Moment, in dem man in der Veilchenhülle die Iphi Castiglioni entdeckt hat. Ich hätte eine Million für das letzte Billet geahlt, um dabei zu sein, ich hätte die Freigesprochene des Bezirksgerichtes eingeführt, ich hätte mit ihr über den Spielverlust im Wiener Klub geplaudert, denn es war der Gesprächsstoff Wiens, und, wenn's schlecht ausging, wie Lear Cordelia sie fortgeführt:

Nein, nein, nein, nein! Komm fort! Zum Kerker, fort!
Da laß uns singen, wie Vögel in dem Käfig.
Bitt'st du um meinen Segen, will ich knien
Und dein Verzeihn erflehn; so woll'n wir leben,
Beten und singen, Märchen uns erzählen,
Und über goldne Schmetterlinge lachen.
Wir hören armes Volk vom Hofe plaudern,
Und schwatzen mit; wer da gewinnt, verliert;
Wer in, wer aus der Gunst; und tun so tief
Geheimnisvoll, als wären wir Propheten
Der Gottheit: und so überdauern wir
Im Kerker Ränk' und Spaltungen der Großen,
Die ebbn mit dem Mond und fluten ...

Auf solche Opfer streun
Die Götter selbst den Weihrauch. Hab' ich dich?
Wer uns will trennen, muß mit Himmelsbränden
Uns scheuchen wie die Füchse. Weine nicht!
Die Pest soll sie verzehren, Fleisch und haut,
Eh' sie uns weinen machen — !

Und wär's nur ein Augenblick gewesen — ich hätte sie mit aller Farbenpracht
von den Schultern der Verurteilten des Weltgerichts behängt



(U n v e r k ä u f l i c h e r A n z e i g e n r a u m)

VERLAG „DIE FACKEL“, WIEN

In Buchhandlungen darf auf diese Preise kein Verkaufszuschlag gemacht werden.

TRAUMSTÜCK

Pappband K ö 14.— Leinen K ö 18.—

Porto und Verpackung K ö 2.—

DIE LETZTEN TAGE DER MENSCHHEIT

2. Auflage (6.—10. Tausend)

Broschiert K ö 44.— Leinen K ö 54.— Leder K ö 96.—

Porto und Verpackung K ö 3.—

WORTE IN VERSEN VI

Pappband K ö 15.— Leinen K ö 18.—

Porto und Verpackung K ö 2.—

UNTERGANG DER WELT DURCH SCHWARZE MAGIE

Broschiert K ö 48.— Leinen K ö 60.—

Porto und Verpackung K ö 3.—

1923 erscheint: **Sprachlehre**, 1 Band
 Literatur und Lüge, 2 Bände

Die Zusendung von Drucksachen, Ausschnitten, Einladungen, Manuskripten oder Mitteilungen irgendwelcher Art

ist unerwünscht. Antwort oder Rücksendung erfolgt in keinem Falle. Rezensionsexemplare werden verkauft, der Erlös wie auch die eingesandten Porti einem wohlthätigen Zwecke zugeführt.

Inhalt der vorigen fünffachen Nummer 608—612, Dezember 1922:

In eigenster Sache / Glossen / Phantome / Notizen / Ein Kleist-Brief / Vorlesungen / Großmann, der Herzensdieb / Das schmutzige Brot /

Die sechste Großmacht

Mit einer Beilage

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus, Wien
Druck von Janoda & Siegel, Wien III., Hintere Zollamtsstraße 3